It. coll. 26/8

It. coll. 26-8

<36619996110015

<36619996110015

Bayer. Staatsbibliothek

Geschichte
der
merkwürdigsten
Reisen
welche
seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser
und zu Land unternommen worden sind.

Von
Theophil Friedrich Ehrmann.

Achter Band.

G.W.B.D.

Frankfurt am Main, 1793
in der Hermannischen Buchhandlung.

Wb/50/102

Geschichte
der
merkwürdigsten Reisen.

Achter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorrede.

Da ich bei diesem Bande nur sehr wenig vorzuerinnern habe, indem das Innhaltsverzeichniß alles Nöthige über den Gehalt desselben sagt, so will ich diese schikliche Gelegenheit benuzzen, um meinen Lesern überhaupt, welchen doch in einiger Rüksicht daran gelegen seyn dürfte, und dann meinen Gönnern und Freunden insbesondere eine Erklärung über meine Autorschaft zu geben, die um so nöthiger ist, da mehrere Schriften, die ich nicht geschrieben habe, unter meinem Namen herausgekommen sind, und noch immer mir zugeschrieben werden, ob ich gleich schon im 40sten Stük des Intelligenzblatts der Janaer allgemeinen Litteratur-Zeitung vom 28 März 1792 deutlich erklärt, daß ich nicht der Verfasser jener vielen Schriften bin, und mich dabei gegen den daraus fliessenden Vorwurf der Vielschreiberei beßtens verwahrt habe.

Ich will mich hier, erlauben Sie es, meine gütige Leser, noch etwas weitläuftiger darüber erklären.

Schon in der Vorrede zum ersten Bande dieses Werks sagte ich Ihnen, daß ich von den frühesten Jahren meines Lebens an mit leidenschaftlichem Eifer die historischen Wissenschaften und insbesondere Geographie und Statistik studiert habe, und daß ich mit ungeduldiger Sehnsucht nach mancherlei widrigen Schiksalen, nur den günstigen Zeitpunkt abwartete, in welchem ich mich wieder ganz meinen Lieblingsstudien weihen könnte.

Der in dieser Rüksicht günstigere Zeitpunkt kam endlich, und seit drei vollen Jahren lebe ich jezt wieder ganz allein meinem historischen Studium, und wandle unverdrossen die mir selbst vorgezeichnete Bahn fort, so sehr dieselbe auch mit Schwierigkeiten besäet, und mit Unannehmlichkeiten umgeben ist, die der deutschen Schriftstellerei eigen zu seyn scheinen.

Die erste Frucht meiner selbstgeschaffenen Musse war diese Geschichte der merkwürdigsten Reisen — mein Lieblingswerk, das ich nun seit drei Jahren mit Eifer fortgeführt, und nie einen Moment aus den Augen verloren habe. Der schmeichelhafte Beifall eines sehr zahlreichen Publikums, den dasselbe gleich Anfangs zu erhalten das Glük hatte, war mir Aufmunterung und Sporn zu seiner immer weitern Vervollkommnung, so weit es meine oft unangenehme Lage zuließ, und machte mich die

hämischen Nekkereien einiger sogenannten Kunstrichter vergessen.

Da nun dieses Werk so sehr alle meine Aufmerksamkeit erforderte und fesselte, so wurde es bald der Mittelpunkt, um welchen sich alle meine schriftstellerischen Arbeiten herumdrehten. — Afrika, welchem Erdtheile die erste Abtheilung dieser meiner Geschichte der Reisen gewiedmet ist, ward der Hauptgegenstand meines Studiums, bei welchem ich zugleich einige Entdekkungen machte, die ich dem Publikum auch neben jenem Hauptwerke mittheilen zu dürfen glaubte.

So entstand zuerst meine Bibliothek der neuesten Länder- und Völkerkunde, von welcher seit 1790 drei kleine Bändchen erschienen sind — eine Sammlung von mancherlei, ich glaube interessanten Beiträgen zur Erdkunde, besonders von Afrika, von kleinen Reisebeschreibungen, übersezten Aufsäzzen und Auszügen — wenig Eigenes ist darunter! — Diese Sammlung ist eine Aehrenlese im geographischen Felde, die vielleicht manch brauchbares Weizenkörnchen enthält! —

Daß ich diese kleine Sammlung neben meinem Hauptwerke herausgeben konnte, ohne diesem zu schaden, ja daß jene mir bei diesem vieles nüzte — das werden meine Leser selbst einsehen!

Auf demselben Wege führte mich mein Studium der Kunde von Afrika, auch zu der Herausgabe der Reisebeschreibung des P. Lobo nach Habessinien, an deren erstem Bande (welcher auf lezter Ostermesse erschienen ist) ich über ein ganzes Jahr gearbeitet habe. Der zweite Band, welcher eine weitere Beschreibung von Habessinien enthält, wird zu dieser Herbstmesse ausgegeben werden können.

Dies ist nun Alles, was ich, einige kleinen Aufsäzze abgerechnet, in drei vollen Jahren, bei dem freien Genusse meiner ganzen Zeit, und bei meiner einsiedlerischen Lebensweise selbst für den Druk geschrieben habe!

Mein im Jahr 1791 erschienener Grundriß der Staatenkunde gehört nicht hieher, denn dieser ist, wie die Vorrede bezeugt, schon im Jahre 1788 geschrieben worden. Von diesem gebe ich jezt eine neue ganz umgearbeitete und erweiterte Auflage heraus, welche zugleich ins Französische übersezt wird.

Wie es aber nun kömmt, daß mir noch mehrere Schriften zugeschrieben werden; dies muß ich nun den geneigten Lesern, die etwa an meinen Autorsschiksalen einigen Antheil nehmen, noch kurz erklären.

Meine Bekanntschaft mit mehreren Buchhandlungen brachte mir mehrere Aufträge, die

ich selbst nicht übernehmen konnte; dabei hatte ich einen Freund, einen jungen Mann, der schon vorher mit Ehren als Schriftsteller aufgetreten ist; dieser war damals in einer etwas mißlichen Lage; ich empfahl ihn deßwegen meinen bekannten Buchhändlern, und übergab ihm diejenigen Aufträge derselben, die ich theils wegen Krankheit, theils wegen anderer Ursachen nicht selbst übernehmen konnte und wollte. — So entstanden dann verschiedene Bücher und Büchelchen, die unter meinem Namen in die Welt hinaus kamen, ohne wirklich von mir zu seyn. Wie es aber dabei zugieng, daß mein Name auf Titel und unter Vorreden von Werken kam, die ich nicht verfaßt hatte — das wird für meine Leser kein Räthsel seyn!

Die auf diese Art entstandenen Schriften und Schriftchen, gegen deren mir aufgedrungenes Eigenthum ich hier protestiren muß, sind folgende:

1) Brissots Reise nach Nordamerika. Aus dem Franz. übersezt (Hier sollte ein Strich seyn, und darunter stehen: Herausgegeben) von T. F. Ehrmann. gr. 8 Dürkheim bei Pfähler. 1791.

Von diesem Buche ist weder Uebersezzung noch Vorrede von mir, sondern bloß die kleinen Zusäzze am Ende, die, um einer andern Uebersezzung zuvorzukommen, so eilig in die Drukke-

rei geliefert werden mußten, daß ich sie nicht einmal vorher noch durchsehen konnte. Die Uebersezzung, die selbst von Kennern gelobt worden ist, habe ich, so viel es die Eile des Druks erlaubte, im Manuskript durchgelesen, und hier und da noch etwas verbessert — sie ist, so wie die Vorrede und Einleitung von meinem obenerwähnten Freunde.

2) Die Holländer, eine karakteristische Skizze aus der Völkerkunde. Mit 18 Kupfern. 8 Leipz. und Jena 1791. bei Schneider.

Dieses Büchelchen schrieb mein Freund, während ich krank war. Der Verleger, ein alter Bekannter, hatte zwar mir den Auftrag dazu gegeben, ich konnte mich aber demselben aus angeführter Ursache nicht unterzeichnen, übergab ihn, da die Sache so sehr Eile hatte, jenem jungen Manne, und hatte dann nicht mehr Zeit, das Manuskript zu durchlesen. Es ist ein Broschürchen von vier Bogen!

3) Kurze Beschreibung von Abyssinien und seinen heutigen Bewohnern. Ein historisch-geographischer Auszug aus J. Bruce's Reise nach den Nilquellen. 8 Leipzig. Bei Weigel und Schneider, 1792. (Macht auch die 2te Abtheilung des XVIII. Bandes der Bibliothek der neuesten Reisebeschreibungen aus.)

Mit diesem hat es gleiche Bewandniß. Nichts in diesem ganzen Auszuge, selbst die Einleitung nicht, unter welcher mein Name steht, ist von mir, als der Nachtrag am Ende, dessen Veranlassung leicht einzusehen ist! — Herr Schneider in Nürnberg gab mir den Auftrag, einen solchen Auszug aus Bruce's Reise zu besorgen, und ich übertrug dem zu Folge diese Arbeit, der ich mich nicht unterziehen konnte, meinem mehrerwähnten Freunde, welchem ich den Plan dazu vorzeichnete, ohne mich weiter damit befassen zu können.

Dies ist kurz die Geschichte dieser mir zugeschriebenen Schriften, die, nach meiner Ueberzeugung nicht schlecht sind, und gewiß den Zwek zu welchen sie von ihren Verlegern selbst bestimmt waren, erfüllen. Da ich aber dennoch bald bemerken mußte, daß ihre Erscheinung einen nachtheiligen Einfluß auf meine schriftstellerische Ehre haben könnte, indem gewisse Leute, den Vorwurf: „ich mische mich in zu vielerlei Arbeiten, und verderbe mir meinen aufkeimenden Schriftstellerruhm, wenn ich für den Verfasser von so unbedeutenden Schriften gehalten werde„ — daraus abzogen, und mich noch überdies der Vielschreiberei beschuldigten — mich, der ich schon Jahre lang an Einem mässigen Bande arbeitete, und von meinen Herren Verlegern immer Vorwürfe wegen meiner Lang-

samkeit im Manuskriptliefern anhören muß — so ließ ich zu meiner Rechtfertigung schon im März vorigen Jahrs die obenerwähnte Erklärung in das Intelligenzblatt der allg. Litter. Zeitung einrükken.

Nun aber erfahre ich zu meinem Verdrusse, daß man auf diese Erklärung wenig geachtet, und mich noch immer in dem Verdachte der Vielschreiberei hat. Ich glaubte daher diese weitere Auseinandersezzung der ganzen Veranlassung dazu sowol mir, als auch meinen Gönnern und Freunden, unter welche ich die gütigen Leser dieses Werks rechnen zu dürfen glaube, schuldig zu seyn.

Daß ich kein Vielschreiber bin, beweist Ihnen schon die bisherige langsame Erscheinung dieses Werks. Wenn ich aber auch mehr arbeite, von jezt an mehr liefre, als mancher andre Schriftsteller, dem ein Amt die Hälfte seiner ganzen Zeit raubt, sollte dies mir zum Vorwurf gereichen? — Ich bin noch ganz unabhängig; ich stehe (ohne meine Schuld) noch in keinem Amte; ich bin Herr meiner ganzen Zeit, und diese meine ganze Zeit, weihe ich den Wissenschaften. Ueberdies habe ich von meiner frühen Jugend an in meinem Lieblingsfache soviel vorgearbeitet und gesammelt, daß ich jezt mehrere Werke herausgeben kann, ohne mich durch übereilte Sudeleien an dem Publikum

und an der Litteratur zu versündigen. Liefern doch Gelehrte, die in zeitraubenden Lehrämtern stehen, mehrere Bände zu jeder Messe, ohne daß man es wagt, ihre schriftstellerische Ehre deßwegen anzutasten! —

Ich sehe mich genöthigt, durch diese Erklärung allen solchen Vorwürfen zuvorzukommen, indem ich jezt, da ich nun mehrere Bände dieser meiner Geschichte der merkw. Reisen vorgearbeitet habe, bereit bin, einige andere Werke herauszugeben, zu welchen ich theils schon längst alle nöthigen Materialien gesammelt habe, theils welche wirklich schon lange ausgearbeitet sind, und nur noch die lezte Feile erwarten.

Um allen Mißverständnissen auszuweichen, zeige ich diese Werke vorläufig hier an. Wann sie erscheinen werden, weiß ich noch nicht, da ich mich nach der Arbeit, und nicht nach der Zeit richte — doch vielleicht schon zur nächsten Ostermesse.

Diese Werke sind:

1) Mein Handbuch der neuesten Länder- Völker- und Staatenkunde —

wovon bereits eine Ankündigung im Publikum ist. Dieses Werk sollte schon zu lezter Ostermesse erscheinen; der Druk unterblieb aber bisher, weil die Zeitumstände es nicht gestatteten,

doch wird es im Verlag des Universitätsbuchhändlers Pfählers zu Heidelberg auf nächste Ostern herauskommen. Dies Handbuch wurde schon im Jahre 1783 zum Gebrauch des Gymnasiums meiner Vaterstadt entworfen; da aber ein verdienstvoller Lehrer desselben mir zuvorkam, so hielt ich meinen Entwurf zurük, und arbeitete an seiner weiteren Vervollkommnung, bis im Jahre 1788 ein Buchhändler in Oberschwaben, den Wunsch gegen mich äusserte, dieses Handbuch zu verlegen. Ich arbeitete es daher nochmals um, und lieferte ihm das Manuskript. Nun aber machte mir der Mann Schikanen, wollte das akkordirte sehr mässige Honorar nicht bezahlen, und zwang mich dadurch, meine Arbeit zurükzunehmen. Diese verbesserte ich seither immer mehr, und hoffe, daß sie nun mit Ehren vor dem Publikum erscheinen darf.

2) Eine allgemeine Länder- Völker- und Staatenkunde, als Lesebuch für Lektürfreunde aller Klassen.

Eine noch sehr unvollkommne Probe von diesem weitläuftigern geographischen Werke ist mein Magazin der Erd- und Völkerkunde, von welchem im Jahre 1783 zwei Hefte bei Krieger, jüng. in Giessen erschienen, und von dem Publikum mit vielem Beifall aufgenommen worden sind. Das Gefühl der damaligen Beschränktheit meiner Kräfte, und einige

ungünstige Nebenumstände hinderten die Fortsezzung desselben. Dennoch verlor ich seither den Entwurf dieses Werks nie aus dem Gesichte, und glaube nun, wenn mir ein billiger Verleger die Hand dazu bietet, damit auftreten zu dürfen. Es ist eine systematisch ausgearbeitete Erdbeschreibung zur unterhaltenden Lektur für Lesefreunde, und zum Nachlesen für Lehrer und Lernende — durchaus kritisch aus den beßten Quellen geschöpft. Der erste Band soll die Geographie von Afrika umfassen, die ich nun seit mehreren Jahren ganz durchstudiert habe. Ich hoffe meinen Lesern bald ein Mehreres davon sagen zu können.

3) Ein geographisches Handwörterbuch oder alphabetisches Namenverzeichniß und kurzgefaßte Beschreibung aller Länder, Völker, Staaten, Inseln, Flüsse, Gebirge, Städte und andern merkwürdigen Oerter unsrer Erde —

liegt auch schon bis zur lezten Zeile ausgearbeitet da, und könnte vielleicht zur nächsten Ostermesse erscheinen. Schon seit bald 20 Jahren lese ich alle guten Länder- und Reisebeschreibungen, und exzerpire sie. Aus dieser beträchtlichen Exzerpten-Sammlung ist dieses Werk entstanden, das mit der möglichsten Vollständigkeit eine Kürze verbindet, die es zu einem wahren Handwörterbuch macht, das nur einen starken

Oktavband geben wird. Auch davon in Zukunft noch.

Vielleicht finde ich auch bald Gelegenheit, meine schon im Jahre 1785 angekündigte und ausgearbeitete Geographie für Frauenzimmer herauszugeben. Doch dies hängt Alles von Zeit und Umständen ab! —

Hier wäre nun, geneigte Leser, meine Rechenschaft abgelegt; halten Sie diese Geschwäzzigkeit meiner Aufrichtigkeit zu gut, und verzeihen Sie, daß ich Ihnen so lang und so vieles von mir selbst sagte. Ich glaubte es nothwendig.

Schenken Sie auch ferner Ihre Gewogenheit dem Verfasser dieses Werks, und er wird sich für alle Mühe reichlich belohnt halten! — Die Bände folgen nun schneller auf einander, und an meinem Fleisse soll es nicht fehlen, sie auch immer reichhaltiger zu machen.

Stuttgart, im August, 1793.

T. F. Ehrmann.

Inn-

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Innhalts-Verzeichniß
dieses achten Bandes.

Reisen nach Guinea. (Fortsezzung)

II. Villault de Bellefond's Reise. Im Jahr 1667. S. 3.

III. Reise eines ungenannten französischen Seeoffiziers. In den Jahren 1670 und 1671. S. 35.

IV. Otto Friedrichs von der Gröben im Jahr 1682 auf Befehl des Kurfürsten von Brandenburg Friedrich Willhelms des Grossen unternommene Reise nach Guinea. S. 67.

Nachtrag zu dieser Reise. Kurze Geschichte des brandenburgischen Handels und der brandenburgischen Niederlassungen in Guinea. S. 107.

V. Kapt. Phillipps Reise. In den Jahren 1693 und 1694. S. 115.

VI. Johann Atkins Reise. Im Jahr 1721. S. 195.

VII. Des Ritters Des Marchais Reise. In den Jahren 1725, 1726 und 1727. S. 235.

VIII. Des Ingenieurs Smith's Reise. In den Jahren 1726 und 1727. S. 279.

Beilage zu Smith's Reise nach Guinea. — Bullfinchs Lambe's Brief an den brittischen Statthalter Tinker, zu Fidah. S. 313.

Erläuterungen und Zusäzze zu diesem Briefe. S. 326.

(Im nächsten Bande folgt dann die allgemeine und besondere Beschreibung von Guinea, nebst noch einigen merkwürdigen Reisen nach einzelnen Theilen dieser Küste.)

Reisen nach Guinea.

(Fortsezzung.)

II.

Des französischen Ritters, Villault von Bellefond Reise nach den Küsten von Guinea.

In den Jahren 1666 und 1667.

Wir kommen nun zu den interessanteren einzelnen Reisen nach Guinea, von welchen wir noch Beschreibungen und Nachrichten besizzen.

Die erste derselben — in Rücksicht auf die Zeit — ist die des französischen Edelmanns **Nikolaus Villault de Bellefond**, welcher in den Jahren 1666 und 1667 diese Seefahrt machte, und sie im J. 1669 in französischer Sprache beschrieben herausgab *).

Diese Reisebeschreibung wird den beßten älteren beigezählt **). Der Zwek ihres Herausgebers war, seine Landsleute aufzumuntern, die Vortheile des Guineahandels noch besser und eifriger zu nuzzen. Er suchte deswegen Alles hervor, um den Franzosen Lust zu Unternehmungen auf Guinea einzuflössen ***).

---

*) Die engliche Uebersezzung ist, nach dem Urtheile der brittischen Herausgeber der allg. Historie der Reisen (III. B. S. 357.) schlecht gerathen.

**) M. s. im VII. B. dieses Werks S. 20.

***) Er wollte z. B. seine Landsleute bereden, sie hätten kraft ihrer früheren Niederlassungen ein älteres Recht auf diese Küste, als irgend eine andre Nazion; auch würden die Franzosen von den Negern allen andern Europäern vorgezogen, u. s. w.

Zu dem Ende fügte er auch seiner Reisegeschichte eine ziemlich weitläuftige Beschreibung der Küste von Guinea und ihrer Bewohner bei; wozu er aber wahrscheinlich die älteren Nachrichten, vorzüglich die Beschreibung des M. Arthus von Danzig benuzt hat *).

Diese geographischen und ethnographischen Nachrichten lassen wir hier weg, um sie am gehörigen Orte, so weit es dienlich ist, zu benuzzen, und nehmen hier bloß das Tagebuch unsers Reisebeschreibers, das aber gar nicht ohne Interesse ist, um so mehr, da es die erste gedrukte Nachricht von der Reise eines Franzosen nach Guinea enthält.

*) Allg. Hist. d. R. III. B. S. 357.

Nikolaus Villault's Reise nach den Küsten von Guinea.

In den Jahren 1666 und 1667.

Im Jahre 1666 erhielt ein französischer Offizier Namens **Daliez** von der französisch-westindischen Handels-Kompagnie den Auftrag, für ihre Rechnung zu Amsterdam ein Schiff auszurüsten, das nach Guinea segeln sollte.

Unser Ritter **Villault** wurde dabei als Controleur (Buchhalter) angestellt, und kam am 13ten September genannten Jahres glüklich zu Amsterdam an, wo er sich wegen der Ladung des Schiffes einige Wochen aufhalten mußte.

Am 12ten November gieng er mit dem Hauptmann **Williamburg**, einem Holländer, dem das Kommando übertragen war, mit den Holländern **Vantesk** und **Vanderberg**, und dem Schiffsschreiber **Matthews** an Bord des Schiffes, das den Namen **Europa** führte; am Tage darauf giengen sie unter Segel, und passirten den Texel. Sie stekten holländische Flaggen auf, um nicht erkannt zu werden; denn den Holländern war es scharf verboten, Fremden bei dem Handel nach Guinea behülflich zu seyn.

Unter dem wohlthätigen Beistand eines dikken

Nebels fuhren sie von den feindlichen Engländern unbemerkt durch den Kanal, und erreichten bald einige Inseln nicht weit von Portugal *). Durch Irrthum des Steuermanns verfehlten sie aber die Insel **Madera**, wo sie gerne gelandet hätten, und kamen an die Küste der Barbarei, nahe an dem Vorgebirge **Geer**, einem hohen Lande. Sie segelten zwischen den Kanarien=Inseln, und dem Vorgebirge **Bojador** hin, bis sie die Küste des weissen Vorgebirges erreichten. Dies Land ist niedrig und sandig. Bald darnach entdekten sie die Spizzen des grünen Vorgebirgs, und segelten mit dem Entschlusse an ihm vorüber, um zu **Rio=Fresko** einzulaufen. Das grüne Vorgebirge gewährt den Reisenden durch sein immerblühendes Grün den reizendsten Anblik. Sein Fuß wird von der See bespült, deren Wellen durch die verborgenen Klippen durchschnitten werden.

Nun schifften sie von da nach der Insel **Goree**, auf deren Berge an der Westseite eine Vestung liegt: Die Insel war damals in den Händen der Holländer. Nach dem ersten Kanonengrusse schikte der dortige Statthalter ein Boot mit einem Offizier zu ihnen, sie zu fragen, wer sie wären? Dieser Offizier rühmte ihnen die treffliche Lage dieser Insel in Betreff des Handels, und prieß das nahe Land und seine Produkte; vorzüglich lobte er die herrliche Jagd daselbst, und sagte, man treffe hier

*) Die Selvages.

Thiere an, von denen man in Europa noch gar nichts wußte. Er wollte sie überreden nach der **Gambia** zu gehen, wo die Engländer eine kleine Vestung haben, allein sie reisten gerade zu nach **Rio = Fresko** (Rufisko) und ankerten in der französischen Bai, die einen kiesichten Grund und niedriges Wasser hatte *). Sie schikten hierauf den Schiffsschreiber mit Geschenken für den **Alkair** (Negerbefehlshaber) die in Messern und Branntwein bestanden, ans Ufer, um Lebensmittel einzutauschen, und zu sehen, ob hier ein Handel zu machen sei. Er wurde sehr gut aufgenommen. Der **Alkair** bewirthete ihn, und versprach ihm, unverzüglich frische Lebensmittel auf's Schiff zu schikken; zugleich erbot er sich, die Ankunft des Schiffs den portugiesischen Kaufleuten, die sich tief im Lande befånden, bekannt zu machen. Er hielt Wort, und schikte sogleich einen Kahn voll Mannschaft, und noch mehrere Kåhne mit Fischen an sie ab. Die Negern waren meist nakt, oder hatten einen garstigen zerrissenen Lappen um die Lenden herum gewikkelt. Doch über ihrer Freundlichkeit bemerkten die Reisenden ihren Mangel an Kleidung nimmer sehr; denn als sie hörten, daß es Franzosen wåren, mit denen sie zu thun hatten, brachen sie über diese Nazion in ein begeistertes

*) Diese und die übrigen Gegenden von Senegambien sind in den vorhergehenden Bånden dieses Werks schon beschrieben worden.

Lob aus, und versprachen, den andern Morgen ihnen viele Waaren zu bringen. Sie erschienen auch wirklich, und an ihrer Spizze der **Alkair**, der ein ernster Mann, und ungefähr vierzig Jahre alt war, er sprach gut englisch, französisch, holländisch, und verstand die Handlung sehr gut. Er trug einen weissen kattunenen Rok mit langen weiten Aermeln, der ihm bis an die Knie reichte, und der am Halse und an den Händen zusammen gebunden war; sein Hals war mit rothen wollenen Lappen geziert, überdies hatte er lange rothe Beinkleider an, und eine Kapuze auf. Seine vornehmsten Begleiter hatten blau und weißgestreifte Kleider an. Die Reisenden schlossen mit ihm einen Vertrag. Er berichtete ihnen, daß der König nur drei Tagreisen weit von ihm wohne, und sich **Damel Biram, König von Rajor** nenne, und den Franzosen äusserst gewogen sei. Ohnerachtet dieses Volk als lügenhaft verschrieen ist, so überzeugte sie doch der **Alkair** vom Gegentheil, und hielt in allem Wort; denn es kamen auf seinen Bericht mehrere Negern aus dem Innern des Landes, um mit ihnen zu handeln. Unsre Reisenden wollten, nachdem sie einige Eßwaaren eingehandelt hatten, sich nicht länger mehr aufhalten, und segelten nach **Sierraleona** ab, wo sie den 26ten November in der vierten französischen Bai, ohnweit einer guten Quelle landeten. Sie hielten es für gut, die ostindische Flagge aufzustekken, weil ein von dem Könige des Landes beschüzter Engelländer auf dieser Insel

wohnte, der mit Kanonen versehen war. Sie schikten sogleich einige von ihren Leuten mit den gewöhnlichen Geschenken zwanzig Meilen den Fluß hinauf zu dem **König von Burre**, und liessen um die Erlaubniß anhalten, Holz und Wasser laden zu dürfen, schikten aber, ohne erst Antwort abzuwarten, ihr Boot an das Land, um sich mit diesen Bedürfnissen zu versorgen. **Villault** und der Schiffsschreiber begleiteten den Zug als Wache. Während dieser Zeit erschien der obenerwähnte Engländer **Johann Thomas** beim Hauptmann, und both ihm Elfenbein an, dieser wollte sich aber nicht mit ihm einlassen, weil er es zu theuer geboten hatte. Darüber ergrimmte der gute Mann so sehr, daß er im vollen Zorn das Schiff verließ, und mit etwa sechzehn Negern an der Quelle, wo sich unsere Mannschaft aus dem Schiffe aufhielt, landete. Zum Glük hatten sie sich mit Flinten und Aexten versehen, um die feigen Neger in die Flucht jagen zu können; das Schiff traute aber doch nicht ganz, sondern eilte ihnen ans Land zur Hülfe. Die Schwarzen verkrochen sich in das Gebüsch, wo sie sich den Tag über stille hielten, und bloß in der Nacht ein grosses Geräusch bei der Quelle machten. Den andern Tag besuchten die Reisenden die Quelle in der nämlichen Absicht wieder; es liessen sich zwar wieder einige Schwarze sehen, allein sobald sie blind auf sie feuerten, liefen sie davon.

Den nämlichen Tag kamen auch die Abgesandten von dem Könige wieder zurük, von mehrern mit

Elfenbein beladenen Kähnen begleitet, das sie sehr wolfeil eingehandelt hatten. Am Tag darauf langte des Königs Bruder mit einem Portugiesen und anderm Gefolge in höchsteigener Person bei ihnen an. Seine Ankunft verkündigte der Schall der Trompeten. Majestätisch fuhr er daher, und man begrüßte ihn mit der vollen Ladung. Er war schon ziemlich betagt, hatte ein ernsthaftes Ansehen, und seine Kleidung glich der des Alkairs von Rio-Fresko. In seiner Hand trug er einen Stab, der fast wie eine Flinte aussah. Seine übrigen Begleiter, bis auf den Portugiesen trugen ebenfalls lange kattunene Rökke. Die Reisenden beklagten sich über das rachsüchtige Betragen des Engländers bei ihm, und erhielten zur Antwort, daß er ein bekannter unruhiger Kopf sei, und daß er dem vielen Dank wüßte, der ihn gefangen nähme. Der Prinz zog hierauf zwanzig kleine Steinchen aus einem Beutelchen, warf sie auf den Tisch, und verlangte im Namen des Königs, so viel Stangen, wie sies nennen, für Holz und Wasser. Sogleich bezahlte ihm der Hauptmann seine Foderung mit einem Kessel mit Branntwein, und einem Hute. Noch beschenkte er ihn überdies mit zwei Flaschen Branntwein und sein Gefolge mit Messern, so daß der schwarze Prinz sie sehr vergnügt verließ. Dieses Volk ehrt seinen Fürsten ungemein. Seine Trommel und Trompete führt er überall, auch bei den geringsten Geschäften mit sich.

Auf einer der Inseln innerhalb der Mündung

des Flusses Sierraleona besassen die Engländer ein Waarenhaus. Ihr dortiger Faktor, Namens Abraham, schrieb etlichemal an den Hauptmann, und bat ihn um Erlaubniß mit ihm handeln zu dürfen, dieser gestand sie ihm zu. Er kam also in seinem eignen Boot von drei Sklaven geführt, und einem Holländer, nebst zween andern Bedienten begleitet, bei den Holländern an. Er ward anfangs sehr freundlich aufgenommen, nach dem Abendessen aber nahm ihn der Hauptmann niederträchtiger Weise gefangen. Ja er trieb seine Unverschämtheit soweit, daß er am folgenden Tag sein Waarenhaus belagern ließ.

Dieser von Ziegel- und Quadersteinen erbaute Ort ward von vier vierpfündigen Kanonen vertheidigt. Ringsumher standen Palmbäume, und nahe dabei eine Negerei von etwa zwanzig Häusern.

Als die Holländer hier landen wollten, entdekten sie 200 Negern in den Waffen, und nicht weit davon eine noch grössere Anzahl. Die Schwarzen vertheidigten es mit ihren Kanonen sehr tapfer, auch gaben sie den Einwohnern tiefer in das Land Nachricht von ihrem Schiksal. Eilig erschien jezt **Bombo**, ein Sohn des Königs, seinen geliebten Freund Abraham loszukaufen. Es war ein junger stattlicher Mann, der den gefangenen Engländer auf das zärtlichste liebte. Da er den ersten Tag mit Bitten und Vorstellungen nichts ausrichten konnte, kam er am folgenden mit 900 Pfund

Elfenbein, und zwei Zibetkazzen wieder, für welchen Preis er endlich die Loslassung seines Frrundes erhielt. Beim Abschied wurde er von dem Hauptmann mit Branntwein, Tabak und Käse beschenkt, nnd noch obendrein mit drei Kanonenschüssen beehrt.

Bald hernach segelten unsre Seefahrer an dem Vorgebirge **Ledo** vorbei, und steuerten südostwärts, um die **St. Annenbänke** zu vermeiden. Sie trafen unterwegs ein kleines holländisches Schiff an, das die nämliche Reise machte, und kamen an dem Flusse **Scherbro** vorbei, wo sich die Engländer niedergelassen hatten. Selbigen Tag befanden sie sich unweit dem **Hünerflusse**, wo es so viel Hüner gibt, daß man für ein Messer, das einen Pfenning werth ist, drei oder vier Hüner bekömmt. Die Holländer hatten hier ehmals ein Haus, und waren hier wohl bekannt. Die Einwohner winkten ihnen also, ans Land zu kommen, aber sie trauten sich wegen der Engländer nicht hin. Sie sezten ihre Reise weiter fort, und erreichten bald das Vorgebirge **Monte**; sie entdekten aber nicht eher eine Hütte, als bis sie an das Ufer stiegen, wo sie etliche fanden, in denen die Negern Salz machten. Diese Negern schienen eine grosse Furcht vor ihnen zu haben, und sagten ihnen ganz ängstlich, daß sich ihr König drei Tagereisen tiefer im Lande aufhalte; sie bothen sich auch an, ihm ihre Ankunft zu melden, und ihnen den andern Tag Elfenbein zu verschaffen.

Man brachte also nach dieser Verabredung die beiden folgenden Tage mit Tauschhandel am Borde zu. Unterdessen stieg **Villault** bei dem äusserst niedrigen Wasser mit grosser Beschwerlichkeit an das Ufer; er mußte sich aber nebst den übrigen Offizieren eine gute Strekke weit auf den Rükken der Matrosen dahin tragen lassen. Es befanden sich mehrere Negern allda, die für die Ankunft des Königs, und zur Beschüzzung der Waaren eine Lauberhütte aufbauten. Auf einmal geriethen sie in die schröklichste Verwirrung, und liefen mit grossem Geschrei hin und her. Unsern Reisenden war hiebei nicht wohl zu Muthe; sie griffen also aus Furcht vor einem Ueberfall zu den Waffen. Ihre Furcht war aber ungegründet, denn diese unerwartete Bewegung kündigte bloß die Ankunft des Königs an. Sobald die Europäer ihn von ferne erblikten, giengen sie ihm entgegen, und begrüßten ihn mit ihrem Flintenfeuer. Er kam wie gewöhnlich mit Trommeln und Trompeten angezogen, zwei Sklaven bedekten ihn mit ihren Schilden, die übrigen trugen ihm Bogen und Pfeile nach. Weiber, Töchter und Sklavinnen machten den Beschluß des Zugs. In zinnernen und hölzernen Gefässen trugen sie ihm die Speisen nach, die sie so hoch sie konnten, in der Höhe hielten. Der Zug theilte sich nun in zwei Theile, nämlich die Männer auf die eine, die Weiber auf die andre Seite, und fiengen, unter den lächerlichsten Grimmassen zu tanzen an. Als der König mit dem Pfeile nach

der einen Reihe zielte, fielen sie plözlich auf die Knie nieder; hierauf schoß er seinen Pfeil in die Luft, und alle liefen wie rasend nach dem Orte zu, wo er niederfiel. Denn der, welcher ihn dem König am ersten wiederbringen konnte, hielt sich für sehr glüklich. Dieses Gaukelspiel dauerte beinahe eine Viertelstunde fort. Der König war ein ehrwürdiger Greis, dessen Miene sehr ernst war, ob er gleich diese landesüblichen Possen mitmachte. Er hieß **Falam Burre**, und besaß Vernunft und Gefühl. Seine Kleidung war blau, und die seiner Dienerschaft gestreift. Von seinen Unterthanen wurde er fast vergöttert. Nachdem er die gewöhnlichen Geschenke erhalten hatte, begab er sich unter eine andere Laube, und ließ die Europäer ihren Geschäften abwarten. **Villault** machte ihm nun eine besondere Aufwartung in seiner Laube, wo er portugiesisch mit ihm redete. Der König sagte ihm, er hätte nun seit vier Jahren keinen Weissen mehr gesehen, und versicherte ihn mit Freudenthränen, die Franzosen würden ihm willkommen seyn. Es sei zwar, fuhr er fort, eine hizzige und eigensinnige Nazion, doch seien es ehrliche Leute, denen sein ganzes Land jederzeit zu Diensten stehe. Er sprach sehr gut portugiesisch, und eine von seinen Weibern auch französisch.

Villault versichert uns, das Vorgebirge **Monte** sei ein so schönes Land, daß wenn ihm ganz **Afrika** gliche, es allen schönen Gegenden von **Europa** weit

weit vorzuziehen wäre. Es bestehet aus den schönsten mit Bächen durchschlängelten Wiesen, die mit reizenden Wäldern umgränzt sind, deren Laub fast dem Lorbeerlaub gleicht. Die Aussicht gegen Süden begränzt das hohe Vorgebirge, und gegen Norden ein grosser Wald, der eine kleine Insel in einem Flusse beschattet. Man findet da Reiß, Hirse und Mais in grossem Ueberflusse, desgleichen Zitronen, Pomeranzen, allerlei wildes und zahmes Geflügel in Menge. Auch Fluß- und Seefische, Schildkröten, deren Schalen aber nicht brauchbar sind; Schweine und sehr häßliche Affen. Unerachtet die Holländer bei ihrer Ankunft nur sehr wenig Hütten sahen, so rottete sich doch eine grosse Menge Negern zusammen, welche die ganze Gegend am Ufer innerhalb zwei Tagen mit Hütten anfüllten. Sie tauschten eine Menge Elfenbein, Reiß und Matten für wohlfeile Preise ein; der König versprach ihnen sogar, wenn sie sich noch einige Tage aufhalten wollten, noch weit mehr zu liefern.

Sie segelten aber in der Nacht am 13ten weiter, nach dem Vorgebirg **Miserado**. Hier kündigten sie ihre Ankunft durch zwei Kanonenschüsse an. Am 15ten kamen zwei Negern in einem Kahne herbeigerudert, und sagten ihnen, daß in Jahr und Tag keine Weissen mehr bei ihnen gewesen wären, sie sollten doch zu ihnen kommen, denn sie würden den andern Tag Elfenbein genug bringen. Der Hauptmann schenkte ihnen einige Klei-

nigkeiten, und ankerte sodann an der Mündung des Flusses **Duro**, der diesen Namen wegen der Grausamkeit der Völker aus jener Gegend erhalten hat. Aus diesem Grunde verstärkten die Reisenden ihre Mannschaft in der Schaluppe, und fanden das Oberhaupt der Schwarzen schon zum Handel in Bereitschaft, als sie an das Land stiegen. Sie beschenkten ihn mit Branntwein, den er gierig trank, und sie sodann in eine Hütte führte, wo sie bis in die Nacht blieben.

Dieser Mann hatte einen Rok wie der **Alkair** von **Rio-Fresko**, nur daß der seinige roth war; überdies hatte er eine Müzze von der nämlichen Farbe. Er wurde von einem Trupp Negern begleitet, die mit Bogen, Wurfspiessen, Pfeilen und Schwerdern bewaffnet waren. Seine Weiber ließ er in das nahgelegene Gehölz zurükgehen. Da die Holländer eine Kanone im Boote hatten, erkundigten sich die Negern, ob sie als Freunde oder Feinde kämen? Sie schienen überhaupt sehr argwöhnisch zu seyn. Endlich wurden sie aber so vertraut, daß das Oberhaupt dem **Villault** sogar seine Tochter zum Weibe aufdringen wollte. Als einer von den ersten Bedienten des schwarzen Oberhaupts während des Essens ein wenig Wein auf die Erde goß, und man ihn um die Ursache fragte, so sagte er, das geschähe um den Durst seines verstorbenen Vaters zu löschen. Für ihre Pfaffen hegen sie ausserordentliche Ehrerbietung. Der Kaboschir führte

einst einen davon zu **Villault**, und behauptete von ihm, er wisse gleich, wo das Gestohlene hingekommen sei. Ihre Kleidung ist wie der übrigen Negern an der ganzen Goldküste. Den Engländern, die auch hinter dem Vorgebirge ein Waarenhaus haben, sind sie sehr gewogen, indeß sie die Holländer sehr hassen, weil sie Feinde von jenen sind.

Unsre Seefahrer giengen nun wieder in ihr Fahrzeug zurük, und versprachen am folgenden Tag wieder zu kommen. Weil sie aber Anfangs eine ziemliche Menge Elfenbein wahrgenommen hatten, und sie hernach nicht wieder zu Gesicht bekamen, wurden sie argwöhnisch. Die Engländer hatten nämlich im Sinn, sie durch Handlung so lange hinzuhalten, bis sie sich indessen genug verstärkt hätten, um sie angreifen zu können. Weil nun die Holländer etwas dergleichen merkten, so lichteten sie noch in der Nacht den Anker, und segelten an **Rio Junko** vorbei nach **Rio Sextos**. Als sie bei dem Vorgebirge vorbei waren, entdekten sie am Ufer Feuer, das gewöhnliche Zeichen, daß die Einwohner Lust zum Handel haben, und ankerten bei **Rio Junko**, dem Feuer gegen über. Ungeachtet ihres Kanonenschusses sahen sie kein Boot entgegen kommen, sie schikten also das ihrige mit einigen Gütern an sie ab, welches aber wegen der heftigen Wellen nicht zu landen wagte. Es blieb ihnen also bei so bewandten Umständen nichts übrig, als den Negern zu winken, die ihnen zwar

entgegen schwammen, aber sich nicht ganz nähern wollten. Am Ende aber wagten es doch Einige, und kamen in einem Kahne an Bord, drei andre schwammen ihnen nach, und wurden von den Europäern mit einigen Flaschen Branntwein beschenkt, worauf sie ganz freudig ans Ufer zurükkehrten, zwei davon aber blieben zurük. Ihre Freude erstieg den höchsten Gipfel, als sie die blinkenden Kessel, und andere europäischen Waaren erblikten. Die Negern versammelten sich immer in grösserer Anzahl am Ufer, und hielten eine Menge Elefantenzähne in die Höhe, und zeigten sich zum gegenseitigen Handel sehr geneigt. Doch war wegen Unruhe der Wellen keine Möglichkeit zum landen; sie mußten daher die beiden zurükgebliebnen Negern zurükschikken, und den Handel aufschieben. **Rio Junko** liegt unterm 5° 50′ nördlicher Breite. Man erkennt seine Mündung an drei grossen Bäumen und Bergen, die in einiger Entfernung Land einwärts einander gegen über stehen. Die Ufer sind mit den schönsten Bäumen und Blumen geziert, und bilden mit dem sanften Strome eine herrliche Landschaft.

Orangen, Zitronen und Palmbäume sind hier in der schönsten Ordnung gepflanzt. Die Einwohner besizzen viel Federvieh und Palmwein. Da unsere Reisenden hier nichts zu handeln fanden, segelten sie nach **Klein-Dieppe**, einer Stadt ohnweit dem Flusse, die ehemals den Franzosen gehörte,

die sie aber schon vor langer Zeit verlassen hatten. Die Mündung des Flusses ist wegen der Felsen sehr gefährlich. An der Küste entdekten sie ein kleines Fahrzeug, auf welches sie vergebens Jagd machten. Am 22ten Jenner kamen sie zu Rio-Sextos an, wo die Engländer drei Seemeilen davon am Flusse ein Waarenhaus hatten, von dem aber nur noch die Mauern stehen. Der Fluß ist zwölf Seemeilen weit für ein grosses Jagdschiff oder Barke schiffbar. Die Negern, die sie gleich in ihren Kähnen bewillkommten, berichteten ihnen, daß erst vor vierzehn Tagen zwei flammändische Schiffe bei ihnen vorbei nach Mina gesegelt wären; ferner, daß man hier Elfenbein haben könnte; die Kähne der Neger wären aber zu klein, um den Handel vermittelst derselben treiben zu können. Die Holländer ankerten deswegen ganz nahe am Lande, bloß eine halbe Seemeile vom Ufer, und schikten sogleich in ihren Booten verschiedene Waaren zu ihnen. Der König, welcher weiter im Lande hinauf wohnte, machte ihnen seine Aufwartung, und ward mit den gewöhnlichen Geschenken beehrt. Er hielt aber sein Elfenbein sehr theuer, weil er erst kurz zuvor eine grosse Menge davon abgesezt hatte. Man trug ihnen auch Seehechten von einem sehr guten Geschmak an. Die Europäer hielten diese Negern für bösartiger, als die zu Miserado, sie fanden aber bei näherer Untersuchung, daß sie sich getäuscht hatten. Sie sind sehr starkgliedig, und jeder von ihnen trägt den Namen eines Heili-

gen; da **Villault** diesem auffallenden Gebrauche nachspürte, erfuhr er, daß sie es zu Ehren der fremden Völker thäten, die ihnen ehemals Gefälligkeiten erwiesen hatten. Ein Beweis, daß dieses Volk dankbarer Gefühle fähig, und nicht so reh ist, als es ihnen vorkam. Ein grosser Beweis von seiner Redlichkeit ist folgendes. Als ein englischer Kaufmann, der sich in diesem Lande niedergelassen hatte, starb, zog der König alle seine Güter ein, und überlieferte sie dem ersten englischen Schiffe, das hier landete, ohne den geringsten Abzug. **Villault** schenkte dem Neger, der ihm diese Nachricht ertheilte, ein Messer, worüber derselbe eine ungemeine Freude bezeugte, und ihn um seinen Namen bat, damit er ihn seinem Kinde, mit dem seine Frau wirklich schwanger gieng, zum ewigen Beweis seiner Dankbarkeit beilegen könnte.

Villault nahm hierauf von diesen Leuten Abschied, und sezte seine Reise nach Rio Sanguin fort. Sie steuerten südwärts um den Felsen auszuweichen, deren es in hiesigen Gegenden unzählige giebt.

Unsre Reisenden glaubten aus verschiedenen Denkmälern schliessen zu dürfen, daß hier ehemals die Franzosen einen starken Handel getrieben haben. Jezt ziehen einige wenige englische Handelshäuser den ganzen Gewinn des Ortes. Den Franzosen folgten damals die Portugiesen, wurden aber von den Engländern und Holländern von den Kü-

sten vertrieben. Da sie sich nun im J. 1604 weiter ins Land zurükgezogen, vermischten sie sich mit den Einwohnern, und zeugten die **Mulaten**. Durch diese Heiraten haben sich die Portugiesen des ganzen innern Handels bemächtigt, so, daß es Fremde nicht ohne Gefahr wagen dürfen, auch dahin zu handeln. Ihre Gewalt über die Negern ist so groß, daß sie mit ihnen nach Belieben schalten und walten, und doch haben sich die erstern noch nie gegen sie aufgelehnt. Sie sind so gewaltthätig, daß ihnen oft sogar schwarze Königssöhne bei Tische aufwarten müssen. Da, wo es Noth thut, lassen sie sich ihre Güter von den Schwarzen auf dem Rükken nachtragen.

Die Portugiesen haben kleine Kapellen bei ihren Häusern, und geben sich alle Mühe, Proselyten zu machen. Diesen hängen sie dann Rosenkränze um den Hals, und tragen hernach stäts Sorge für sie. Zu **Rio Sanguin** fängt die **Malaghettaküste** an, und erstrekt sich sechzig Seemeilen weit bis zum **Palmenkap** im 3 Grad 40 Minuten Nordbreite. Sie begreift die Oerter **Rio Sanguin**, **Sestre-Krou**, **Grova**, **Basou**, **Zino**, **Krou**, **Krousestre**, **Wapo**, **Batou**, **Groß Sester**, **Klein Sester** und **Goyane**, welche Oerter sie alle in neunzehn Tagen besuchten. Der **Rio Sanguin** fällt Südsüdost ins Meer, und ist nicht weit hinauf schiffbar. An seinem Ufer ist eine Stadt von ungefähr hundert Häusern mit Bäu-

men umgeben. Sie wurden hier von drei Negern, wovon einer des Königs Bruder war, besucht. Er hatte sich drei Jahre in Holland aufgehalten, und redete die Sprache sehr gut. Von ihm erhielten sie die Nachricht, daß sich vor ungefähr einem Monate ein flamändisches Schiff dem Ufer genähert hätte, um Holz und Wasser zu laden, bei der Ankunft eines englischen Schiffes habe es aber sogleich seinen Weg wieder weiter nach dem **Rio Sexto** genommen. Aus der Beschreibung des Prinzen schlossen sie, daß es das nämliche sei, welches sie bei **Klein-Dieppe** hatten kreuzen sehen. Ferner erzählte er ihnen, daß erst vor einem Jahre die Engländer ein Haus, das sie bei ihnen gehabt, verlassen hätten, und daß vor kurzem durch ein kleines englisches Schiff im Vorbeisegeln zwölf Negern bei **Krou-Sester** mit Gewalt entführt worden wären. Kurz nach dieser Unterredung kam der König selbst in Begleitung zweier Boote bei ihnen an. Es war ein ziemlich ernsthafter Greis. Seine Kleidung war blau; er wollte nichts als Wasser trinken. Der König und sein Bruder verliessen sie erst am Abend. Unsre Seefahrer segelten weiter, und landeten bei **Wappo**, wo sie ein Schiff entdekten, das mit vollen Segeln auf sie zu kam. Sie hielten es für ein englisches Schiff, und machten sich bereit, es feindlich zu empfangen. Die Nacht brach aber ein, und so verloren sie es wieder aus dem Gesichte. Bei **Batou**, wo sie sich vor Anker legten, sahen sie wieder ein anderes auf sie zusegeln. Die

Menge Negern, die bei ihnen am Bord waren, hinderten sie es zu erkennen, doch sahen sie, daß es von der Grösse des ihrigen war. Sie schikten also ihre schwarzen Kaufleute fort, und waren entschlossen es anzugreifen. Doch wie groß war ihr Erstaunen, als es die holländische Flagge aufstekte, und seine Zinken vom Boogspriet hören ließ. Die **Europa** stekte dann sogleich die französische Flagge auf. Es war eine Amsterdamer Fregatte, von einem Privatmanne, die nach **Ardra** gehen sollte. Der Hauptmann davon, Namens **Wilare** hatte, als er das französische Schiff im Texel sah, sich gerühmt, er wolle, wo er es antreffe, sich an dasselbe wagen und es wegnehmen. Seine Fregatte war 400 Tonnen stark, und führte sechs und dreissig Kanonen. Er stekte daher eine rothe Flagge auf, und gab sich drei Stunden lang alle Mühe, ihnen den Wind abzugewinnen. Gegen Abend aber, wo sie ihm recht nahe gekommen waren, zog er seine Segel ganz bescheiden ein, schwenkte seinen Hut, und trank ihnen mit einem Glas Wein Gesundheit zu. Sie waren so höflich, es ihm zu erwiedern, und sezten beiderseits ihren Weg weiter fort. Die **Europa** gieng nach **Gros-Sestro**, wo sie ihren Handel fortsezte. An diesem Orte wird sehr gut in Eisen gearbeitet; **Villault** bekam schöne Proben davon zu Gesichte. Auch gibt es da sehr guten Pfeffer, verschiedene Gattungen Hülsen- und Schalen-Früchte, runde Nüsse, die über den Kern keine Haut haben, herr-

lichen Palmwein, Pflaumen von dem beßten Geschmak; Ochsen, Kühe, Schweine, Federvieh, und zwar alles sehr wohlfeil. Das Land ist niedrig und flach, und wird von einer Menge Flüsse und Bäche durchschnitten, die die Luft ungesund machen. Die Weissen können sich, ohne krank zu werden, nicht lange hier aufhalten. Die Einwohner halten sich so viele Weiber als ihnen beliebt, sie sind wohl gewachsen, gehen aber doch bis auf die Lenden nakkend; ungeachtet der ungesunden Luft, sind sie gesund, frisch und roh. Einer von ihnen hatte einen fürchterlichen Bruch nebst einer tiefen Wunde im Kopfe, und doch kam er alle Tage an Bord, rauchte, und trank Branntwein als ob ihm nichts fehle. Die Europäer mußten sich dem Volke durch Zeichen verständlich machen, weil es keine fremde Sprache verstand. **Gros-Sestro** trägt bis jezt noch den Namen **Paris**, und das Wenige, was die Einwohner den Europäern verständliches reden, ist französisch, dies bestätigt die Vemuthung, daß die Franzosen ehemals hier starken Handel getrieben. So wie ein Schiff ankömmt, rufen die Negern ihm entgegen: Malghetta tout plein, tout plein! — Sie nennen den Pfeffer, welcher ihr größter Handels-Artikel ist, **Malaghetta.**

Wenn welche von ihnen aus verschiedenen Gegenden zusammentreffen, so greifen sie sich bei den Achseln, dann bei den Ellenbogen, und sodann bei den Fingern an, und rufen dabei: **Roma!** Bei den

Fingern ziehen sie sich so lange, bis sie knakken, und sprechen dazu, **Enfa Remata, Enfa Remata**, d. h. **Wie gehts mein lieber Freund? Alles, was ich habe steht dir zu Diensten, sogar mein Leben!** Dieser Gruß zeigt, wie sehr ihr Herz für Freundschaft und Dienstfertigkeit empfänglich ist, da bei diesen Naturmenschen die Verstellung nicht leicht ihr Spiel treiben kann.

Nach diesen Bemerkungen richteten die Franzosen ihren Lauf um das Vorgebirge **de las Palmas** nach **Grova**, dem ersten Orte an der **Elfenbeinküste**. Dies Vorgebirge hat seinen Namen von den Palmbäumen, welche es umschatten. Die Küste hingegen von der Menge Elefantenzähne, welche da verkauft werden. Sie erstrekt sich 24 Seemeilen, bis an den Fluß Issini, wo die Goldküste anfängt. Unsre Reisenden besuchten alle umliegenden Oerter, und es begegnete ihnen bis nach **La Hoy**, wo sie wieder Anker warfen, kein weiteres Abentheuer. Auf dem Wege trafen sie wieder auf ein Schiff, das mit vollen Segeln auf sie zukam. Sie hielten es für das schon erwähnte englische Privatschiff, und stekten die französische Flagge auf; sie irrten sich aber diesmal, denn es trug die holländische Flagge. Es kamen ihnen einige Offiziere in Booten entgegen, einer traute ihnen nicht, und wollte ohnerachtet der Versicherung, daß die meisten auf dem Schiffe Holländer wären, nicht an Bord kommen, die andern waren

aber nicht so mistrauisch, und begaben sich dahin. Sie erfuhren von ihnen, daß sie der Sturm in Vliessingen von 26 Privatschiffen getrennt habe. Sie sagten ihnen ferner, daß sie jezt nach Mina, Ardra, und dem Vorgebirge Lopo Gonsalvo segeln wollten, und wenn sie da keinen guten Handel fånden, wåren sie gesonnen, den Inseln einen Besuch zu machen. Beim Abschied ward die Fregatte von der Europa mit zwei Fåssern Pulver und vier Fåssern Kugeln beschenkt. Unsere Reisende erfuhren nachher, daß diese Fregatte bei St. Thomas mit 400 Schwarzen vorbeigesegelt sei, die es aus zwei Schiffen beim Vorgebirge Lopo geraubt hatte. Das erste habe sich ohne Widerstand ergeben, das andere aber sei von ihnen in Grund geschossen worden.

Als die Schwarzen bei Grova sahen, daß die beiden Schiffe Freunde waren, kamen sie wieder zurůk, um ihren Handel fortzusezzen. Den Tag darauf segelten sie der Goldkůste zu, und kamen bald bei Issini, dem ersten Ort an der Goldkůste vor Anker. Das Land ist sehr niedrig, und die Stadt liegt an der Můndung des Flusses. Hier hielten sie sich drei Tage auf, und handelten etwas Goldstaub ein. Den 4ten Mårz fuhren sie bei Albiani, Tabo und andern Stådten an der Kůste vorbei. Sie ist hier sehr niedrig und holzreich, hat aber keine Flůsse. Die Kåhne, die zu ihnen gerudert kamen, versicherten, es gebe diesmal kein

Gold. Sie sezten hierauf ihren Weg weiter nach dem Vorgebirge Apollonia fort, fanden aber hier ebenfalls nur einen geringen Handel. Dies Vorgebirg erstrekt sich bis tief in die See, und seine Berge, die aus lauter aufgehäuften Hügeln zu einer ziemlichen Höhe angewachsen sind, geben die reizendste Aussicht. Die Brandung um diese Berge ist sehr heftig. Unsere Reisenden lichteten am Abend noch die Anker, und landeten zwei Tage darauf zu **Axim**, einer holländischen Vestung. Sie liegt an der Seite eines Flusses der nordwärts ins Land fließt, und viel Goldstaub bei sich führt, welcher der beste an der Küste ist. Seine Ufer sind höher, als bei **Issini**. Sie blieben nur zwei Tage da, weil sie wahrnahmen, daß die Negern von den dasigen Holländern abgehalten wurden, mit ihnen zu handeln. Sie schifften hierauf um das Vorgebirge **der dreien Spizzen**, und erreichten am 8ten März **Botrou** oder **Butteroe**, eine Vestung, die den Holländern gehört. Hier fanden sie wieder nichts zu handeln. Sie lichteten daher am 11ten März, und ankerten darauf zwischen **Sukonda** und **Takoray**, sechs Seemeilen von **Botrou**. Diese Oerter liegen zwischen den Bergen, die sich an die Ufer zu lehnen scheinen. Hier bekamen sie Briefe von dem Statthalter aus **Friederichsburg**, das unweit dem Vorgebirge **Korse** liegt. Er bot ihnen seine Rheede an, und ersuchte sie, ihm einige Waaren aufzuheben. **Villault** entdekte hier von einem Berge, der ihm die schönste Aussicht gewährte, nicht

ohne Rührung die Trümmern einer französischen Vestung. Den 13ten lichteten sie wieder, und erreichten in zwei Stunden die Rhede von **Kommendo**, wo die Einwohner den Franzosen geneigter sind, als sonst einem andern Fremden. Die Schwarzen schienen über ihre Ankunft sehr zufrieden. Der König, der zu **Groß-Kommendo** residierte, beschenkte sie mit treflichen Früchten, und lud sie in seine Residenz ein. Er bot ihnen alle mögliche Waaren an, und versicherte sie, daß er sich geweigert habe, eine Flagge von dem holländischen General zu **Mina** anzunehmen, unter dem Vorwand, sein Land sei bereits im Besiz der Franzosen, und sie allein würden da willkommen seyn.

Die Reisenden dankten ihm für die gute Aufnahme, und segelten sodann nach **Friedrichsburg** und dem Kastel **Mina**. Von da gieng es nach dem Vorgebirge **Korse**, wo die Engländer eine kleine Vestung besassen. So bald sie vor Anker lagen, liessen sie dem dänischen General **Harry Dalbrekhe** ihre Ankunft melden. Dieser schikte seinen Buchhalter in einem Boote, sie zu begrüssen, welches von Sklaven geführt wurde, die wechselsweise sangen und brüllten. Dies ist ihre Gewohnheit, wenn sie einen Weissen führen. Sie fuhren dreimal, so schnell als möglich um das Schiff herum, ehe sie an Bord giengen. Der Buchhalter mußte nun wegen eines heftigen Sturms, der unvermuthet eintrat, einen Tag und eine Nacht bei

ihnen an Bord bleiben. Als er den andern Morgen mit Waaren für den Statthalter an das Ufer gieng, so wurde von dem Vorgebirge **Korse** aus auf sein Boot mit einer Kanone geschossen. Kaum hatte dies der dänische Statthalter in Friedrichsburg wahrgenommen, so feuerte er eine Kanone auf das Kastell **Corse** ab, wovon die Kugel in die erste Batterie fiel. Die Engländer gaben sodann plözlich ihre Feindseligkeiten auf, weil sie sahen, daß die Dänen sie unter ihren Schuz nahmen. **Villault** gieng sodann zum Statthalter, der ihn sehr freundlich aufnahm. Er sprach lateinisch, und erzählte ihm, daß die Könige im Lande ihn vier Jahre bekriegt hätten, wodurch denn der Handel so sehr ins stekken gerathen sei, daß er sich genöthigt sehe, Lebensmittel nach der Vestung **Kristiansburg** zu schikken, wo der Krieg alles aufgefressen habe.

Am folgenden Tage sahen unsre Reisenden ein Schiff, das nach **Mina** gieng, nebst einer Schaluppe voll Soldaten, die der holländische General nach **Kormantin**, einer Vestung, die den Holländern gehört, schikte. Die Negern erzählten ihnen: der dortige Kommendant sei einst mit seiner Familie nach **Anamaboe** gegangen, um sich daselbst lustig zu machen, bei welcher Gelegenheit ihn dann der König, in dessen Gebiete Kormantin liege, mit seinem ganzen Gefolge weggenommen habe. Die Ursache war, daß der König von **Fantin**,

der den Engländern versprochen hatte, sie in den Besiz von Kormantin zu sezzen, seinen Sohn, der als Geisel in den Händen der Engländer war, wieder haben wollte. Weil sie ihn aber vor Erfüllung seines Versprechens nicht herausgeben wollten, bemächtigte er sich des holländischen Generals und vier Anderer, um sie gegen seinen Sohn auszutauschen. Endlich erhielten sie auch noch die sichere Nachricht, daß der holländische Generalkontrolleur zu Axim umgebracht worden sei, und daß das Volk sich für die Engländer erklärt habe. Den nämlichen Tag nahmen die Reisenden zwei Negern in Arrest, weil sie noch eine Schuld unter ihren Kameraden ausstehen hatten. Die Schuld wurde bezahlt, und sie bekamen ihre Freiheit wieder. Am Karfreitage fuhren sie nach Eniacham; es gehört dem König von Sabou, seine Residenz liegt nicht weit davon. Auch die Engländer haben hier eine kleine Vestung. Die Schwarzen brachten ihnen guten Palmwein, und versprachen ihnen am folgenden Tag Gold genug zu bringen. Am Tag darauf erhielten sie aber die Nachricht, der König von Fantin sei in Sabou eingefallen, wobei viele Menschen umgekommen und gefangen worden wären. Die Stadt hätte darauf die Weiber und Kinder weggeschikt, und sich in Vertheidigungsstand gesezt. Da sie also sahen, daß hier mit dem Handel nichts zu machen war, kehrten sie wieder nach Friedrichsburg zurük. Von da fuhren sie nach der Insel St. Thomas. Der dasige Statthalter empfieng

sie

sie zwar höflich, gab ihnen aber keine Erlaubniß in die Stadt zu kommen, und doch hatten sie Wasser und Lebensmittel sehr nöthig. Da sie ihm nun ihre Noth vorstellten, so versah er sie zwar mit allem ihnen so Unentbehrlichen, bestand aber darauf, daß Niemand ausser **Villault**, welcher kränklich war, an's Land gehen und die Gegend umher besuchen durfte. Aber auch ihm wurde dies nicht verstattet worden seyn, wenn er nicht ein Franzos gewesen wäre; denn keinem Holländer wurde dies erlaubt, auch **Villault's** Schreiber nicht, weil er ein Holländer war. Die Ursache davon war nicht schwer zu finden. Die Holländer hatten vormals garstig hier gehaust, und noch waren die Spuren ihrer Verheerungen sichtbar.

Sie segelten dann südwestwärts nach der portugiesischen Insel Annobon, von wo sie ihren Lauf wieder nach Europa zurük richteten.

Auf dieser Rükfahrt verfehlten die Steuerleute den rechten Weg. Sie kamen bis zur Nordküste von Schottland, fuhren an den **Färöer-Inseln** vorbei, welche dem Könige von Dänemark gehören, und erreichten die Küste von Norwegen, wo sie einige holländische Schiffe antrafen, die ihnen von dem Bredaer Frieden Nachricht gaben. Der Steuermann hatte sich in der Fahrt so sehr geirrt, daß sie über 200 Meilen weit umher fuhren.

Am 4ten September 1667 kamen sie endlich

nach einer zehntehalbmonatlichen Abwesenheit wieder glüklich zu Amsterdam an, ohne mehr als einen Mann verloren zu haben, der sich durch zuviel Zukkerfressen den Durchlauf zugezogen hatte, woran er zu St. Thomas starb!

III.

Reise
eines ungenannten französischen Seeoffiziers nach der Westküste von Afrika, vorzüglich nach Guinea.

In den Jahren 1670 und 1671.

Herr Hauptmann von Archenholz hat uns in seinem bekannten Journale: **Litteratur und Völkerkunde**, im Februarhefte v. J. 1786 *) den Auszug aus dem Tagebuch eines ungenannten französischen Seeoffiziers mitgetheilt, der in den Jahren 1670 und 1671 die Westküste von Afrika vom 13ten Grade Norderbreite bis zum 3ten Grade Süderbreite beschiffte.

Diese Reise nach Guinea ist die zweite von Franzosen unternommene, von welcher eine Beschreibung bis auf unsre Zeiten gekommen ist; sie ist deswegen schon für die Geschichte der Seereisen nach Guinea wichtig. Aber sie besizt auch Interesse genug, die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln, für welchen jene Geschichte kein Gegenstand seiner Wißbegierde ist.

Aus diesem doppelten Grunde verdiente sie in dieser Sammlung die ihr hier angewiesene Stelle.

---

*) Auch abgedrukt im XIV. Thle der Auswahl kleiner Reisebeschreibungen, oder im IV. Thle der neuen Beiträge zur Völker- und Länderkunde, (Leipzig, 1793) Seite 84 u. ff.

Das Original dieser Reise ist mir ganz unbekannt *); ich konnte hier also nichts anders thun, als den Auszug, welchen Herr von Archenholz uns mitgetheilt hat, mit einigen zwekmässigen Veränderungen hier einzurükken, und ihm einige kleine Anmerkungen beizufügen.

*) Herr von Archenholz gibt uns auch weiter keine litterarische Nachricht davon, und sonst nirgends konnte ich ihrer erwähnt finden.

Reise
eines ungenannten französischen Seeoffiziers
nach der Westküste von Afrika, und vorzüglich nach Guinea.

In den Jahren 1670 und 1671.

Der Graf von Etrees, Vizeadmiral von Frankreich, langte mit seiner Eskadre den 3ten December 1670 am grünen Vorgebirge an, und warf auf der Rhede von Goree Anker. Diese Rhede hat ihren Namen von einer kleinen Insel nahe am vesten Lande, woselbst sich zwei Hafen befinden, in welchen mit den Negern starker Handel getrieben wird. Die Holländer haben hier in allen Dörfern längs der Seeküste Abgeordnete wohnen, die den Handel besorgen, und die eingetauschten Waaren nach ihren Forts schikken. Diese Waaren bestehen in Büffelhäuten, in Wachs und in Elefantenzähnen, welcher leztere Artikel jedoch hier nicht sehr beträchtlich ist.

Die Kaufmannsgüter, die man dahin bringt, sind vorzüglich Sarsche von allen Farben, womit die Negern ihre Lenden umgürten, ob sie gleich übrigens nakkend sind. Die Zeuche gehen indessen hier weniger ab, als an andern Orten der Küste, weil die Negern selbst dergleichen aus Baumwolle verfer-

tigen, hingegen lieben sie Glaswaaren, Zinn, kupferne Kessel, Messer, eiserne Stangen und Brandtwein. In Ansehung der Gelder sind die Piastres hier im Gange. Die Kaufleute dürfen nicht ans Land, ehe sie die Erlaubniß des Statthalters dazu haben, der den Zoll erst für den Negerkönig, und sodann für sich bestimmt, da hierin nichts festgesezt ist. Sie lassen es nicht an allerhand Forderungen fehlen; denn wenn ein Schiff nur bloß Holz und Wasser einnehmen will, und man dem Statthalter deshalb ein Geschenk gemacht hat, so zeigt sich sogleich ein Neger, der sich Befehlshaber über das Wasser, und ein andrer, der sich Befehlshaber über das Holz nennt, denen man auch etwas geben muß. Wenn man nun einig geworden ist, und ihr Wort erhalten hat, so können die Waaren mit aller Sicherheit ans Land gebracht werden. Wird etwas entwendet, so tragen diese Oberaufseher Sorge, daß es wieder gegeben wird, weil man sonst beständig dem Raube ausgesezt seyn würde, da ihnen alles ansteht.

Die Einwohner führen eine sehr faule Lebensart, und bauen ihre Felder nicht an, ausser in kleinen Bezirken, wo sie türkisch Korn pflanzen. Ihre größte Beschäftigung ist der Fischfang; auch fangen sie in kurzer Zeit viele Fische, da man wenig Küsten findet, die so sehr damit versehen sind. Sie leben unter der Herrschaft eines Königs, der an die entfernten Oerter Statthalter schikt, die

ihm, wenn er Krieg führt, Soldaten schikken müssen. Ihre Waffen sind Pfeile und Lanzen, auch haben sie einige Musketenträger, die zur Leibwache des Königs dienen. Der König war kurz zuvor gestorben, ehe wir ankamen, daher wir alle Männer und Weiber in Trauer fanden. Diese Trauer bezeichneten sie durch ihre Haare, die sie in langen Flechten abtheilten, und über den Rükken hängen liessen. Sie zeigen viel Unterwürfigkeit gegen ihre Vorgesezten. In Ansehung ihrer Religion würde es ihnen schwer werden zu sagen, worin sie besteht. Die meisten sind beschnitten, einige sind Gözzendiener, andere aber nennen sich Kristen, und sagen, daß sie von den Portugiesen getauft worden seien, die ehemals längs diesen Küsten den Herrn spielten. Sie scheinen mir alle sehr abergläubisch zu seyn, und haben immer viele kleine Stükchen Zeuch bei sich, die besonders gefaltet sind, und denen sie grosse Eigenschaften zuschreiben. Einige derselben schüzzen wider Löwen, andere wider Tiger, noch andere um nicht zu ersaufen, u. s. w. Sie legen sich eiserne Strumpfbänder an, um keine Kopfschmerzen zu bekommen. Alle diese Lappereien heissen bei ihnen Grygry, und wenn sie unsre Skapuliere und Kreuze sehen, so geben sie ihnen eben diesen Namen. Es ist wahr, daß eine gewisse Gleichförmigkeit dazu Anlaß giebt, denn sie glauben eben so wohl als wir, daß alle diese Dinge die Macht haben, gegen widrige Zufälle zu sichern.

Die Art, ihre Todten zu begraben, ist äusserst sonderbar. Ich habe zwei dieser Beerdigungen gesehen. Sie luden dazu alle ihre Nachbarn ein; die Männer kamen bewaffnet, als wenn sie mit dem Tode hätten fechten wollen, und brachten ihre Trommeln und andere Kriegsinstrumente mit; die Weiber hingegen kamen, um Grimassen zu machen, und entsezlich zu heulen. Da sie bei der Hütte des Todten, die einem grossen Bienenkorbe ähnlich sahe, angelangt waren, so bemüheten sie sich eine Razze zu finden. Dieses Suchen geschah bei dem Klang ihrer Instrumente und unter beständigem Schreien. Da sie endlich eine gefangen hatten, bezeigten sie sich überall vergnügt, und trugen sie tanzend zum Leichnam hin, wo sie dieselbe tödteten und auf ihn legten; sodann wurde ein Bund Reiß unter den Kopf des Todten gelegt, der Körper mit Milch besprengt, und mit etwas Sand bestreut. Nach dieser Handlung verließ Jedermann die Hütte, man hieb die Stüzzen um, die dieselbe aufrecht erhielten, und so stürzte das Gebäude auf den Leichnam. In diesem Zustande läßt man ihn für immer liegen, wobei man dann sagt: Er schläft —!

Dies Land ist schön, ganz flach und mit grossen Bäumen bedekt. Die Negern haben Wiesen, wo sie eine Menge von Ochsen, Pferden und Kameelen ernähren. Von wilden Thieren gibt es hier Löwen, Tiger, wilde Schweine, Hirsche u. s. w. desgleichen allerhand Arten von kleinem Wildpret und zahmen Thieren, die gut zu essen sind.

Nachdem der Vizeadmiral gehört hatte, daß die Einwohner erst seit drei Tagen einen König erwählt hatten, so schikte er zu ihm, um ihm zu seiner Thronbesteigung Glük wünschen zu lassen. Dieser Negerstaat ist zwar kein eigentliches Wahlreich, aber diesmal ward er es, weil der Verstorbene keine Kinder hinterlassen hatte, und auf andere Verwandten und Erben dabei nicht gesehen wird *). Unsere Abgeordnete brachten ihm auch Geschenke, die in einem lakirten Degen, einem Kastorhut mit silbernen Borden, und einer schönen Flinte bestanden. Er empfieng alles dieses wie ein wahrer Neger, und wollte den Abgeordneten zwingen, ihm auch seinen Rok zu geben, der von grauem Tuch, und mit kupfernen vergoldeten Knöpfen besezt war. Er wollte sich aber nicht dazu bequemen, und eilte mit den elenden Geschenken, die er vom König erhalten hatte, an Bord zu kommen.

Vier Tage nachher schikte der Vizeadmiral ein Schiff von seiner Eskadre, um längs den Küsten von Guinea zu segeln, damit der Handel der französischen Schiffe erleichtert würde. Ich erhielt Befehl mit zu gehen. Wir fuhren ohne Verzug ab, und warfen zwölf Meilen von da Anker. Die Küste führte hier den Namen Porto Hally (Portudal) und gehörte einem andern Könige; jedoch herrschen unter diesen Völkern dieselben Neigungen und Sitten. Die Weiber wurden in uns sehr verliebt, besonders

*) M. s. im V. B. d. W.

in einen Offizier, der sich durch eine grosse Statur auszeichnete; sie versammelten sich um ihn herum, klopften in die Hände und schrien. Ich bemerkte, daß sie den Eidexen eine grosse Verehrung bezeigten; denn da ich in Begleitung eines Negers auf die Jagd gieng, und eines dieser Thiere tödten wollte, so fieng mein Gefährte zu schreien an, und gab mir durch Zeichen zu verstehen, daß dieser Mord auf unser Schiksal Einfluß haben würde.

Wir blieben zwei Tage hier, wegen eines französischen Kauffarteischiffes, das nicht ohne Grund besorgte, zwei hier befindliche Agenten, ein Holländer und ein Portugiese, würden seinen Handel verhindern. Nachdem unsre Gegenwart die Hindernisse gehoben hatte, giengen wir unter Segel, unsern Weg weiter fortzusezzen. Der Wind war uns günstig bis zur Insel St. Anna, die ohnweit dem festen Lande unter dem 7ten Grad der Breite, und dem 8ten Grade der Länge liegt. Hier hatten wir sechs Tage lang Windstille, da denn der Wind wieder in die Segel blies, und uns nach Kap Monte führte, wo wir landeten, um Wasser zu holen. Hier fanden wir ein elendes Dorf von zehn Häusern. Ich stieg zuerst ans Land, wo ich zwölf bis fünfzehn Negern antraf, deren Freundschaft ich bald durch Branntwein gewann. Dies war meine gewöhnliche Komplimentiermethode in dieser Weltgegend, wobei ich mich sehr wohl befand. Ich empfieng von ihnen mehr Gunstbezeugungen als mir lieb war, denn sie stanken sehr. Sie versicher-

ten uns, wir wären ihnen zwar sehr willkommen, sie könnten aber ohne ihren Statthalter, dem sie unsre Ankunft schon gemeldet hätten, nichts versprechen. Um ihn zu vermögen, sich im Dorfe desto geschwinder einzufinden, riethen sie uns, in der Nacht einen Kanonenschuß zu thun, der auch überdem die Wirkung haben würde, alles Volk aus den umliegenden Gegenden herbeizuziehen, um uns ihre Waaren zu bringen.

Da mein Branntwein ihnen so wohl schmekte, bat mich einer um Erlaubniß, etwas davon ihren Göttern bringen zu dürfen, das zwei aus einem Baumstamme geschnittene Frazzengesichter waren. Das eine hatte eine männliche, das andere eine weibliche Figur, und beide waren in einem Hundeloche in die Erde gestekt. Der Neger reichte ihnen knieend eine Tasse voll dar, da aber die Gözzen nicht trinken wollten, so leerte er die Tasse selbst aus, und brachte sie mir wieder. Ich gieng darauf selbst hin, diese Götter zu sehen, und ward einen kleinen Heerd gewahr, um welchen rund herum viele Fischgräten lagen, die man geopfert hatte. Da sie keine Priester haben, so kann ein Jeder selbst opfern. Sie nähern sich diesen Göttern beständig mit Ehrfurcht, rühren sie aber nie an, weil sie glauben, daß diejenigen, die es sich unterstehen, unfehlbar gestraft werden. Ihre Begräbnisse sind denen auf dem grünen Vorgebirge nicht ähnlich, denn sie haben eigene Beerdigungsplätze; ein Jeder den seinigen, jedoch alle an einem Orte.

Am folgenden Tage kam der Statthalter, wir machten ihm ein Geschenk, und er gab uns alle Freiheiten. Wir tauschten hier Reiß ein, welches fast das einzige Produkt ist, das sie besizzen; dagegen sind ihnen alle europäischen Waaren willkommen, die oben beim Handel am grünen Vorgebirge genannt, und längs der ganzen Küste gangbar sind.

Das ganze Land hier ist schön, ganz mit Waldungen bedekt, und sehr eben, nur das Kap ist der einzige Berg, der aber nur wenig Raum einnimmt. Wir blieben hier vier Tage, ohne weitere Bemerkungen zu machen; ausser daß ich im Dorfe ein Weib sah, deren Haar kraus, allein von rother Farbe waren; ihr Körper war aber weißlich. Ich fragte um die Ursache dieser sonderbaren Verschiedenheit, und vernahm, daß sie von einer Nazion wäre, die tief im Lande wohnte, mit welcher sie Krieg geführt, und dieses Weib gefangen genommen hätten.

Nachdem wir unser Wasser und Holz eingenommen hatten, giengen wir unter Segel, und gelangten bald zum Fluß Sestre *). Nichts ist schöner, als die um diesen Fluß liegenden Gegenden, die ganz flach sind. So weit das Auge reicht, sieht man grosse Bäume, die ein ewiges Alter zu haben scheinen, und so sehr in ihren Farben verschieden

*) Rio Sestro. Der Verf. sagt, unterm 4°. N. B. und 14°. L. welches unrichtig ist. M. s. die Karte.

sind, daß man glauben sollte, die Natur hätte einen Gefallen daran gefunden, sie so gut zu vermischen; denn unter einer Menge dunkelgrüner Bäumen, findet man welche die blaßgrün, andere die feuerfarbig sind, und so überhaupt allerhand Farben darstellen.

Der Fluß ist so breit wie die Seine bei Paris; die Ufer desselben sind mit grossen Bäumen besezt, deren Zweige zu Wohnörtern für die Seevögel und Affen dienen. Längs dem Ufer liegen Negerdörfer; die Residenz des Königs aber ist zwei Meilen vom Meer entfernt. Wenn ein Schiff ankömmt, und ein Kanonenschuß die Ankunft kund gethan hat, so findet sich der König an der Mündung des Flusses ein, woselbst das Handelsdorf liegt. Der Handel besteht hier blos aus Elfenbein und Reiß. Oft versucht dieser Neger eine Taxe auf die europäischen Kauffmannsgüter zu legen, wenn man ihm aber Widerstand zeigt, so läßt er den Kaufleuten freien Willen, die dann gewöhnlich seinen Weibern Geschenke machen, wodurch der Handel am geschwindesten in Gang gebracht wird.

Sobald wir nur die Anker geworfen hatten, eilte ich ans Land, ohne jedoch die Branntweinflasche zu vergessen. Ich zeigte sie gleich beim Aussteigen, da mir denn die Einwohner ihretwegen viele Liebkosungen machten. Sie gaben zu verstehen, daß wir zwar willkommen wären, daß sie aber nichts ohne Befehl ihres Königs zu unserm Vortheil thun könnten. Da ich nun von ihnen er=

fuhr, daß sein Wohnort nur zwei Meilen entfernt war, so bestieg ich wieder meine Schaluppe, um dahin zu fahren. Eine Menge Negern begleiteten mich in ihren Kähnen. Zwei der angesehensten nahm ich zu mir. Während dieser Route sah ich über hundert Kähne, die mit Waaren beladen, nach dem Handelsdorfe fuhren.

Ich langte endlich in der Negerstadt an, die eine vortrefliche Lage hat. Sie liegt auf einer Anhöhe am Ufer des Flusses, der hier am breitesten ist, weil ein anderer Fluß sich mit ihm vereinigt. Die Stadt selbst aber ist der Schönheit der Gegend ganz und gar nicht angemessen. Ihre Häuser sind bloß von Erde aufgeführt, und mit Kalk übertüncht; die Höhe derselben ist zwölf Fuß, und die Form völlig rund. Da aber alle andere Häuser, die wir auf der Küste gesehen hatten, nur von Rohr waren, so schienen sich diese auszuzeichnen.

Als ich die Schaluppe verließ, fand ich eine Menge Negern, welche die Neugierde herbeiführte. Ich fragte sie, wo der König wäre, worauf sich dann ein Jeder beeiferte, mein Führer zu seyn, besonders da sie sahen, daß einer von meinen Matrosen zwei grosse Flaschen trug, die ihnen gewaltig in die Augen stachen. Ich fand den König unter einer Art von Dach auf einer drei Fuß hohen Terrasse sizzend. An diesem Orte nimmt er gewöhnlich die Klagen seiner Unterthanen an. Hier saß er ganz nakkend auf einer Matte mit seinen Prinzen,

die sich rund um ihn gelagert hatten. Sie verliessen diese Stellungen bei meiner Ankunft nicht, allein der König reichte mir die Hand, um zu ihm herauf zu steigen, und ließ mich neben sich auf seiner Matte sizzen. Ich nahm eine von meinen Flaschen, und trank auf seine Gesundheit; nachher schenkte ich ihm eine Tasse ein, die er willig annahm und ausleerte. Sodann ergriff er selbst die Flasche, und schenkte daraus allen seinen Hofleuten ein. Nachdem sie alle getrunken hatten, bat ich ihn um die Freiheit, Holz und Wasser einnehmen, desgleichen Lebensmittel kaufen zu dürfen, die bloß in Reiß und Hühnern bestanden. Er erlaubte alles, und ich gab ihm dafür meine Erkenntlichkeit mit einigen Geschenken zu erkennen, die in einem Hut, 20 Sols werth, und in einem Stük Leinwand bestanden, worüber er viel Freude bezeugte. Ich gab seinem Bruder auch einen Hut, und da ich sah, daß sie mir so geneigt waren, verlangte ich vom König die Freiheit, die Stadt zu besehen. Er ertheilte mir sie nicht allein, sondern sagte auch, daß er mir zu essen geben wollte.

Ich brauchte indessen nicht viel Zeit, die Merkwürdigkeiten dieser Stadt zu besehen; das vornehmste darunter war, ein ihren Göttern geheiligtes Gebäude. Die Gözzenbilder in demselben waren von Holz, dabei aber ein so grosser Gegenstand der Ehrfurcht, daß sie des Tages mehreremal hingehen, um ihre Gebete zu verrichten.

Da ich herum ging, sahe ich zwei Negerjungen, die Hühner rupften; man sagte mir, daß dieses des Königs Köche wären, die meine Mahlzeit zubereiteten. Ich suchte sogleich den König auf, nahm meine andere Flasche hervor, ließ sie alle daraus trinken, und sagte ihm sodann, ich wollte dem Befehlshaber des Schiffs seine guten Gesinnungen melden, wo er dann selbst kommen, und dafür danken würde. Der König wollte mich aufhalten, und sagte, wenn wir gegessen hätten, würde er selbst mit uns gehen; die Art aber, wie ich die Speisen hatte zubereiten sehen, konnte bei mir keinen Appetit erregen. Da er mich nun fest entschlossen sah, wegzugehen, ließ er mir von seinem Getränke reichen, das sie Palmwein nennen, und abscheulich schmekt. Dieser sogenannte Palmwein wird auf folgende Weise gemacht. Sie durchbohren den Palmbaum, und das Wasser, das sodann aus den Löchern fließt, ist der Negerwein, den sie auf der ganzen Küste trinken. Nachdem ich davon gekostet hatte, gieng er in Begleitung seines Bruders und noch zweier anderer in meine Schaluppe; ich führte sie gerade nach dem Handelsdorfe. Da wir den Fluß herunter fuhren, bemerkten wir in vielen Kähnen Neger, die uns begleiteten und allerhand farbige Zeuche um ihre Schultern hängen hatten. Man sagte uns, daß dieses die königliche Leibwache sei.

Als wir angelangt waren, ließ ich ihn aussteigen, und verfügte mich an Bord des Schiffs, um

von meinem Auftrage Bericht zu erstatten. Nach dem Essen gieng der Kapitain mit mir zum Könige, der uns sehr freundschaftlich empfing. Er hatte noch nicht gegessen, ließ aber seine Speisen vor uns auftragen. Dieses waren zwei Hühner, die in einem Topf mit Piman (einer Art sehr starken Pfeffers) gekocht waren. Er sezte sich dabei auf seine Matte, und ließ den Kapitain neben sich Plaz nehmen. Die Erde diente ihm bei dieser Mahlzeit zum Tisch, und ein kleiner Mantel, der um sein Oberkleid hieng, zur Serviette. Es fehlte ihm nicht an Appetit. Nach der Mahlzeit übernahm er die Justizpflege. Wir waren Zeugen eines Prozesses, der ziemlich lange vor ihm plaidirt wurde. Die Advokaten sassen, die Parteien lagen aber auf den Knien. Nachdem beide Theile ausgeredet hatten, sprach der König das Urtheil, ohne daß darüber gemurret wurde.

Was uns betraf, so gab er die Versicherung, daß wir ungestört die Waaren ans Land bringen könnten, nebst der Erlaubniß, diejenige zu tödten, die Unordnung anfangen würden. Er äusserte den Wunsch, daß wir uns in seinem Lande niederlassen möchten. In diesem Falle sollten uns seine Unterthanen ein Haus bauen helfen, und zu unsrer Sicherheit wollte er Geisseln nach Europa schikken. Wir bezeugten unsre Dankbarkeit, und gaben ihm viel Branntwein zu trinken. Nachdem wir das Nöthige eingenommen hatten, giengen wir un-

ter Segel, und passirten das Palmenkap. Das Land war immer das nämliche, sehr flach und mit Waldungen bedekt; die Sitten der Einwohner sind aber sehr von einander unterschieden; denn diese jenseits des grünen Vorgebirges fressen Menschen, daher auch die Seefahrer hier nicht gern landen. Dennoch kommen sie gewöhnlich zu den vorbeigehenden Schiffen, die sie aber nicht eher besteigen, bis sie für ihre Sicherheit gesorgt haben. Sie fahren mit ihren Kähnen um dasselbe herum, und schreien immer Qua! Qua! und nähern sich nicht eher, bis das Schiffsvolk auch Qua gerufen hat. Wenn sie an Bord kommen, so bleibt immer einer im Kahne mit ihren Waaren zurük, um im Nothfall die Flucht zu nehmen. Die Waaren sind mehrentheils sehr schöne Elefantenzähne. Von allen denen, die das Schiff besteigen, geht nur einer in die Kajüte und in den Schiffsraum, die andern bleiben auf dem Verdek, und beobachten die Mienen des Schiffsvolks. Bei dem geringsten Geräusch springen sie ins Meer, und da sie geschikte Taucher sind, so schwimmen sie unterm Wasser zu ihren Kähnen, besteigen sie, und entfernen sich auf denselben mit grosser Schnelligkeit; denn ihre kleinen Fahrzeuge sind sehr leicht, und sie verstehen sie so gut zu rudern, daß es selbst für unsre am besten bemannten Schaluppen unmöglich ist, sie einzuholen.

Diese Neger führen oft Kriege mit ihren Nachbarn, daher sie von allen europäischen Waaren

nichts so begierig verlangen, als Flinten und Pulver. Sie sind von Körper nicht übel gestaltet, und haben alle wohl proporzionirte Glieder. Ihre Zähne sehen roth aus, weil sie beständig eine gewisse Frucht kauen, die ihnen diese Farbe giebt. Die Küste dieses Volks ist 45 Meilen lang; etwas weiter hin findet man eine gute Menschengattung, deren Land aber keinen grossen Raum einnimmt; und nach diesem die Goldküste, woselbst wir bei **Achim** Anker warfen. Die Holländer haben hier auf einer kleinen Anhöhe ein Fort gebaut, und thun alles, was sie können, um die andern Europäer zu verhindern, hier Handel zu treiben. Diejenigen aber, die dazu entschlossen sind, fahren mit ihren kleinen Schiffen die Küste entlang, die keine Klippen oder Sandbänke hat, wo denn die Neger ihren Goldstaub zu ihnen bringen. Dieses zu verhindern sind die Holländer nicht mächtig genug; ja wenn sie keine Schiffe auf der Rhede haben, so kann man sich dem Fort bis auf einen Kanonenschuß nähern. Wir blieben 36 Stunden hier, ohne etwas besonders zu bemerken, ob wir gleich den Negerstatthalter besuchten. Das Dorf, wo er wohnt, liegt unter dem Fort, und ist groß und stark bevölkert.

Von da giengen wir nach **Butru**, wo die Holländer ein Fort haben. Ich besuchte hier den Kommendanten, der wie ein armseliger Handelsmann aussah, und fand überhaupt nichts merkwür-

diges. Das Land fängt hier an, bergigt zu werden. Nach meiner Rükkunft lichteten wir die Anker, und segelten weiter nach Sama.

An diesem Orte ist ein sehr breiter Fluß, der aber wenig Tiefe hat. Man findet darin Krokodille, und an dessen Ufern Zibetkazzen. Hier sind die lezten Waldungen, daher auch alle holländische Forts, die weiter hin liegen, hieher schikken, Holz zu holen. Um es ihnen nicht daran mangeln zu lassen, verhindert der Kommendant des hiesigen Forts die Schiffe andrer Europäer dieses Bedürfnis in Sama einzunehmen. Wir blieben zwei Tage hier, und assen beim Kommendanten, der aber, wie ich glaube, die Einladung bereute, da wir im Fort ankamen, weil wir stärker waren, als er. Die grosse Unruhe, worin er sich befand, war augenscheinlich. Das beste auf seiner Tafel war eine afrikanische Razze, die so groß und dik war, als ein vierzehntägiges Schwein.

Während wir uns am Lande befanden, kamen eine Menge Negern an unser Schiff, um Branntwein zu fordern. Die zurükgebliebnen Offiziers vertauschten ihn an sie, wurden aber betrogen, denn anstatt des Goldstaubs, gab man ihnen Kupferstaub. Sie besizzen die Kunst, diesen so zu vergolden, daß diejenigen, die diese Waare nicht genau kennen, und nichts zum probiren bei sich haben, ohnfehlbar hintergangen werden. An diesem Tage sollten sie der Berechnung nach für tausend

Thaler Gold bringen, der Kupferstaub war aber kaum einen Thaler werth. Zu eben der Zeit kamen Neger von Kommendo an, um uns zu bitten, zu ihnen zu kommen, weil sie die Franzosen sehr liebten. Dieses Gesuch wurde erfüllt, denn wir ankerten den folgenden Tag vor ihrer Stadt.

Wir fanden bei unsrer Landung die Einwohner, um uns desto mehr Ehre zu erzeigen, unter den Waffen. Sie begrüßten uns mit drei Salven aus ihren Musketen. Ein grosser Trupp Männer und Weiber begleiteten uns tanzend nach dem Schall einer Art von Gütarren, und verschiedener Instrumente, die von Elfenbein gemacht waren. Alle diese Neger waren den obenbeschriebenen ähnlich, nur die Weiber ausgenommen, die Scherpen trugen, und an ihren Gürteln eine Menge Schlüssel hängen hatten. Diese hielten sie für eine grosse Zierde, da alles in ihren Häusern mit Schlössern versehen ist. Wir zogen auf diese Weise durch die Stadt, und fanden in allen Gassen neue Tänzer. In der Mitte war ein grosser Plaz, der mit Männern und Weibern angefüllt war, die auch tanzten und schrieen: Es lebe Frankreich! Ueberhaupt schienen sie alle sehr vergnügt uns zu sehen. Sie führten uns zu einem Hause, das von den Franzosen ehmals erbaut worden war; wobei sie sagten, daß es uns gehöre, und wir uns desselben als Herren bedienen sollten. Wir blieben zwei Stunden lang hier, die wir damit zubrachten, sie tanzen zu se-

hen. Unter den Haufen waren Männer, die Tigerhäute statt der Scherpen trugen, und um die Lenden und den Unterleib eine Art von Panzer hatten, den sie gewöhnlich im Krieg anlegen. Nur diese Theile des Körpers sind bedekt, alle andre aber nakkend.

Als wir dieses Haus verliessen, um uns einzuschiffen, kam ein Neger, uns zu sagen, daß der bisher abwesend gewesene Statthalter angekommen sei. Er kam aus der Residenz des Königs, Groskommendo genannt, die nur vier Meilen von hier entlegen ist. Wir besuchten also diesen Statthalter, und ich war nicht wenig überrascht, als ich nichts barbarisches an ihm fand; im Gegentheil, er hatte ein menschenfreundliches Aussehen. Er empfing uns auch ganz anders, als alle übrigen, die wir gesehen hatten. Sobald wir nur die Goldküste berührten, hatte ich schon bemerkt, daß die Leute hier zivilisirter, als in andern Negerländern waren. Dieser Schwarze war von grosser Statur, alle seine Glieder zeugten von Kraft; die Nase war bei ihm nicht platt, auch hatte er keinen so grossen Mund wie die andern Neger; seine Augen waren sehr offen und voller Feuer. Er sagte uns, der König hätte mit vieler Freude gehört, daß ein französisches Schiff auf der Küste angekommen sei, daher er ihm auch befohlen habe, sogleich abzureisen, um uns zu versichern, daß wir willkommen wären; er für seinen Theil wünschte uns auch Dienste zu

leisten. Er drükte sich hiebei sehr verständig aus. Nachher gab er allen denen, die ihn sprechen wollten, Audienz. Dieses geschah ohne alle Verwirrung, und in unsrer Gegenwart. Das Zimmer, worinn wir uns befanden, war mit Tischen, Sesseln und Kästen meublirt; die Audienzsuchenden aber standen in einer Art Vorzimmer, aus welchem sie einer nach dem andern herausgerufen wurden. Beim Eintritt in das Unsrige warfen sie sich auf die Knie, und sprachen in dieser Stellung mit dem Statthalter, der durch gewisse Gebärden ihnen gleichsam den Segen gab; worauf sie denn fortgiengen. Den Vornehmsten reichte er, wenn sie knieeten, die Hand. So wurde er von allen Instrumentenspielern besucht, die alle nach der Reihe ihm ihre Ehrfurcht zu beweisen kamen, und von Tänzern und Tänzerinnen begleitet waren, die tanzen mußten, während wir mit ihm assen. Die Mahlzeit war sehr anständig. Er schlug uns vor, seinen König zu besuchen, wobei er uns soviel Sklaven anbot, als wir brauchten, um uns in baumwollenen Tragsesseln dahin zu bringen. Diese ihre Reisemaschinen sind sehr bequem; man wird in denselben ganz sanft, und ziemlich geschwinde getragen. Unser Kapitain, der Chevalier von Hailly, dankte ihm, und sagte: daß er seine Abreise beschleunigen müßte, ja, daß er, wenn er nicht gekommen wäre, bereits unter Segel seyn würde. Er bat ihn jedoch auf sein Schiff zu kommen, wo er ihn regaliren würde. Diesen Vorschlag nahm er

an, und sagte, er habe ein grosses Zutrauen zu den Franzosen, und würde das bei andern Nazionen schwerlich thun. Wir mußten zuerst aus seinem Zimmer gehen, dann folgte er uns von drei Sklaven begleitet, die vor ihm hergiengen, nach. Zwei von ihnen hatten Flinten, und der dritte trug seinen Panzer und Degen, der von Eisen, und sehr schneidend war; denn dieses Volk versteht die Kunst, dieses Metall weich zu machen. Sie machen Säbel daraus, die aber so breit, wie die Fleischermesser sind. Der Griff wird aus einem sehr weichen Holz gemacht.

Dann giengen wir ans Ufer des Meers, wobei ich mich wunderte, den Plaz, wo wir vorher so viele Tänzer gefunden hatten, jezt voller Handelsleute anzutreffen, die Früchte verkauften, als Ananas, Citronen, Orangen, Bananen u. s. w. Man hat hier auch türkischen Weizen, wovon die Neger Brod machen; dieses wurde bereits gebakken auf dem Markt verkauft, desgleichen Mehl, Honig, Reiß, Wurzeln, Fische und Palmnüsse, von welchen leztern sie Oehl verfertigen, das auf der ganzen Küste gebraucht wird. Auch fanden wir hier Tücher, und überhaupt alle europäischen Waaren, die hieher gebracht wurden. Diese Märkte dauern alle Tage beständig fort.

Nachdem der Statthalter also unser Schiff bestiegen hatte, bemüheten wir uns, ihm zuzutrinken, allein vergebens, denn er war sehr mässig.

Er fand unter den Schiffsleuten einen Bekannten; dieses war ein Portugiese aus der Insel St. Thomas, der auf seiner Reise nach Europa Schiffbruch gelitten hatte. Da es unsre Absicht war, diese Insel zu berühren, so hatte ihn der Chevalier von Hailly mitgenommen, um ihn in sein Vaterland zurük zu bringen. Dieser Portugiese versicherte uns, daß der Statthalter der muthigste Neger auf der ganzen Küste von Guinea sei, daß er das Fort Capo Corso den Holländern mit Gewalt abgenommen, und es den Engländern verkauft hätte, die es noch besizzen. Da wir so vom Kriege redeten, wurde unser Neger ganz zutraulich, und zeigte uns sieben Schußwunden, die er an seinem Leibe bekommen hatte. Nachdem er drei Stunden lang bei uns gewesen war, verlangte er wieder zurükzukehren. Er bat uns beim Abschiede zu glauben, daß sein Herz nicht so schwarz, als sein Körper sei, und daß wir uns auf alle Anerbietungen verlassen könnten, die er uns gemacht hätte. Nachdem er in die Schaluppe gestiegen, und diese vom Schiff abgestossen war, feuerte man fünf Kanonen ab, durch welche Ehrenbezeugung seinem martialischen Ehrgeiz sehr geschmeichelt wurde. Den folgenden Tag ließ er uns sagen, daß die Holländer entschlossen wären uns zu arretiren, wenn wir das feste Schloß Minne betreten würden. Wir liessen ihm durch seinen Abgeordneten für diese Nachricht danken, wobei wir ihm aber meldeten, daß die Holländer sich wohl nicht unterstehen würden, et-

was gegen uns zu unternehmen, aus Furcht unsern König zu beleidigen. In der Stadt Kommendo befand sich sowohl ein holländischer als englischer Kommissarius, die hier Handel trieben; der Holländer ließ sich jedoch nicht bei den Belustigungen des Volks sehen, vielmehr bezeigte er seinen Unwillen über die günstige Aufnahme, die uns widerfuhr, und stieß einige Drohungen aus, die denn des Statthalters Botschafft veranlaßten. Demungeachtet aber segelten wir ab, und ankerten bei dem Schloß Minne.

Es sind hier zwei Forts, eines am Ufer des Meers von den Portugiesen erbaut, und das andere auf einem Berge, der das alte Fort kommandirt, und von den Holländern errichtet wurde. Hier wird ein sehr starker Handel getrieben, auch ist es der Siz des holländischen Generalgouverneurs, von denen die übrigen Gouverneurs und Kommendanten längs der Küste abhängen. Er empfing uns sehr höflich, und bewirthete uns vier Tage lang auf deutsche Art, indem er uns sehr mit Trinken zusezte. Jedoch schien er Misrauen in uns zu sezzen, denn sobald wir sein Fort betreten hatten, wurden die Thore gesperrt, so daß wir nicht heraus konnten; ja wir durften nicht in ein anderes Zimmer gehen, ohne von einigen Sklaven begleitet zu werden. Er fragte uns oft, was wir an der Küste suchten, und ob wir ihm gleich sagten, daß wir den Auftrag hätten, die französischen Han-

delsschiffe zu begleiten, und den Alliirten der Krone beizustehen, so stellte er sich doch andere Dinge vor, weil er nicht gewohnt war, französische Kriegsschiffe in diesen Meeren zu sehen. Indessen gieng alles in guter Verträglichkeit zu. Der Chevalier von Hailly machte ihm Geschenke, und erhielt ebenfalls einige von ihm, worunter ein ganz besonderer Vogel war, den man den gekrönten Vogel nannte. Er war vier Fuß hoch und hatte schwarze und weisse Federn; sein Leib war einem kalekutschen Hahn ähnlich, der Hals war sehr lang, und die Krone von grossem Umfang, gelbfarbig mit etwas schwarz vermischt. Zwischen seiner Krone und seinem Schnabel war ein sammtartiger Quast; seine Augen waren zitronengelb, rund um dieselben aber befand sich eine sehr feine und schneeweisse Haut, die Ohren hatten die schönste Fleischfarbe, und diese Farbe gieng bis an die Brust herunter.

Während wir uns lustig machten, ergriffen die Neger, die im Dorfe am Fuß des Forts wohnten, die Waffen, und kamen 3 bis 400 Mann stark mit fliegenden Fahnen angezogen. Ich glaubte anfangs, daß dies auf des Gouverneurs Befehl geschähe, er sagte uns aber, daß sie es von selbsten thäten, und daß sie in dergleichen Uebungen närrisch verliebt wären, und sich zu allen Stunden bei Tag und Nacht damit belustigten. Dieses Volk schien mir in der That von einer guten Gemüthsart zu seyn; sie zeigten sich immer tanzend. Ihre

Kriegsübungen machten uns Vergnügen. Wir sahen ihre Bewegungen zum Angriff, die so waren, als wenn sie durchs Gesträuch hätten Enten schliessen wollen. Sie führen auch alle Kriege nur durch Ueberfall, greifen nie alle zugleich an, sondern zerstreuen sich links und rechts, nachdem sie eine Zeitlang auf dem Bauche herumgekrochen sind, und ihre Flinten abgefeuert haben. Nachher begeben sie sich aufs Laufen, in welchem sie so geschikt sind, daß sie in wenig Augenblikken bei ihren Fahnen eintreffen. Ich bin aber gewiß, daß, wenn sie von den Feinden verfolgt würden, dieses Zusammenziehen nicht ohne grosse Verwirrung geschehen könnte. Zu der Zeit, da die Holländer die Portugiesen aus diesem Lande vertrieben, schlugen sich die hiesigen Neger sehr muthig herum, und wurden nur mit vieler Mühe überwunden.

Nachdem der Negergeneral seine kriegerischen Uebungen geendigt hatte, kam er zu uns ins Fort, und bat den Gouverneur um Erlaubniß, uns mit seiner Musik belustigen zu dürfen, deren Instrumente aus einigen elfenbeinernen Trompeten bestanden, die einen gewaltigen Lärm machten, jedoch bemerkte man dabei eine Art von Simphonie, da jede einen verschiedenen Ton hatte. Der Ritter von Hailly bat diesen Negeranführer auf den folgenden Tag am Bord seines Schiffes zu essen, desgleichen lud er die holländischen Offiziere ein, und erbot sich von seinen Offizieren Geiseln am Lande

zu lassen. Dieses wurde angenommen, und das Schiffsmahl zu beiderseitiger Zufriedenheit vollbracht.

Einige Tage nachher giengen wir unter Segel, und ankerten zwischen dem Vorgebirge **Capo Corso** genannt, und dem Fort **Friedrichsburg**, die nur 600 Schritte von einander liegen. Ich habe bereits oben gesagt, daß die Engländer von unsern Freunden zu Kommendo das **Capo Corso** gekauft hatten, daher sie hier einen General haben, so wie die Dänen auch einen in dem ihnen zugehörigen Fort Friedrichsburg unterhalten. Wir besuchten beide. Ein jeder von ihnen bewirthete uns aufs beste. Von beiden Theilen wurden Geschenke gemacht, der dänische General gab dem Chevalier von Hailly ein Krokodill, und einen gekrönten Adler von Gold.

Was die Einwohner des Landes betrifft, so sind sie von ihren Nachbarn gar nicht verschieden, wenigstens habe ich in den drei Tagen meines hiesigen Aufenthalts nichts auszeichnendes bemerken können. Der König von Sabu, dessen Land zwischen den Besizzungen der Holländer und Dänen liegt, schikte einen seiner vornehmsten Offiziere an uns ab, der zum Zeichen seiner Würde einen goldenen Ring, das Bild eines Vogels, an dem Daumen seiner rechten Hand trug. Dieser Offizier bat uns im Namen seines Königs zu ihm zu kommen, mit der Versicherung, daß er sich am Seeufer in

einem ihm gehörigen Dorfe einfinden würde. Die europäischen Nachbarn aber schöpften darüber Verdacht, und zeigten uns ihr Mistrauen; denn der holländische General befahl dem Kommendanten von Nassau, uns ein an den Gränzen des Königs von Sabu gelegenes Fort nicht betreten zu lassen. Dieser Verdacht verdroß den Ritter von Hailly so sehr, daß er nicht länger auf der Küste bleiben wollte, da er überdies gehöret hatte, daß sich keine französischen Schiffe mehr hier herum befänden. Während man die Anker lichtete, schrieb er einen höflichen Brief an den König von Sabu, um ihm für seine Einladung zu danken; denn obgleich diese Nazion weder lesen noch schreiben kann, so halten sie sich doch sehr geehrt durch einen Brief, und bezeugen es durch die grosse Sorgfalt, die sie anwenden, Briefe aufzuheben.

Wir giengen also unter Segel, und nahmen unsern Weg gerade nach der Insel St. Thomas, wo wir viel Lebensmittel fanden, nämlich Ochsen, Schafe, Schweine, Hühner, und eine Menge Wildpret. Dennoch leben die hier wohnenden Portugiesen sehr schlecht, und begnügen sich mit einem Salat und etlichen Eiern zu ihrer ganzen Mahlzeit. Anstatt des Brods bedienen sie sich der Bananen, einer elenden Frucht, und trinken dabei nichts als Wasser. Sie haben immer eine andere Frucht im Munde, die sie kauen, um dadurch dem Wasser einen bessern Geschmak zn geben. Was mich betrift, so

habe

habe ich es nie gut gefunden, weil die Frucht mir eine Bitterkeit im Munde zurükließ. Sie halten es aber für den Magen so gesund, daß diejenigen, die noch nicht gefrühstükt haben, die Fruchtkauenden bitten, ihnen in den Mund zu hauchen. Diese elende Lebensart verursacht, daß sie wie Leichname aussehen. Hiezu kommt, daß ihre Insel nach dem Bericht aller Reisenden der ungesundeste Ort von der Welt ist. Wenn Fremde dahin kommen, so dürfen sie nicht ausserhalb ihren Schiffen schlafen, und noch weniger mit den weiblichen Bewohnern der Insel vertrauten Umgang pflegen, wenn sie nicht Todesgefahr laufen wollen; denn der Beischlaf ist hier bei den Ausländern mit einem solchen Verlust an Lebensgeistern verbunden, daß der Körper ganz ausgemergelt wird, und gewöhnlich in wenig Wochen ins Grab sinkt. Ich habe auf unserm Schiff Beispiele davon gesehen, und diejenigen, die mit dem Leben davon kamen, brauchten über vier Monate um wieder hergestellt zu werden, wobei ihnen viel Blut durch die Harnröhre abgieng. Ich glaube, daß die gebornen Portugiesinnen nicht so gefährlich sind. Diese Geschöpfe sind der christlichen Religion zugethan, und so ausschweifend sie auch leben, so wollen sie sich doch mit Kezern nicht vermischen, denn einer unsrer Offiziere, der seinen Trieb stillen wollte, wurde von ihnen gefragt, ob er auch ein Katholik sei, weil sie, wie sie sagten, sonst mit ihm durchaus nichts zu thun haben wollten, aus Furcht, Gott gröblich zu beleidigen.

Wir fanden hier die Regierungsform republikanisch, nämlich sieben oder acht Portugiesen beherrschten die Insel, die ungefähr fünfzehen Meilen lang und zehn breit ist. Sie hatten ihren Gouverneur, nachdem er lange Zeit bei ihnen ein Gefangener gewesen war, nach Portugal geschikt, und erwarteten von ihrem Könige Gerechtigkeit, in Ansehung ihrer eingereichten Klagen. Es ist in der Insel ein Bisthum, allein ohne Bischof, desgleichen ein Kapitel, wo die Kapitularen regelmässig ihren Gottesdienst versehen, obgleich ihr Privatleben nicht mit diesem äussern Schein übereinkommt. Wir blieben eilf Tage hier um unsre Lebensmittel und Bedürfnisse einzunehmen, und erhielten dabei von den Portugiesen allen nur ersinnlichen Beistand; sodann giengen wir wieder unter Segel, und passirten die Linie, wo wir alle mit grossen Zeremonien getauft wurden, der Kapitain und der Oberkanonier ausgenommen, die sie schon vormals passirt waren. Die Winde waren uns sehr entgegen, so daß wir in achtzehn Tagen nicht mehr als sechzig Meilen machten, nachher wurden sie uns aber günstig, so daß wir alle Tage regelmässig 40 bis 50 Meilen vorrükten, und so endlich in unser Vaterland wieder zurükkamen.

IV.

Otto Friedrich's von der Gröben kurbrandenburgischen Majors Reise nach Guinea, in den Jahren 1682 und 1683.

Unternommen auf Befehl des grossen Kurfürsten Friedrich Willhelm's von Brandenburg.

Ein Gegenstand, besonders würdig der Aufmerksamkeit jedes **Deutschen** ist die Geschichte einer **deutschen** Niederlassung auf der Küste von Afrika, die Geschichte der von **Deutschen** dahin unternommenen Schiffahrten, die Geschichte einer **deutschen** afrikanischen Gesellschaft!

So ehrenvoll aber diese Unternehmungen für ihren grossen Urheber, für seine Mitwirker, für ganz Deutschland sind — so sehr ist es auch zu bedauern, daß diese schöne Grundlage eines künftigen höhern Flors des deutschen Handels und Seewesens so bald wieder in den Abgrund des Nichts versank!

Kurfürst **Friedrich Willhelm der Grosse von Brandenburg** war der deutsche Fürst, der zuerst wieder eine deutsche Flagge in Respekt sezte, einen weiten Seehandel unternahm, und im fernen Afrika Niederlassungen gründete, die noch jezt blühen — aber nicht mehr für **Deutsche**!

Sobald dieser Mann von weitumfassendem Geiste im Besizze von Pommern war, legte er den

Grund zu einer kleinen Seemacht, die er mit Hülfe eines holländischen Kaufmanns Namens Raule nach und nach vergrösserte. Mit einer kleinen Flotte von wenigen Fregatten erwarb er zuerst in der Ostsee seiner Flagge Respekt, und beschleunigte durch sie seine kriegerischen Unternehmungen; bald aber wehte sie auch in fernen Meeren, und die Küsten von Amerika sahen zum ersten Male brandenburgische Schiffe, als der grosse Kurfürst im Jahr 1680 den kühnen Entschluß faßte, durch eine kleine Flotte von sechs Fregatten spanische Schiffe wegnehmen zu lassen, um sich für die ihm von Spanien noch schuldigen Subsidiengelder zu entschädigen. Die brandenburgische Eskader machte mehrere Prisen, schlug sich tapfer mit einer weit stärkern spanischen Flotte herum, und erregte dadurch grosses Aufsehen in ganz Europa; aber der Vortheil, den sie für den Kurfürsten errang, war unbeträchtlich; doch brachte diese Unternehmung den Vortheil, daß sie ihm Ehrfurcht erwekte, und seine Macht in ein günstiges Licht sezte.

— Doch, ich lenke ein! — daß ich diese merkwürdige Anekdote dem verdienstvollen Grafen von Herzberg hier nacherzählte *) — das wird mir gewiß jeder Deutsche verzeihen! —

*) In seiner Abhandlung vom 24 Jan. 1781. in seinen Acht Abhandlungen ꝛc. A. d. Fr. 8 Berlin, 1789 — woraus auch die übrigen hier angeführten Thatsachen entlehnt sind.

Während jener in der Geschichte der Deutschen so wichtigen Unternehmung, wandte der grosse Kurfürst seine Aufmerksamkeit auf die Erweiterung des Seehandels. Jener **Raule** war der Direktor seiner Marine, und durch diesen wurden Plane ausgeführt, die den Brandenburgern ewig Ehre machen.

Friedrich Willhelm gab nicht nur dem preussischen Seehandel neues Leben, sondern errichtete einen unmittelbaren Handel nach Guinea. Dem zu Folge schikte **Raule** ein Schiff unter dem Kommando des Kapitän **Blonk's** auf jene Küste, und dieses schloß im Jahr 1681 mit den drei Negerhäuptern (Kaboschirs) am Kap der drei Spizzen einen Vertrag, kraft dessen sie den Kurfürsten von Brandenburg für ihren Oberherrn erkannten, sich verpflichteten mit keinen anderen als brandenburgischen Schiffen zu handeln, und den Brandenburgern einen Plaz zu einem Fort einzuräumen. — Hierauf stiftete der Kurfürst eine afrikanische Handels-Gesellschaft, ertheilte ihr ein Privilegium auf dreissig Jahre, und schoß selbst eine Summe zu ihrem Fond; auch versicherte er sie des Schuzzes von Frankreich, den er sich durch einen Artikel seiner Allianz mit Ludwig dem XIV. ausbedingt hatte.

Nun wurde der Major **von der Gröben** mit zwei Fregatten von dem Kurfürsten nach Guinea geschikt, um den obenerwähnten mit den Negern geschlossenen Vertrag zu Stande zu bringen, und auf der Goldküste ein Fort anzulegen.

Dieser Major Otto Friedrich von der Gröben war aus einem alten adelichen Geschlechte in der Kurmark, hatte schon im J. 1675 eine Reise nach Palästina gethan (die er auch beschrieben hat) und stand damals als Kammerjunker in den Diensten des grossen Kurfürsten *).

Er hat seine merkwürdige Reise nach Guinea — er unternahm sie im 24sten Jahre seines Alters — selbst beschrieben. **) Ich liefre sie hier meinen Lesern in einem gedrängten Auszuge, und nun mag er Ihnen seine Reiseabentheuer und den Fortgang der brandenburgischen Angelegenheiten in Guinea selbst erzählen.

---

*) M. s. seinen Vorbericht zu seiner orientalischen und zu seiner guineischen Reisebeschreibung.

**) M. s. Im VI. Bd. d. W. S. 21. — Das Werk ist ziemlich selten geworden; ich hatte mich lange vergeblich bemüht, es aufzutreiben, als ich es endlich bei meinem verewigten Freunde Schubart fand, und von ihm zum Geschenke erhielt. Dafür sei seiner Asche hier noch Dank gesagt! —

Otto Friedrich's von der Gröben, kurbrandenburgischen Majors, Reise nach Guinea.

In den Jahren 1682 und 1683.

Von ihm selbst beschrieben.

Nachdem ich von **Friedrich Willhelm dem Grossen, Kurfürsten von Brandenburg**, den Auftrag bekommen, mit den beiden Fregatten der **Kurprinz** und der **Morian** an die guineische und angolische Küste in Afrika, und von dannen nach Amerika zu segeln, so trat ich im Mai des Jahrs 1682 die Reise an. In Hamburg sezte ich mich mit meinen Leuten auf die Fregatte **Kurprinz**, worauf ich in etlichen Tagen zu Glükstadt ankam. Daselbst traf ich die andre Fregatte **Morian**, auf welcher mein Fähndrich mit einem Unteroffizier und einiger Mannschaft sich befanden. Sobald wir uns zu Glükstadt vollends mit allem Nöthigen versehen hatten, lichteten wir die Anker, und kamen vor Freiburg im Bremischen an, wo wir einige Tage stille liegen, und auf günstigen Wind warten mußten. Bei **Rokshaven** zwang uns der widrige Wind abermal, die Anker auszuwerfen, und eine Zeitlang zu verweilen. Beinahe

wäre uns hier schon ein grosses Unglük zugestossen, denn als wir von Kokshaven auslaufen wollten, trieb uns ein starker Wind wieder zurük auf eine Sandbank. Unerachtet wir nur noch einen halben Faden Wasser unter dem Schiffe hatten, mußten wir doch für jezt die Anker fallen lassen, damit wir nur nicht ganz auf die Sandbank getrieben werden möchten. Nach etlichen Tagen schien uns der Wind wieder günstiger zu seyn; wir liefen also früh Morgens in die See. Als wir das Ende von den Sandbänken erblikten, glaubten wir uns schon aus aller Gefahr, und liessen unsern Bootsmann, den wir aus Glükstadt mitgenommen hatten, zurükfahren. Wir hätten aber seiner Hülfe sogleich wieder bedurft, indem bald darauf eine unsrer Schaluppen, die wir so eben ins Schiff aufnehmen wollten, mit drei Personen umschlug, und unsre Schiffe über der Rettung derselben auf eine Sandbank geriethen. Wir gewannen indessen die tiefe See bald wieder, warfen den grossen Anker aus, und hielten Rath, wie wir unsre Schaluppe und den abgerissenen Wurfanker wieder bekommen möchten. Weil wir aber den Grund nicht genug kannten, und uns keinen neuen Gefahren aussezzen wollten, so liessen wir lieber Schaluppe und Anker zurük, und schifften auf Helgoland zu. Unsre verlohrne Schaluppe ersezten wir durch eine andre, die wir einem Grönlandsfahrer, der uns begegnete, abkauften. Auch versahen wir uns unterwegs mit Häringen, die wir von einem holländischen Schiffe gegen Spek

und Branntwein eintauschten. Indessen fieng unsere Mannschaft auch schon an, krank zu werden.

Am 26ten Tag nach unsrer Abreise mußten wir schon Wasser trinken, denn unser Bier war ausgegangen. Innerhalb 26 Tagen hatten wir den Weg von Schottland bis zu den **Canarischen Inseln** zurükgelegt.

Mit günstigem Winde erreichten wir bald das weisse und grüne **Vorgebirg**, und die Küste Sierraleona. Hier versahen wir uns in aller Eile mit Holz und Wasser. Ich gieng darauf mit einigen jungen Edelleuten in die Negerei, die dem Wasserplaz sehr nahe gelegen war. Am dritten Tag nach unsrer Ankunft kam der Wasserkapitän Jan Thomas, den ich in jener Negerei angetroffen hatte, an Bord, um sein Wasser und Holz bezahlt zu haben, wofür wir ihm ein halb Viertel Branntwein und ein paar Flaschen Wein gegeben. Ich gieng nachher noch einigemal ans Land; wo ich aber hinkam, flohen die Negern in ihre Wälder, so daß ich nichts als hie und da einen Krüppel, der nicht mitlaufen konnte, und etwa eine Kazze oder Hund vorfand.

Der hiesige englische Gouverneur, den wir bei unsrer Ankunft auf dem Schiffe traktirt hatten, ließ uns bitten, ihn auf seiner Insel zu besuchen. Ich sezte mich also mit dem Hauptmann und den beiden Ingenieurs in die Schaluppe, und schiffte der Insel Bens zu, welche drei Meilen aufwärts

im Strome liegt. Unterwegs kamen wir an unterschiedlichen Negereien vorbei, und endlich zum Aufenthalt des Gouverneurs. Dieser kam uns entgegen, bewillkommte uns mit sieben Kanonenschüssen, und that uns alle ersinnliche Ehre an.

Die Insel Bens beträgt ungefähr eine halbe Meile im Bezirk. Man hat die Bäume auf derselben ausgerottet, damit die Erde freier ausdünsten, und von den Stralen der Sonne getroknet werden möge. Auf einer Seite liegt das englische Fort, von der Seeseite mit einer 8 Fuß hohen Mauer versehen, auf welcher 8 Kanonen befindlich sind. Hinter der Mauer steht ein kleines steinernes Haus, worin der Gouverneur wohnt. Vor demselben sind 6 Kanonen aufgepflanzt. Wir fanden auch noch ein anders steinernes Haus, wo man Nachts die Sklaven einsperrt. Am Fusse des Bergs ist die Negerei, wo die Sklaven der Kompagnie wohnen. Man findet dort einen Brunnen in einen Felsen gehauen, der das beßte süsse Wasser hat. Für die Matrosen ist hier eine lange Hütte, und zwei kleinere, wo die Konkubinen des Gouverneurs und Schiffhauptmanns wohnen.

Nachdem uns der Gouverneur hier drei Tage lang bewirthet, und unsre Schaluppe noch mit Limonen versehen hatte, kehrten wir wieder nach unsern Schiffen zurük. Wir luden ihn aber zu uns ein, und erwiederten ihm, so viel wirs vermochten, alle empfangene Höflichkeiten. Am andern Tag

lichteten wir die Anker, und segelten dem Kap Monte, an der Pfefferküste zu, wo wir nach sieben Tagen anlangten. Am Tag darauf ruderten drei Negern in einem Kanot zu unsern Schiffen heran. Nach vielen Freundschaftsversicherungen von unsrer Seite kamen sie endlich an Bord, und versprachen, am andern Tag Elfenbein mitzubringen. Sie kamen auch, aber am dritten Tage erst, mit 1000 Pfund Zähnen, die wir gegen Kessel, Kleiderchen und eine Flinte einhandelten. Des Nachmittags fuhr ich mit dem Schiffskapitain dem Lande zu um zu sehen, ob wir so viel Elfenbein fänden, als die Negern vorgaben. Da wir noch auf einen Pistolschuß vom Ufer waren, kamen bei 50 Negern heran, und schrieen, wir sollten ans Land kommen. Es war aber theils nicht rathsam, sich ihnen anzuvertrauen, theils machte es die starke Brandung schon unmöglich. Die Negern hingegen kamen doch mit einem Kanot angestochen, und zeigten uns 1000 Pfund Elfenbein, die sie sich aber wegen der stürmischen Wellen nicht an unser Boot zu bringen getrauten. Am vierten Tag fuhr der Kapitain noch einmal mit verschiedenen Waaren dem Lande zu. Um die Handlung mit Sicherheit eröffnen zu können, brachten die Negern einen von den ihrigen als Geisel ins Boot, und begehrten von uns ebenfalls einen. Nach geschehener Auswechslung fieng unser Tauschhandel an. Die Negern aber meintens doch mit uns so aufrichtig nicht, denn sie hatten ihrem Geisel heimlich befohlen, aus dem Boot zu

springen, und sich durch Schwimmen zu retten. Weil wir aber den Spaß merkten, so zogen wir ihm einen Rok an, und knöpften ihn von oben bis unten zu, um ihn desto eher vesthalten zu können. Da er aber doch zu entwischen suchte, banden wir ihn mit einem Strik so lange vest, bis wir unsern Matrosen wieder im Boot hatten. Die Negern machten uns dann doch in allem Ernste den Vorschlag, wir möchten eine Festung bei ihnen bauen; und versprachen, sie wollten uns gerne in allem behülflich seyn, damit nur ihr Handel in bessern Gang käme. Wir achteten aber nicht darauf, und segelten dem **Kap Miserada** zu, wo wir unsre Fregatte **Morián**, die sich vor drei Tagen bei **Kap Monte** von uns getrennt hatte, wieder fanden.

Als wir die Anker geworfen hatten, berief ich den Kapitain von der Fregatte **Morián** an Bord meines Schiffes. Bei seiner Ankunft meldete er mir, daß mein Fähndrich in den lezten Zügen liege. So gern ich den guten Mann noch einmal besucht hätte, konnt ichs doch heute nicht leicht mehr thun, weils schon sehr spät war. Ich verschob also den Krankenbesuch auf Morgen, wo ich den Fähndrich schon ganz sprachlos fand. Er starb auch wirklich zwei Stunden hernach. Ich ließ ihn nicht aufs Land, sondern in die See begraben, weil ich befürchtete, die Negern möchten das Grab eröffnen, und den Leichnam mißhandeln.

Nachmittags fuhr ich mit meinen Kapitains unbewaffnet ans Land, um die Negern bei unserm

vorgehabten Handel nicht schüchtern zu machen. Gleich fanden sich ihrer bei fünfzig ein, und betrieben den Handel, wie es schien, ganz ehrlich und freundschaftlich. Allein bald merkten wir doch ein Geflüster unter ihnen, das sicher auf unsre Gefangennehmung Bezug hatte. Wir machten uns also, unter theuren Versprechungen, den andern Tag mit vielen Waaren wieder zu kommen, so schnell als möglich aus dem Staube.

Am folgenden Tag bewaffnete der Hauptmann die Schaluppe mit einigen Bootsleuten, und fuhr mit einem Ingenieur ans Land. Da aber die Negertruppe gegen 200 Köpfe anwuchs, zog er sich mit seinen sieben, blos mit Degen und Pistolen bewaffneten Personen so schnell als möglich aus dem Spiele, nachdem er zuvor alle seine Waaren wolfeil genug verkauft, und eine neue Ladung aus dem Schiffe zu holen, versprochen hatte.

Am dritten Tag nahm ich dreißig bewaffnete Soldaten und fünfzehn Matrosen, die mich nebst dem Kapitain und den Ingenieurs ans Land begleiten mußten. Wir waren Willens, unser morsches Boot am Lande zu verpichen, und mußten uns also nothfalls gegen die Einwohner zu vertheidigen im Stande seyn. Wir zweifelten anfangs, ob sie sich wohl auch sehen lassen würden, wann wir bewaffnet wären. Als wir uns nun am Lande befanden, ließ ich meine Pfeifer blasen, während die andern die Fahrzeuge ans Land zogen, um sie zu verpichen.

Wir hatten aber kaum die Arbeit angefangen, als schon vier Negern zu spioniren kamen, ob wir keine Gewehre bei uns hätten. Da sie uns aber in einer friedlichen Beschäftigung fanden, gewannen sie Zutrauen, und blieben bei uns. Ihrem Beispiele folgten noch mehrere, bis der Haufe zu dreißig Köpfe anwuchs. Sie hatten wieder Lust, mit uns zu handeln. Da wirs ihnen aber abschlugen, blieben sie dennoch bei uns, und verkauften Hüner, Reiß u. dgl. Einigen von unsern Leuten, die Leinenzeug wuschen, entwendeten sie ein Schnupftuch. Als ich nun einige Negern ernsthaft darum befragte, fiengen sie sammt und sonders an, so schnell als möglich dem Walde zuzulaufen, zwei ausgenommen, welche ihre Vorsteher zu seyn schienen; diese blieben stehen, und riefen die andern wieder zurükke. Nun mußte einer nach dem andern in den Fluß gehen, die Augen aufthun, und Wasser drein giessen, welches bei ihnen einen Eid bedeutet. Diejenigen, auf welche ich einen besondern Verdacht hatte, mußten ihre Hemder ausziehen. Dieß ließ ich nicht so wohl um des gestohlenen Tuches willen geschehen, sondern eigentlich, um zu erfahren, was sie am Halse hängen hätten, weil ich daran einige Schnüre wahrnahm. Da fanden sich denn Amulette von Zähnen, Klauen, Stroh u. dgl. Auf meine Frage, wozu ihnen dieser Unrath diene? gaben sie mir zur Antwort: Sie trügen sie, damit der Donner ihnen nichts schaden könnte. Ich fragte weiter; wer denn donnere, und wie sie den Urheber

ber

der des Donners verehrten? Dort oben, antworteten sie, donnert der grosse Monarch. Auf einmal fiengen sie nun einen der seltsamsten Tänze an, die je gesehen werden können. Etliche nahmen ihre Spiesse, etliche ihre Messer, und andere brummten durch die Nase. Darauf liefen sie mit grosser Geschwindigkeit und seltsamen Gebärden im Sande herum, schrien aus vollem Halse, gaben sich Stiche mit ihren Spiessen und Messern, verkehrten die Augen, knirschten mit den Zähnen, und machten die wunderlichsten Sprünge von der Welt, bis zulezt einer aus übermässiger Andacht fast unsinnig ward. Nun liefen die andern herzu, rissen ihm den Spieß aus der Hand, und klopften so lange auf seinen Kopf los, bis ihm der Eifer vergieng, und er sich besänftigen ließ.

Nun verlangte ich auch einen ihrer Freuden-Tänze zu sehen. Sie thaten mir diß gern zu Gefallen, und baten mich, ich möchte ihnen auf den Schallmeien blasen lassen. Ich ließ also einen polnischen Tanz aufspielen, nach welchem die Negern so munter hüpften, daß wir uns nicht wenig darüber verwunderten.

Darauf gaben sie mir auch ein kriegerisches Schauspiel. Sie liefen nämlich schnell von mir weg, und eben so schnell wieder auf mich zu, als wollten sie mich durchbohren, und sprangen in die Höhe, wie wenn sie über meinen Kopf wegsezzen wollten. Ich zog meinen breiten Säbel, und rief einem unter ihnen zu, er sollte wieder auf mich an=

rennen; das wollte er aber nicht, sondern antwortete, wenn ihre Feinde bewafnet seien, so werfen sie zehn Schritte weit ihre Spiese nach ihnen. Ich nahm also die Flinte, und rief, er soll werfen; aber er schlug es ab, und sprach, ich würde ihn gewiß nicht treffen; worauf er denn so schnell wie eine Gemse von einer Seite zur andern sprang. Nachdem wir uns hieran lange genug ergözt hatten, nahmen wir unsern Abschied, und fuhren weiter.

Am vierten Tag huben wir die Anker, um unsern Weg nach Rio Sestre zu nehmen, wurden aber von widrigen Winden eine grosse Strekke wieder zurükgetrieben. Als wir endlich doch Rio Sestre gegen über lavirten, kamen zwei kleine Negerkanote drei Meilen weit zu uns hergefahren, und berichteten, daß Sanguin rechts über uns liege, und daß ihr König uns bitten lasse, daselbst zu ankern. Sie führten uns auch wirklich auf die Rhede von Rio Sestre. Ich wunderte mich nicht wenig, daß die Negern sich auf Kanoten so weit in die See wagen durften, welche doch nichts anders, als ein ausgehöltes Stük Holz, und etwa acht Fuß lang und zwei Fuß breit sind, womit sie sehr schnell mit kleinen Rudern in der Hand fahren können. Wenn die See zu stürmisch wird, und das Kanot umwirft, so wissen sie das Wasser sehr geschwind auszuschütten, und sich wieder hineinzuschwingen.

Unser Schiffer wollte auch einen Versuch darauf machen, er war aber kaum hineingestiegen, so lag er im Wasser.

Sobald wir uns vor Anker gelegt hatten, fuhr ich mit dem Kapitain ans Land, wo viele Negern auf uns warteten, und uns ankündigten, daß ihr König, der drei Meilen tiefer im Lande wohnt, morgen an den Strand kommen werde. Unterdessen machte uns der königliche Prinz einen Besuch, und führte mich in dem Dorfe, das nahe am Flusse liegt, herum, und erwies mir auf seine Art alle Höflichkeit. Unsre Bootsleute tauschten indessen viel Reiß und Hüner für weisse Korallen ein.

Am Tag darauf kam der Prinz in unser Schiff, um uns des Königs Ankunft zu melden. Weil es nun eben Mittagszeit war, lud ich den Prinzen zur Tafel, wobei meine Musikanten aufspielen mußten. Der Prinz war ein wohlgestalteter junger Mann, der sich in unsre Art zu essen und zu trinken wohl zu schikken wußte, denn er rührte die Speisen nicht eher an, bis er mich selbige zum Munde bringen sah. Unsere Musik hatte seinen ganzen Beifall.

Folgenden Tages giengen wir mit der Schaluppe ans Land, und fanden den König, der sich Peter nannte, am Flusse unter einer Negerhütte sizzend. Er empfieng uns mit seinen zwei Brüdern und dem ganzen Hofstaat sehr höflich, nöthigte uns, bei ihm nieder zu sizzen, und traktirte uns mit Palmwein. Er fragte uns gleich anfangs nach unsern Namen. Ich heisse Peter, gab ich ihm zur Antwort, denn ich wollte nicht geringer als der

König seyn. Darüber freute er sich denn sehr, und sprach: Ich Peter, du Peter, sei also mein Freund. Er war ein ehrwürdiger alter Mann, dessen Augen etwas Hohes anzukündigen schienen. Sonst zeichnete er sich vor den übrigen durch nichts aus, als durch die Ehrerbietung, die ihm seine Unterthanen erwiesen. Sein Ansehn unter ihnen war so groß, daß, als uns von den Negern eine Flasche Branntwein aus dem Boote gestohlen wurde, und wir den Dieb unter so viel hundert Negern nicht kannten, sie uns auf ein einziges Wort des Königs wieder zugestellt wurde.

Nachdem wir nun eine Stunde lang bei dem König gesessen waren, beschenkte er uns mit einem Korbe Reiß und einem Ziegenbok. Bald hernach ließ er uns aber durch seinen Dollmetscher um ein Gegengeschenk bitten. Wir verehrten ihm dann eine Stange Eisen, einen kupfernen Kessel und Königs-Kleidchen. Während der Zeit kauften wir für wenig weisse Korallen zwei Fässer Reiß, und bei dreissig Hüner, worauf wir wieder Abschied nahmen.

Das Königreich **Rio Sestre** führt von dem Flusse Sestre den Nahmen. Es ist fruchtbar und zimlich bewohnt; die Einwohner nähren sich meist von Reiß und Hünern, und haben einen König. Diejenigen, die sich am Strande aufhalten, sind höfliche Leute; viele unter ihnen reden ein wenig Englisch, Holländisch und Portugiesisch durcheinan-

der. Sie gehen mehrentheils nakkend, ausser, daß sie die Scham ein wenig bedekken.

Von **Rio Sestre** schiften wir weiter, und legten uns zwischen **Sanguin** und **Baffa** vor Anker. Hier brachten uns die Negern viel Pfeffer an Bord. Wir segelten nun weiter längs der Pfefferküste nach dem **Palmen-Kap**.

Von **Rio Sestre** bis zum **Palmen-Kap** rechnet man 45 Meilen. Von hier an bis **Sette Aldeas** erstrekt sich die **Elfenbeinküste**. Wir getrauten uns hier nicht, ans Land zu gehen, weil wir uns vor der ungesunden Lage desselben, und vor den Wilden fürchteten. Vom **Palmen-Kap** bis **Rio de Sueyro de Costa**, eine Strekke von etwa 73 Meilen, segelten wir innerhalb 16 Tagen. Wir ankerten nämlich schon vor dem Dorfe **Berby**. Weil aber keine Kanote uns zu besuchen kamen, schifften wir nach **Druvin**, wo wir abermal still lagen. Auch hier liessen sich keine Negern am Bord sehen; am Ufer aber machten sie hie und da grosse Feuer, um den Ihrigen die Ankunft fremder Schiffe kund zu thun. Da wir nun sehr begierig waren, zu wissen, warum keine Negern sich an unser Schiff wagen wollten, so schikte ich die Schaluppe ans Land, um sich bei den Wilden deshalb zu erkundigen, jedoch mit dem gemessenen Befehl, nicht aus dem Fahrzeuge zu gehen, auch keine Wilde zu sich herkommen zu lassen, sondern bloß von ferne mit ihnen zu reden. Da nun die

Schaluppe bis auf einen Pistolschuß dem Ufer nahe gekommen war, kamen die Negern in die See, und luden sie ein, ans Land zu kommen. Drauf ruderte ein Kanot mit drei Negern an die Schaluppe. Sie sprangen unversehens alle drei in dasselbige hinein, und hatten Lust, sich des Fahrzeugs zu bemeistern. Unsre Schaluppe zog sich aber wieder an das Schiff zurük, und berichtete, daß sie etliche tausend Negern mit Bogen und Pfeilen bewaffnet am Ufer erblikt hätten. Folgenden Tags fuhren beide Kapitains mit den Ingenieurs ans Land, um die Ursache ihres Mistrauens genauer zu erforschen. Die Negern aber wollten nicht lange zur Rede stehen, sondern gaben blos den Bescheid, daß vor kurzem zwei Schiffe mit weissen Flaggen die Küste passirt, und alle Negern, die an Bord gekommen, weggeführt hätten. Da wir nun fanden, daß hier nichts auszurichten sei, segelten wir weiter nach dem Flusse St. Andreas. Hier schikte ich meine Soldaten bewaffnet ans Land, um Holz zu fällen, indeß die Matrosen Wasser herbei schaffen mußten. Am andern Tag begab ich mich auch ans Land, um die Arbeit zu betreiben. Hier sahen wir wohl einige Haufen Negern in der Ferne; sie getrauten sich aber nicht, herbei zu kommen. Nach verrichteter Arbeit rükten wir weiter vorwärts, und legten uns zwischen Kottroe und Kap Lahoe, wo die Negern haufenweise mit Elfenbein an Bord kamen, so daß wir 4000 Zentner für 30 Fäßchen Armringe einhandelten.

So oft die Negern an Bord kamen, riefen sie Qua qua, das eine Freundschaftsversicherung seyn sollte. Sie sind alle starke, handveste Leute, gehen nakkend, und binden nur ein Stükchen Bast um die Scham. Ihre Leiber färben sie ganz roth.

Selbigen Tag, als wir wieder unter Segel gehen wollten, kam ein Neger mit zwei seiner Weiber an Bord, um sie für 20 Stangen Eisen zu verkaufen. Sie schienen beide 40 Jahre alt zu seyn, und waren für uns von keinem Werthe.

Weil mein Kapitain alle seine Armringe nicht so bald unterbringen konnte, übergab er sie an die Fregatte Morián, die daselbst liegen bleiben mußte, um sie zu verhandeln. Wir aber schifften nach Issini und am folgenden Tage nach Jaque Jaque. Bei Abeni legten wir uns abermal vor Anker, und erwarteten unser zweites Schiff. Am Tag zuvor lagen wir vor Rio Sueyro de Costa stille, wo die Negern das erste Gold an Bord brachten. Sie boten uns auch zwei Mädchen von fünf Jahren feil. Die Schönste davon kaufte der Kapitain für drei Flinten und eine Reihe Korallen.

Folgenden Tags fanden sich wieder viele Negern mit Golde bei uns ein, um Flinten und leinene Tücher dafür zu kaufen. Nachmittags kam eine Kanot mit vier Negern, um ebenfalls Flinten gegen Gold einzukaufen. Nach abgeschlossenem Kauf begehrte ihr Kapitain ein Geschenk zum Andenken, daß sie auf unserm Schiffe gewesen seien.

Ich gab ihm zur Antwort, er solle mir auch eins zum Andenken geben, daß ich in Afrika gewesen sei. Darauf erwiederte er, wenn ich ans Land komme, wolle er mir nicht nur Palmwein, Hüner und Ochsen geben, sondern auch sein Weib in meine Arme führen. Darauf kam er zu mir und dem Kapitain in die Kajütte, ließ die Thüre verschliessen, und vertraute uns in geheim eine vortheilhafte Entdekkung für unsern Handel an. Er rieth uns nämlich, nach Issini zu fahren, wo wir, weil die Einwohner gegenwärtig Krieg führten, für unsre Flinten doppelt so viel Gold als hier lösen würden.

Jezt befanden wir uns an der **Goldküste.** Folgenden Tages sahen wir die Negern haufenweise am Ufer laufen, und unaufhörlich mit Flinten feuern. Drauf kamen drei Kanote mit grossem Jubelgeschrei an Bord, weil sie ihren Kapitain bei sich hatten, der sie heute wider die Issenier in Streit führen sollte. Er kaufte einige Fäßchen Branntwein und bei 800 Pfund Pulver, und sagte: Wenn ich glüklich aus der Schlacht zurükkomme, werde ich Morgen wieder bei euch seyn. Am dritten Tag bekamen wir unsre Fregatte **Morian** wieder zu Gesicht. Darauf segelten wir nach dem **Kap St. Apollonia**, wo die Negern wieder mit vielem Golde an Bord kamen. Es blieben deren bei zwanzig in unserm Schiffe über Nacht. Am Morgen kauften sie 500 Flinten und 400 Pfund Pulver, um ihren Krieg im Lande fortzusezzen.

Darauf kamen wir in die Gegend des Kastells Axim, aus welchem zwei Holländer an unsern Bord kamen, um uns folgenden Tages mit Kokosnüssen und süssen Pomeranzen zu beehren, eine Vergeltung der Höflichkeit, die wir ihnen den Tag zuvor erwiesen, als wir ihrem Schiffe begegnet waren.

Weil wir vor Axim keinen sonderlichen Handel trafen, so segelten wir weiter, und passirten das Dreispizzen-Kap, und legten uns bei Commende vor Anker. Nachdem wir einen ganzen Tag im Gesichte von Commende und Kastell del Mina gelegen, und schon eine ziemliche Quantität Gold empfangen hatten, schikte der holländische Handlungsdirektor drei der Seinigen an unser Schiff, mit dem ernstlichen Befehle, wir sollten uns, da wir kein Recht hätten, an der guineischen Küste zu handeln, mit unsern Schiffen entfernen, damit er uns nicht mit Gewalt fortreiben müsse. Wir hielten hierauf einen Kriegsrath, und gaben den Deputirten zur Antwort: Wir wären verpflichtet, dem Befehle Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht von Brandenburg nachzuleben, und da die Holländer sich Herren von der ganzen Goldküste nenneten, so wären wir wohl zufrieden, wenn sie ihren Unterthanen den Handel mit unsern Schiffen verwehrten, weil sie es aber nicht vermöchten, so sei es ein klarer Beweis, daß es freie Leute wären, die mit Jedermann handeln dürften. Würde aber der Ge-

neraldirektor zu gewaltsamen Mitteln schreiten, so müßten wir unser Heil in der Gegenwehr versuchen. Wir behandelten indessen die Deputirten sehr höflich, und liessen bei ihrem Abzuge alle unsere Feuergewehre abbrennen, um zu zeigen, daß wir auf jeden Fall zur Gegenwehr bereit wären. Am folgenden Tag ließ ich die Fregatte Morián herbeirufen. Mit ihr kam ein Schmukler aus Seeland, und legte sich nahe bei uns vor Anker. Wir hatten uns vorgenommen, sechs Tage vor Commende stillen zu liegen, und waren beständig schlagfertig. Auf einmal kamen die drei vorigen Deputirten wieder, und ersuchten uns sehr freundlich im Namen des Generals und der ganzen guineischen Kompagnie, gedachten Schmukler, der ungefähr einen Kanonenschuß von uns entfernt lag, wegkapern zu helfen, und nach dem Kastell del Mina zu bringen. Sie versprachen uns an der Beute Theil nehmen zu lassen, und allen Schaden zu ersezzen. Wir hielten nun wieder Kriegsrath, und beschlossen zu thun, was man von uns verlangt hatte, versicherten aber die Deputirte, daß wir keinen Antheil an der Beute nehmen, sondern selbige unsrer und ihrer Kompagnie überlassen wollten. Wir machten nun mit vollen Segeln Jagd auf den Schmukler, weil er aber unsre Absichten schon eher gemerkt haben mochte, war er völlig zur Flucht bereit. Zum Unglük brach uns noch die grosse Marseil-Ree, welches uns so sehr im Nachjagen hinderte, daß wir in zwei Stunden den Schmukler

aus dem Gesichte verloren. Von mehrern Schüssen, die wir nach ihm abfeuerten, traf ihn nicht ein einziger, denn das Schiff war klein, und zum schnellen Segeln vortrefflich eingerichtet. Weil nun unser Nachsezzen ganz umsonst war, kehrten wir wieder zurük, und fertigten unsre Deputirte mit dem Bericht an den General ab, das wir unser möglichstes gethan hätten.

Folgenden Tages schikte uns der General ein Danksagungsschreiben, und eine Vollmacht, alle Kontrebandschiffe von ihrer Nazion wegnehmen zu dürfen, wo wir sie anträfen.

Weil wir nun gewisse Geschäfte zu **Dreispizzen** hatten, schifften wir nach Samma zurük, welches ein holländisches Komtoir ist. Von da fuhren wir nach Boutru, wo wir ein holländisches Kompagnieschiff, das Wappen von Sizilien genannt, antrafen. Es wurde vom Kapitain Voß, dem Vater unsers Kapitains kommandirt. Ich sezte mich mit lezterem in die Schaluppe, und fuhr dem Schiffe zu, um den Kapitain zu sprechen; er war aber gerade im Fort zu Gaste, wo wir ihn denn auch aufsuchten. Er wunderte sich nicht wenig, daß wir Brandenburger es wagten, an ihre Niederlassungen zu kommen. Als ich ihm dann vollends den Freiheitsbrief vom General zeigte, nach welchem es mir erlaubt war, an alle holländische Schiffe zu fahren, um zu untersuchen, ob sie keine Schmukler seien, erstaunte er noch mehr.

Nachdem wir darauf einander etliche Tage wechselsweise bewirthet hatten, giengen wir einst- mals wieder des Morgens früh unter Segel, und kamen mit grosser Mühe in zwei Tagen vor das Dorf Attaba. Wir stiegen ans Land, um Steine und Wasser zu holen; allein der Kaposchcir des Dorfs begehrte für ein Boot voll Wasser, das überdieß schon stinkend war, zehn holländische Gulden.

Von hier zogen wir unser Schiff zwo Meilen lang aufwärts im Strome, wo wir wieder ein Dorf antrafen. Die Negern brachten uns viel Ananas und Palmwein zu Kaufe. Wir bewirtheten alle mit Branntwein, bis Männer und Weiber ganz trunken waren. Die Negern gaben uns dage- gen wieder in ihrer Art ein herrliches Mahl. Zu- lezt nahm ich die umliegende Gegend in Augen- schein, und verfügte mich dann in Begleitung ei- ner Menge zujauchzender Negern wieder an Bord. Wir richteten nun unsern Lauf nach der ersten Spiz- ze vom Dreispizzen-Kap, wohin wir endlich mit grosser Mühe gelangten, weil wir unser Schiff mehrentheils fortziehen mußten. Es liegt in dieser Gegend ein grosses langes Dorf, Accoda, welches Kapitain Blank noch selbigen Abend zu besehen gieng. Weil wir den andern Tag wegen widrigen Windes nicht abfahren konnten, gieng ich auch mit dem Kapitain und einem Ingenieur ans Land. Kaum hatten wir die herrliche Gegend und ihre vor- treffliche Lage eingesehen, so erkundigte ich mich bei

den Kaposchcirs, ob sie uns nicht erlauben wollten, ein brandenburgisches Fort daselbst aufzurichten? Mit Freuden willigten sie ein. Ich ersuchte sie also, am folgenden Tag zu mir auf die Fregatte **Kurprinz** zu kommen, und versprach ihnen, sie durch meine Kapitaine abholen zu lassen. Das geschah; meine zwei Schreiber, nebst dem Kammerdiener ließ ich den Negern als Geisel ausliefern. Acht Kapiscirs waren an Bord gekommen, mit denen ich den Kontrakt anfangs nur mündlich abschloß, und sie so bewirthete, daß man sie wegen der Trunkenheit an einem Tau ins Fahrzeug niederlassen mußte. Sie wollten aber nicht eher das Schiff verlassen, als bis sie alle beschenkt waren.

Das Terrain von **Accoda** ist eine Halbinsel, die sich dreißig Ruthen in die See erstrekt, und einen so guten Hafen bildet, daß man nicht nur in der schlimmsten Zeit einlaufen, sondern auch ein ziemlich grosses Fahrzeug vor allen Stürmen in Sicherheit bringen kann. Zwar gränzen einige Berge daran, denen aber mit keinem Fahrzeuge beizukommen ist, weil sich die Wellen sehr stark daran brechen; man kann daher auch keine Kanonen hinaufbringen. Ich ließ mich nun mit meinen beiden Ingenieurs und Kapitains wieder ans Land bringen, um die Nacht über daselbst zu bleiben, und bei anbrechendem Tage zu den Kapiscirs von **Dreispizzen** zu schiffen, meine Geschäfte mit ihnen abzumachen, und die Gegend in Augenschein

zu nehmen. Die Einwohner von Accoda waren sehr höflich, und machten uns alle Bequemlichkeit in unsrer Nachtherberge. Als wir des Morgens aufgestanden, versprachen sie uns, beim Bau des Forts, und sonst bei allen unsern Geschäften behülflich zu seyn. Wir liessen ihnen hierauf einen silbernen Degen zum Pfande, daß wir wieder kommen wollten, zurük, und ruderten aus dem Hafen. Gleich an der Ausfarth begegnete uns der Faktor aus **Boutru** mit vielen Kanoten. Er hatte seine Konkubinen und einen Handlungsdiener, sammt ihrer ganzen Wirthschaft bei sich. Auf unsre Frage, wo er hin wolle, gab er zur Antwort: der General zu **Mina** habe ihm befohlen, sich zu **Accoda** niederzulassen. Hierauf fuhr er ans Land, und ließ seine Flagge auf ein Haus stekken. Da wir uns nun so hintergangen sahen, fuhren wir ihnen nach, und verwiesen den Negern ihre Untreue. Diese fanden sich zwar noch immer bereit, uns die Halbinsel abzutreten, wenn wir mit den Holländern in Gesellschaft leben wollten; weil uns aber dies nicht anstand, so fuhren wir wieder an unser Schiff. Mit angehender Nacht aber nahmen wir unsern Weg zu den Kapiscirs in **Dreispizzen**. Unsre Fregatte **Moriän** lavirte indessen, und legte sich vor den Wasserplaz. In derselben brachten wir einen Theil der Nacht zu. Mit völlig angebrochenem Tage sezten wir uns wieder in die Schaluppe, um unsre Kapiscirs aufzusuchen. Wir ruderten aber zuerst an den Wasserplaz, um zu sehen, ob wir Was-

ser genug für unsre beide Schiffe haben könnten. Von da stiegen wir durch Klippen und Gebüsche über hohe Berge, und kamen endlich auf eine angenehme Ebene, wo wir viele fruchtbare Bäume, aber lauter eingefallene und verlassene Negerhütten fanden. Wir wären hier beinahe Durst gestorben, wenn nicht von ungefähr mein Kapitain ein wenig Wasser hätte aus einem Felsen rinnen sehen. Endlich bemerkten wir eine halbe Meile von uns einen andern hohen Berg. Weil aber meine übrigen Gefährten schon zu sehr abgemattet waren, trat ich mit Kapitain Philipp allein den Weg dahin an, in der Hoffnung einige Negern daselbst anzutreffen, bei denen wir uns nach den Kapiscirs erkundigen könnten. Allein wir fanden wieder nichts, als eine zerstörte grosse Negerei. Dieser Berg selbst schien uns zur Anlegung eines Forts sehr bequem zu seyn. Während wir nun alles umher in Augenschein nahmen, stiegen viele mit Flinten bewaffnete Negern samt ihren Weibern den Berg herauf, von denen wir erfuhren, daß alle Einwohner dieser Gegend durch die von Adom vertrieben und erschlagen worden seien, welches Unglük auch gewiß unsere Kapiscirs werde betroffen haben.

Als wir wieder zu den Unsrigen kamen, berichteten wir ihnen unsere gemachte Entdekkung, und schikten einen Neger mit dem Befehl nach unserer Schaluppe ab, uns abzuholen. Unterdessen stiegen wir alle, um vor der unerträglichen Hizze

Schuz zu suchen, bis an den Hals ins Wasser, und fiengen viele Fische mit blossen Händen, welche uns aber, so bald wir sie ans Land trugen, vor unsern Augen von Raubvögeln weggenommen wurden. Wir sahen uns also genöthigt, eine Schildwache mit blossem Degen zu den Fischen hinzustellen. Endlich holte uns die Schaluppe ab, und wir fuhren nach unserm Schiffe zurük.

Folgenden Tages fuhr ich wieder mit meinen Ingenieurs und Kapitain Voß ans Land, um den Berg noch einmal zu besehen, und ihn abzumessen. Bei dieser Gelegenheit entdekten wir ungefähr tausend Schritte vom Berge einen grossen Strom von fünf bis sechs Fuß Tiefe, wo man die schmakhaftesten Austern in Menge findet. Indessen kamen neun bewaffnete Negern auf uns zu, von denen wir vernahmen, daß die drei Kapiscirs ums Leben gekommen seien. Wir kehrten nun wieder nach unserer Fregatte **Kurprinz** zurük, welche inzwischen beim Wasserplaz angekommen war, und geankert hatte.

Des Morgens früh beschloß ich mit meinen Ingenieurs und Kapitains, ohne fernere Umschweife auf dem Berge Posto zu fassen. Unsre Soldaten liessen sich auch unter gewisse Bedingungen bereit finden, eine Zeitlang hier in Garnison zu bleiben.

Wir zogen also nach fünf Kononenschüssen mit Pauken und Schallmeien ans Land, und erfuhren, daß zwei Kapiscirs sich auf dem Berge eingefunden hätten. Wir giengen ihnen mit fliegender Fahne,

ne, Pauken und Schalmeien entgegen, und wurden von ihnen in eine alte Hütte geführt, wo ich ihnen mein Vorhaben zu erkennen gab, und ihre Einwilligung ohne Schwierigkeit erhielt. Den nämlichen Tag brachte ich noch, mit Hülfe der Eingebohrnen, sechs dreipfündige Kanonen auf die Spizze des Berges, auch ließ ich mir zugleich ein Zelt aufschlagen, um am Lande übernachten zu können.

Folgenden Tags, am 1sten Januar 1683 brachte Kapitain Voß die grosse kurfürstlich-brandenburgische Flagge vom Schiff, die ich mit Pauken und Schallmeien einholte, und mit allen im Gewehr stehenden Soldaten empfieng. Dabei wurden achtzehn Kanonenschüsse abgefeuert, und weil Kurfürst Friedrich Wilhelms Name in aller Welt groß ist, so nannte ich den Ort unserer Niederlassung den **grossen Friedrichsberg**. Selbigen Tag baueten sich unsre Soldaten ihre Baraken, und die Negern mußten für mich und meine Offizier auch eine lange Barake aufrichten. Darauf wurde auch mein Kontrakt mit den Kapiscirs noch einmal feierlich bestätigt, und zwei sechspfündige Stükke auf den Berg gebracht.

Am 3ten Januar mußten die Ingenieurs das Fort abstechen, die Schwarzen Pallisaden herbei schaffen, und unsre Soldaten sie einsezen.

Der **Grosse Friedrichsberg** liegt auf einer Halbinsel, die ungefähr eine Meile längs der Küste hin sich erstrekt, und durch einen schmalen Kanal

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

vom festen Lande abgeschnitten wird. Des Winters wird es eine ganze Insel, indem sodann der Kanal sich ganz um den hintern Theil der Insel herzieht. Der Berg selbst ragt um die ganze Inselbreite in die See hinaus, hat leimigten Grund, und vor ihm her liegen viele Klippen. Zur Rechten hat er auf der nämlichen Insel in der Entfernung von einer halben Meile noch einen Berg, zur Linken wieder einen, der nur 2000 Schritte von ihm entfernt ist. Alle diese drei Berge springen um ihre ganze Breite über das Ufer vor.

Als wir eben in unsrer Arbeit muthig fortfuhren, meldete sich ein Kapiscir aus Axim, der eine holländische Flagge mitbrachte, und den Auftrag hatte, sie auf der Höhe wehen zu lassen, wofern wir noch nicht Posto gefaßt hätten; er mußte aber unverrichteter Dinge wieder abziehen. In der Folge kamen täglich mehrere Kapiscirs mit ihren Unterthanen, welche uns ihren Besuch machten, und uns mit Reiß und Hünern bescheukten, wofür ich ihnen ungleich größere Gegengeschenke machen, und sie mit Branntwein traktiren mußte. Einige blieben sogar bei uns, und baueten sich Häuser auf dem Berge. Den Kapitain Blank machte ich zum Befehlshaber in dem Fort, der dann das Kommando seiner Fregatte dem Kapitain Voß übergab. Lezterer verfügte sich nun nach dem Kap St. Apollonia, um dort zu handeln. Ein englisches Schiff that uns selbigen Tag auch eine unverhoffte Ehre

an, indem es uns mit Kanonenschüssen begrüßte, und in unsrer Nähe ankerte. Des andern Tags kam auch ein dänisches Contrebandschiff, und legte sich bei unserm Kastell vor Anker; wir wurden von demselben gleichfalls mit fünf Kanonenschüssen begrüßt. Des Nachts begab ich mich wieder auf mein Schiff. Ich war schon zu Bette, als man mir die Ankunft einer heimlichen Gesandtschaft berichtete. Anfangs hatte ich nicht Lust, sie in der Nacht noch vor mich kommen zu lassen; zulezt aber mußte ich doch einwilligen. Es waren Einwohner von Accoda, die mich, den Berg zu verlassen, und bei ihnen ein Fort zu bauen, überreden wollten. Als ich sie aber wegen ihrer ersten an uns begangenen Untreue zu Rede sezzen wollte, so erbot sich der Kapiscir, mir seinen Bruder, samt dessen Frau und Kind zu Geiseln zu geben, wenn ich ein Mistrauen in sein Anerbieten sezze. Ich hieß ihn aber den Tag darauf wieder kommen, wo ich ihm dann den Bescheid gab; sie möchten sich zufrieden geben, bis wir etwa übers Jahr wieder mit unsern Schiffen kämen, wo sichs dann schon zeigen würde, was in der Sache zu thun wäre. Ich entließ sie hierauf, ohne sie eben sonderlich befriedigt zu haben.

Es hatten sich izt vierzehn Kapiscirs auf unserm Berge niedergelassen, und mich schon einigemal gebeten, den Vertrag schriftlich abzufassen. Ich willigte gern in ihr Verlangen, und berief sie zu dem Ende in mein Gezelt, sezte mich mit dem

Kommendanten und den Kapiscirs an eine Tafel, wo ich ihnen die im Kontrakt stehenden Punkte noch einmal in portugiesischer Sprache erklärte, und verlangte, sie möchten sie nun beschwören. Vor allem wurde jezt der Preis bestimmt, für welchen mir die Kapiscirs den Berg samt der umliegenden Gegend eigenthümlich abtreten wollten. Darauf ließ ich eine Schale Branntwein, Wermuthextrakt und Violensaft zurichten, nahm einen Löffel in die Hand, und fragte den ältesten, ob er trinken wolle? Dieser antwortete, Ja! ich trinke und schwöre hiemit, alle Punkte, die mir vorgelesen worden, zu halten, und unter dieser über uns wehenden Flagge zu leben und zu sterben. Breche ich meinen Eid, so tödte mich der grosse Monarch augenbliklich! Als dieser Eid von allen geleistet war, nahm der älteste Kapiscir die Schale in die Hand, und begehrte, ich und der Kommendant sollten ihnen auf gleiche Weise schwören, sie wider alle ihre Feinde zu schüzzen, in keiner Noth sie zu verlassen, ihnen ihre Weiber und Kinder nicht wegzunehmen, oder zu verkaufen, und sie endlich wider die holländische Kompagnie zu vertheidigen. Ich versprach, dies alles zu halten, ausgenommen, wenn sie der holländischen Kompagnie selbst Anlaß zu Uneinigkeiten gäben, oder etwas entwendeten. Der Kapiscir gab mir hierauf einen Löffel voll von dem Tranke, desgleichen auch dem Kommendanten, welcher scherzend den Einwurf machte; wenn ich euch eure Weiber und Töchter nicht nehmen soll,

so gebt mir von selbst ein Weib. Sobald ihr euch nach unserm Gebrauch trauen lasset, erwiederte hierauf ein Kapiscir, so stehen euch unsre Töchter zu Dienste. Wir nahmen dies im Scherz an, gaben ihnen allerlei Geschenke, und darunter auch einen Anker Branntwein, und entliessen sie.

Am andern Tag ließ sich der holländische Faktor von Axim bei mir melden, der mit zwei kleinen Fahnen angezogen kam. Ich schikte ihm aber einen Ingenieur entgegen, mit der Bitte, sein Volk, und die beiden Fähnchen unten am Berge zu lassen. Er ließ sich dies auch wirklich gefallen. Sein Aufzug war ungemein gravitätisch. Hinter ihm giengen seine beiden Handlungsbediente; darauf folgten acht Negern, die auf kleinen ausgehölten Elefantenzähnen eine seltsame Musik machten, wozu ein andrer Kerl auf einer kleinen Trommel den Takt schlug. Nachdem der Herr Gesandte sich hatte umkleiden lassen, trat er mit einer Protestation hervor, die nicht einmal von seinem General eigenhändig unterschrieben war. Ich gab ihm aber kurzen Bescheid, und erklärte ihm rund heraus, daß wir diesen Berg sammt der angränzenden Gegend von den Eigenthümern erkauft hätten. Wollten sie ernstlich dagegen protestiren, so möchten sie es in Berlin thun. Wären sie aber ihre Freundschaft gegen uns beizubehalten geneigt, so würden wir alle unsre Kräfte anstrengen, sie zu erwiedern. Uebrigens stünde ihnen aber frei, zu thun, was sie

wollten. Hierauf tranken wir noch einmal mit einander, ehe der stattliche Gesandte seinen Abschied nahm. Ich brachte hernach noch zwei sechspfündige Kanonen auf den Berg; mein Volk aber fieng schon stark an, krank zu werden. Ich selbst half so lange an unserm neuen Werk arbeiten, bis mich die schrökliche Landseuche auch ergriff, und aufs Krankenlager hinstrekte.

Als mein Fieber eines Tags ziemlich nachgelassen, kamen unsre Kapiscirs mit ihren Weibern, und brachten mir und dem Kommendanten unsre Bräute. Es waren junge Mädchen von neun Jahren, die auf dem Leibe mit allerlei Farben bemahlt, und in ein feines Tuch gekleidet waren. Die Weiber liessen mir keine Ruhe, bis ich mich auch mit dem Kommendanten zu Tische sezte. Die hübschen Bräute kamen an unsre Seite zu sizzen, und das Hochzeitmahl begann. Die Männer sassen nach Landesgebrauch von Ferne, und soffen wakker auf den Branntwein los. Drauf wurden uns die Bräute von ihren Aeltern übergeben, und beßtens empfohlen. Die Weiber fiengen dann den Hochzeittanz mit solchem Geschrei an, daß ich die ehrsame Gesellschaft verlassen, und mein Bette suchen mußte. Meiner Braut, die kein Portugiesisch verstand, ließ ich sagen, sie möchte sich nur vor der Hand nach Hause begeben, ich würde sie seiner Zeit schon holen lassen. Inzwischen machte mir meine Krankheit so viel Anfechtung, daß ich auch der oft wie-

derholten Besuche meiner schwarzen Geliebten nicht im geringsten achtete; sie kam aber immer wieder, um wenigstens einen Schmauß oder Geschenke davon zu tragen.

Dieses fürchterliche Fieber nahm nun so überhand, daß von vierzig Mann nur noch fünf Wache halten konnten. Ich war meistens von Sinnen. Der Kommendant, die beiden Ingenieurs und der Feldscherer, sammt allen Soldaten konnten sich nicht rühren. Täglich hatten wir Todte zu begraben. Ich selbst ward schon zweimal für todt gehalten. Als ich einmal ganz ohnmächtig da gelegen, kam ein Kapiscir, mich zu kuriren. Er zählte eine Menge Riemen über meinem Haupte, und sprach allerlei unverständliche Worte. Ein anderer versuchte an mir sein Heil mit einem Ei; ein dritter brachte einen Hund, auf welchen er meine Krankheit bannte, und ihn hernach ersäufte. Indessen raffte mir die Seuche meine beiden Ingenieurs, den Sekretair, Sergeanten, zwei Matrosen, und vier gemeine Soldaten weg.

Die angefangene Arbeit konnte selbst nicht mehr fortgesezt werden, weil nun auch unsre zwei Zimmerleute darniederlagen, bis endlich die Fregatte Morián vom Kap St. Apollonia zurükkam. Von dieser nahmen wir 15 Matrosen ans Land, die nebst einigen gesundgebliebenen Soldaten das Wohnhaus samt den Baraken verfertigten, und die Pallisaden mit Erde fülleten.

Kaum hatten wir unser Werk zu Stande gebracht, als der Kapiscir Kaspar von Axim seinen Sohn mit der Nachricht zu uns schikte, daß die Einwohner von Adom innerhalb zwei bis drei Tagen uns mit einem Heere von 3 oder 4000 Mann überfallen wollten. Mir war dabei nicht wohl zu Muthe, denn alle meine Soldaten beliefen sich, sammt denen auf den Schiffen, gegenwärtig nicht über fünfzig Mann, wobei ich etwa noch auf den Beistand von zweihundert wohlbewaffneten Negern zählen konnte.

Am Tag darauf kamen unsre Kapiscirs in aller Frühe, und baten, wir möchten doch ihre Weiber und Kinder, sammt Haab und Gut ins Fort nehmen, denn der Feind wäre schon im Anmarsch. Wir hörten auch wirklich eine starke Anzahl Feinde im Gebüsche feiern. Ich ließ hierauf unsre Kanonen meist mit Kartätschen laden; zur Probe aber mußte anfangs eine sechspfündige Kugel unter sie abgefeuert werden, welche gerade ins dichteste Gedräng einschlug, und dem Krieg auf einmal ein Ende machte; denn nun hörte aller Widerstand von Seiten der Feinde auf, und sie nahmen sammt und sonders die Flucht. Meine Negern allein sezten ihnen noch eine gute Strekke weit nach.

Als dieser Krieg zu Ende war, stellte ich den Kommendanten dem Volk, und die Unteroffiziere den gemeinen Soldaten vor. Darauf nahm ich Abschied, und begab mich anfangs auf die Fregat-

fe **Kurprinz**, ließ mich aber sodann in den kränklichsten Umständen auf die andere Fregatte bringen. Jedermann zweifelte an meinem Aufkommen, und was noch die Sache am gefährlichsten zu machen schien, war, daß mein Schiff nichts als verschimmelten Zwiebak, verdorbene Stokfische, stinkendes Fleisch, faule Erbsen, ein wenig guten Spek und Gerstengrüzze enthielt. Welche trostlose Aussichten für mich und alle die Meinigen, die noch an dem Fieber darnieder lagen! Ich mußte nämlich zwei Sekretairs, einen Korporal, drei Pfeifer, einen Kammerdiener und den Jungen krank aufs Schiff bringen lassen. Die Fregatte **Kurprinz** gieng izt auf den Sklavenhandel aus, und wir nahmen von ihr und unserm Fort Abschied. Als wir der Linie entgegen zu schiffen glaubten, trieb uns ein widriger Wind rükwärts auf die Insel St. **Thomá**, wo wir zu unserm größten Glük alle nöthige Erfrischungen fanden, und bald hernach wieder genasen.

Von hier aus traten wir unsern Rükweg über die **Azoren** an, und nahmen uns vor, Irland zuzusegeln. Wir wurden aber bald gewahr, daß unser Proviant für eine so lange Reise nicht hinlänglich wäre, und wählten daher den kürzern Weg durch den Kanal. Allein widrige Winde verzögerten unsern Lauf so, daß wir wegen des Proviants in die schröklichste Noth geriethen. Jedoch, auch dieses Elend hatte seine Gränzen, denn wir begegneten von ungefähr einem englischen **Terreneuf**=

fahrer, der uns 200 Pfund gutes Brod, und einige Töpfe mit Butter überließ. Neu gestärkt sezten wir nun unsre Fahrt wieder fort, wurden noch einmal von widrigen Winden umhergejagt, und kamen endlich nach vielen Mühseligkeiten in einen Hafen an der Insel Wight, wo wir uns wieder mit allem Nöthigen versahen. Wir segelten hierauf mit gutem Winde durch den Kanal; als wir uns aber wieder zwischen den Sankbänken unter Helgoland befanden, ergrief uns abermal ein Sturm, der uns nahe an Rand des Verderbens brachte. Endlich erreichten wir doch Hamburg, wo ich mich auf die Post sezte, um so schnell als möglich in Berlin zu seyn, and dem Hofe von meiner glüklich ausgeführten Expedition Nachricht zu geben. Die ganze Reise hatte ich in achtzehn Monaten vollbracht.

Zugabe.

Kurze Geschichte des brandenburgischen Handels und der brandenburgischen Niederlassungen in Guinea.

Jeder meiner Leser wird nun fragen: Aber wie ergieng es ferner diesen neuen deutschen Niederlassungen in Afrika? Welchen Erfolg hatte die brandenburgische Handelsgesellschaft, und welches waren die so gewaltsamen Ursachen, welche diese schönen Anstalten vertilgten, daß kaum noch eine Spur davon zu finden ist?

Diese Fragen will ich aus der oben angeführten wichtigen Abhandlung des Grafen von Herzberg beantworten *):

Nachdem nun Major von der Gröben die erste brandenburgische Niederlassung in Guinea das

*) Auch Pauli's brandenburgische Staatsgeschichte VII. Bd. kann darüber nachgelesen werden.

Fort Friedrichsburg gegründet, und mit Mannschaft und Kanonen versehen hatte, kehrte er selbst, wie wir erst gesehen haben, nach Europa zurük.

Im folgenden Jahr 1584 verlangten auch die Negers von Akada und Takarari (kleine Orte, welche nur einige Meilen von Groß Friedrichsburg entfernt waren) sich dem brandenburgischen Schuzze zu unterwerfen; man erbauete also auch auf ihrem Gebiete kleine Forts dieses Namens. Die Kaboschiren von Mamfort, Acada und von Tacarari schikten auch noch dasselbe Jahr einen der Vornehmsten aus ihrem Mittel nach Berlin, der dem Kurfürsten im Namen dieser drei Völkerschaften, eine Unterwerfungsakte überreichte, durch welche sie die vorhergehenden Konvenzionen anerkannten, und sich verbindlich machten, nur seine Herrschaft anzuerkennen, und nur allein mit der brandenburgischen Kompagnie zu handeln. Der Kurfürst versprach in einer ihnen überlieferten Akte, diese Nazionen wie seine übrigen Unterthanen zu beschüzzen, worauf der Negergesandte, entzükt vom Glanz des kurfürstlichen Hofes, und überhäuft mit Geschenken, wieder in sein Vaterland zurük geschikt wurde.

Im Jahre 1685 machte der Kurfürst noch eine neue Akquisizion an der Insel Arguin, welche zwischen dem grünen und weissen Vorgebirge, ohnweit der Mündung des Flusses Senegal liegt, und welche noch jezt der Siz des vortheilhaften

Handels mit arabischem Gummi und Ambra ist. Die Franzosen hatten das Fort **Arguin** im Jahre 1678 den Holländern abgenommen, und es nachher demolirt und verlassen. Als **Reers**, der Kapitän eines brandenburgischen Schiffs, daselbst landete; so erbot sich der König oder Fürst von Arguin, dem Kurfürsten den Plaz, wo ehemals das Fort gestanden, nebst dem ausschliessenden Handel auf seiner Küste, zu überlassen. Der Kurfürst ließ also das Fort im Jahre 1687 wieder aufbauen, und Seyed **Wilde Heddy**, der sich in der Original-Urkunde, welche sich hier noch im königlichen Archiv befindet, einen **König von Arguin** nennet, unterwarf sich durch dieselbe seinem Schuz, und trat ihm sowohl den Plaz des Forts Arguin, als den ausschliessenden Handel seines Königreichs ab. So gelangte **Friedrich Willhelm** zum Besiz von vier Forts an zwei verschiedenen Küsten von Afrika, die eben so beträchtlich an sich selbst, als vortheilhaft gelegen waren. Die Republik Holland, und vorzüglich die holländische westindische Kompagnie, hatten von Anfang an, den Fortgang der brandenburgischen Marine mit Eifersucht bemerkt, und wandten jezt alle Kräfte an, sie noch in der Geburt zu erstikken. Man fieng damit an, daß man alle holländische Matrosen aus dem Dienst des Kurfürsten zurükrief, und allen Unterthanen der Republik untersagte, an diesem Handel irgend einigen Antheil zu nehmen. Endlich machte man dem Kurfürsten das Recht streitig, nach den afri-

kanischen Küsten zu handeln, oder Besizzungen auf denselben anzulegen, weil man behauptete, dieses sei ein ausschliessendes Recht der holländischen Kompagnie. Es wurde den Ministern des Kurfürsten nicht schwer, diese Anmassung zu wiederlegen; aber die westindische Kompagnie ließ von Zeit zu Zeit an der afrikanischen Küste brandenburgische Schiffe wegnehmen. Hieraus entstanden sehr lebhafte Irrungen zwischen dem Kurfürsten und der Republik. Als durch den Weg der Negoziazionen nichts auszurichten war, ließ der Kurfürst im Jahre 1685 drei Schiffe ausrüsten, um gegen die holländische Kompagnie Repressalien zu gebrauchen, welches endlich diese bewog, der brandenburgischen zur Entschädigung 40000 Thaler zu bezahlen. Die Republik machte sich auch durch den Allianztraktat, den sie dieses Jahr mit dem Kurfürsten schloß, anheischig, daß von beiden Seiten Kommissäre ernannt werden sollten, um eine Einrichtung zu treffen, nach welcher beide Kompagnien erhalten, und alle weitere Kollisionen unter ihnen verhindert würden. So erkannte also jezt die Republik das unstreitige Recht der Besizzungen des Kurfürsten in Afrika, die er durch Kauf und durch die freiwillige Unterwerfung der freien Einwohner dieses Landes erworben hatte. Aber die holländische Kompagnie verschob diese Entscheidung, zu der sie sich verbindlich gemacht hatte, von einem Termin zum andern, ja sie fuhr in ihren Gewaltthätigkeiten wider die brandenburgische Kompagnie fort, ließ ihre Schif-

se wegnehmen, und im J. 1686 überfiel sogar der Gouverneur von Mina die beiden Forts Akada und Takarari. Der Kurfürst wurde hierdurch so aufgebracht, daß ein völliger Bruch die Folge davon gewesen seyn würde, wenn ihn die übrigen Zeitumstände nicht genöthiget hätten, das gute Vernehmen mit der Republik zu erhalten, und wenn nicht bald darauf sein Tod erfolgt wäre.

So groß auch die Bemühungen desselben für die afrikanische Kompagnie waren, und so schön sie ihre Unternehmungen anfieng; so hatte sie doch in der Folge so wenig Glük, daß nach den beiden ersten Retouren ihrer Schiffe noch gar keine Dividende möglich waren, dagegen der Kurfürst und die übrigen Interessenten sich genöthigt sahen, den Fond mit 20 Prozent zu vermehren. Es würde unnüz seyn, hier die Ursachen dieses schlechten Fortgangs genauer zu entwikkeln. Zum Theil lagen sie in der Natur dieses an sich so unsichern Handels, zum Theil in der Untreue der Kompagniebedienten, und vielleicht des Generaldirektors Raule selbst, der niemals genaue Rechnungen ablegen konnte. Die wichtigste aller Ursachen aber war der gewaltthätige Widerstand der holländischen Kompagnie. Der Kurfürst verkannte den übeln Erfolg dieser Unternehmungen, wovon ihn auch seine Minister überzeugten, nicht. Er hatte zum Andenken der Stiftung dieser Kompagnie, aus dem Goldsande, den man aus Guinea mitgebracht, Dukaten schla-

gen lassen, von denen er sagte, daß jeder derselben ihn zwei koste. Indessen ließ er sich durch alle diese widrige Zufälle niemals ganz abschrekken, er unterstüzte vielmehr bis an sein Ende die afrikanische Kompagnie, so wie den Seehandel seiner Unterthanen, und erhielt auch seine kleine Seemacht. Anfangs hatte die Kompagnie gar keinen vesten Aufenthalt, und ihre Schiffe wurden bald zu Pillau, bald zu Hamburg erbaut. Im Jahre 1684 aber verlegte sie der Kurfürst auf beständig nach Emden. Die Veranlassung dazu war ein kaiserlicher Auftrag, nach welchem der Kurfürst als Direktor des westphälischen Kreises, die Irrungen zwischen der Regentinn und den Ständen von Ostfriesland beilegen, und die Ruhe dieses Landes erhalten sollte. Er schikte deshalb zwei Kompagnien dahin, welche zuerst die Stadt Gretzyl besezten, nachher aber nach **Emden**, auf Verlangen dieser Stadt, verlegt wurden. Dieselbe trat nun auch der afrikanischen Kompagnie bei, vermehrte den Fond derselben, und man gab der brandenburgischen Garnison den Namen des **Seebataillons**. **Emden**, als einer der bequemsten Häfen in Europa, wurde nun der Siz der Admiralität und der ganzen afrikanischen Kompagnie. Der Kurfürst ließ auch seine ganze Marine sich dahin begeben; sie bestand jezt aus zehen Schiffen, von zwanzig bis vierzig Kanonen, die er im Jahre 1686 dem Raule für die Summe von 100,000 Thalern abkaufte, und zu deren Unterhaltung er jährlich 60,000 Thaler

ler anwieß. Diese Verbindungen mit Ostfriesland gaben nachher die Veranlassung, daß das Kurhaus Brandenburg im Jahre 1694 wegen seiner Forderungen, die es noch vom lezten schwedischen Kriege her, an das Reich hatte, vom Kaiser die Anwartschaft auf dieses wichtige und so schön gelegene Fürstenthum erhielt.

Da indessen die afrikanische Kompagnie ihre Geschäfte so schlecht machte, und sich gar nicht mehr erhalten konnte; so übernahm sie der Kurfürst im Jahre 1686 nach dem Rath des Raule, ganz auf seine Rechnung. Er bezahlte den auswärtigen Interessenten ihre Antheile, und um hiezu einen Fond zu haben, wurde eine Marinenkasse angelegt, welche jezt die Chargenkasse heißt, und in welche jeder, der eine Bedienung erhält, das erste Quartal seiner Besoldung entrichten muß. Der Kurfürst wollte den afrikanischen Handel noch ferner mit Eifer betreiben, und versprach sich besonders viel vom Negerhandel. Er verband sich deshalb mit der dänischen Kompagnie, welche ihm die Hälfte der Insel St. Thomas in Westindien abtrat. Aber der Tod dieses grossen Kurfürsten im J. 1688 unterbrach die Ausführung aller dieser Entwürfe. Sein Sohn, Kurfürst Friedrich III. nachheriger erster König von Preussen, war zwar sehr geneigt, die afrikanische Kompagnie ferner zu unterstüzzen; Er wandte deshalb während seiner ganzen Regierung grosse Kosten an, aber mit eben so wenig Glük,

als Friedrich Wilhelm. Sein Nachfolger, der König dieses Namens, wurde daher der ganzen Sache so überdrüssig, daß er alle seine Besizzungen in Afrika der holländischen Kompagnie im Jahr 1720 für eine sehr geringe Summe verkaufte.

V.

Thomas Phillips's
brittischen Schiffshauptmanns
Reise nach Guinea.

In den Jahren 1693 und 1694.

In mehr als einer Rüksicht ist die Reise, welche der brittische Schiffshauptmann Thomas Phillips in Handelsgeschäften in den Jahren 1693 und 1694 unternahm, gar nicht unwichtig.

Sein Tagebuch, wahrscheinlich von ihm selbst aufgesezt, ist, meines Wissens, nicht besonders gedrukt erschienen, sondern steht im sechsten Bande der englischen Churchillschen Sammlung, Seite 171 u. ff., wo sie den Titel hat:

Ein Tagebuch von einer Reise, die im Jahre 1693 und 1694 von England nach dem Vorgebirg Monserado in Afrika, und von da längs der Küste von Guinea nach Whydaw, der Insel St. Thomas u. s. w. nach Barbados, in dem Hannibal von London gethan worden, nebst einer beiläufigen Erzählung von dem Lande, dem Volke, u. s. w. durch Thomas Phillips, Befehlshaber auf besagtem Schiffe.

und 168 Folioseiten anfüllt *).

*) M. s. auch im VII. B. d. W. S. 22.

Die Reise-Erzählung dieses Britten ist nicht ohne Interesse, aber so sehr mit nautischem Detail, mit kleinlichen Bemerkungen überladen, die für uns ganz unwichtig sind, daß sie einer sorgfältigen Kastigirung bedarf, um vor dem leselustigen Publikum zu erscheinen.

Einen brauchbaren, schon ziemlich geläuterten Auszug aus dieser Phillips'schen Reisebeschreibung enthält der dritte Band *) der allgemeinen Historie der Reisen, Seite 379 u. ff. Nach diesem ist der gegenwärtige gemacht worden, den ich hier in die ihm nach der Zeitfolge gebührende Ordnung einrükke.

*) Durch einen Schreib- oder Drukfehler ist S. 22. des VII. B. d. W. der VI. B. angegeben — welches hierdurch verbessert wird.

Thomas Phillips's
brittischen Schiffshauptmanns
Reise nach Guinea,
und besonders
nach Whidah oder Fidah.

Im Jahre 1693.

Hauptmann **Thomas Phillips** stand als Befehlshaber eines Schiffs von zweihundert Tonnen und zwanzig Kanonen im Dienste des brittischen Königs **Willhelm**. Als er aber von den Franzosen aufgebracht, und weggenommen wurde, so kam er ausser Dienste, und mußte eine Zeitlang in Frankreich verweilen.

Nach seiner Rükkehr in sein Vaterland übergab ihm Herr Jeffry Jeffrys aus Freundschaft das Kommando über ein Schiff von vierhundert fünfzig Tonnen, und sechs und dreissig Kanonen, welches unter seiner Aufsicht gebaut wurde. Mit diesem Schiffe sollte er für Rechnung des Rheders*) und seines Bruders, der ihn auch der afrikanischen Han-

*) Rheder heißt in der Schiffersprache derjenige, welcher ein Schiff auf seine Kosten ausrüsten läßt.

delsgesellschaft empfohlen hatte, eine Handelsreise nach Guinea unternehmen, um von da Elfenbein, Gold und Sklaven zu holen.

Hauptmann **Phillipps** verließ **London** am 5ten Oktober im Jahre 1693, und erreichte den 13ten die Dünen. Am 5ten November gieng er mit dem **ostindischen Kaufmann**, einem Schiffe von dreissig Kanonen unter dem Hauptmanne **Thomas Schurley**, dem **Mittelländer** von vier und zwanzig Kanonen, der unter der Anführung des Hauptmanns **Daniel** nach **Angola** gehen wollte, dem **Jeffery** von zwölf Kanonen, welcher unter dem Hauptmann **Somes** nach **Bite** bestimmt war, der **Fortune** von eben so viel Kanonen, die unter dem Hauptmann **Hereford** nach **Angola** wollte, und dem **Adler**, einem Paketboote, unter dem Hauptmann **Perry** nach **Gambia**, und den Küsten von Afrika, in die See. Weil Hauptmann **Schurley** den Guineahandel lange getrieben hatte, so wurden sie einig, ihn zu ihrem **Kommodor** oder Oberbefehlshaber zu machen, daß er nämlich Befehl zum Absegeln geben, die Fahrt einrichten und das Licht führen sollte. Da sie schlechtes Wetter voraussahen, so liefen sie in die Dünen ein, und bei einem entstandenen dikken Nebel lief Hauptmann **Schurley** zwei Meilen südostwärts von dem Südvorgebirge auf den Grund. Am 27ten giengen sie an der Insel **Wight** vorbei, welches das lezte Land war, das sie von England zu Gesichte beka-

men. Da ein starker Wind gieng, und der Kommodor Schurley keine Segel einziehen ließ, so verloren sie den Hauptmann Somes aus dem Gesichte. Sie begegneten vielen Schiffen, liessen sich aber bloß mit einem portugiesischen von zwei hundert Tonnen in ein Gespräch ein, welches von Porto nach London mit Weine gieng. Sie wollten ihm etwas abhandeln, der Wind verhinderte sie aber daran. Der Hauptmann ließ das Schiff reinigen, und wieß seinen Leuten den Stand an, im Fall sie einen Feind anträfen. Er hatte siebenzig Mann, die zum Schiff gehörten, und drei und dreissig Mann von der afrikanischen Kompagnie, die zum Dienst ihrer Kastelle in Guinea bestimmt waren, so daß sie also alle zusammen hundert und drei ausmachten.

Am 1sten Dezember entdekte er vier grosse Segel, die er für französische Kriegsschiffe, jedes von sechzig oder siebenzig Kanonen hielt. Er begab sich hierauf zum Kommodor, dem Hauptmann Schurley, um sich mit ihm wegen ihrer gemeinschaftlichen Vertheidigung zu besprechen. Ihr Schluß aber war den fremden Schiffen aus dem Gesichte zu gehen, wobei ihnen auch wirklich ein entstandener Nebel und starker Wind sehr willkommen war. Allein, aus dem Winde ward gar bald ein Sturm, worüber ihm sein Haupt- und Besaansegel zerriß, und einer seiner Leute, Johann Southern, von dem Arme der Raa ins Meer fiel, und ertrank. Phil-

lipps war über diesen Verlust sehr betrübt; es stand aber in keiner menschlichen Gewalt, den Unglüklichen zu retten; denn die See gieng wegen des heftigen Windes zu hoch, und überdies hatte man keine Segel, das Schiff zu regieren. Am 2ten Mittags fanden sie, daß ihr Fokmast drei Fuß über den Stůzzen in dem Vorderkastelle gesprungen war. Der Riß war sehr breit, und bei der Untersuchung fand sichs, daß er daselbst bis auf den Kern verfault war. Seine Offiziere, mit denen er sich hierüber berathschlagte, waren der Meinung, man sollte nach Plymouth gehen, um da einen andern zu holen; welches aber der Hauptmann nicht billigte, sondern muthig erklårte, er wollte seine Reise mit einem gefliкten Maste fortsezzen; er gab also Befehl, ihn sogleich aufs beste zu bevestigen. In diesem Sturme verlor er auch den Hauptmann Schurley.

Am 18ten fand man, daß einer von den Soldaten, die für die Kastelle in Guinea mitgeführt wurden, eine Weibsperson war, die unter den Namen Johann Brown in ihre Dienste getreten, und drei Monate lang am Bord gewesen war, und eben so muuter als jeder andre Soldat gearbeitet hatte; bei einer Krankheit aber, die sie jezt befallen hatte, entdekte sie ihr Geschlecht. Der Hauptmann wieß ihr hierauf einen von den übrigen abgesonderten Plaz an, und gab dem Schneider Zeuche, um ihr Frauenkleider zu machen. Zur Ver-

geltung wusch sie ihm seine Leinen, und diente ihm sonst mit andern weiblichen Arbeiten, bis er sie auf dem Vorgebirge Coast Castle mit den andern übergab. Sie war ungefähr zwanzig Jahr alt, und ein recht hübsches schwarzbraunes Mädchen. Am 21ten sahen sie den Pik von Teneriffa fünf und zwanzig Seemeilen südwest gen West. Als sie den 22ten Dezember Morgens um vier Uhr nahe bei der Rheede von Oratava waren, und der Pik von Teneriffa gegen Osten lag, wurden sie zwischen sich und dem Ufer zwei Segel gewahr; eins war ein wirkliches Schiff, das andere schien ein Barkolongo zu seyn. Eine kleine Weile darauf sahen sie, daß das Schiff in vollem Lauf auf sie zukam. Sie wandten sich daher eiligst nordwärts, um Zeit zu gewinnen, sich in Vertheidigungsstand sezzen zu können, im Fall es ein Feind wäre. Als sie nun einige Stunden darauf das Schiff aufgeräumt, und ihre verschlossenen Stände eingenommen, und sich zum Fechten bereit gemacht hatten, zogen sie ihre Fokſegel auf, um sich dem Schiffe zu nähern, welches so ernstlich mit ihnen sprechen zu wollen schien. Wegen Windstille kamen sie aber erst gegen Abend, ungefähr einen Schuß weit zusammen. Es schien eine schöne lange bedekte Fregatte zu seyn, worauf sie denn nicht länger zweifelten, einen Feind an ihr zu finden. Hauptmann Phillips ließ also seine Flaggen wehen, und that einen Schuß queer über ihr Vordertheil, worauf sie eine englische Flagge aufstekte. Er merkte aber

sogleich, daß es Betrug war, und hielt sich daher auf jeden Augenblik bereit, sie zu bewillkommen, indem er unter seinen Gefechtsegeln bis um vier Uhr leicht wegfuhr. Da man sich ihr aber jezt bis auf einen Karabinerschuß genähert hatte, rükte sie mit ihrer untersten Reihe Kanonen heraus, deren neun auf jeder Seite waren, welches Phillipps nicht vermuthet hatte, und ihm auch wirklich nicht angenehm war. Zugleich nahm sie die englische Flagge ein, und hissete die französische weisse Flagge. Phillipps ließ es nun an nichts fehlen, um seine Leute aufzumuntern. Nachdem er zuvor mit ihnen getrunken hatte, hieß er sie zu den Kanonen gehen, und des Feindes Lage abwarten, welche auch sogleich, als sie nur noch einen Pistolenschuß weit auseinander waren, nebst einer Salve aus dem kleinen Geschüz erfolgte, welches Phillipps nachdrüklich erwiederte. Das Privatschiff fuhr ihnen hierauf vor, kam wieder herbei, fiel ihre Bakbordsseite an, und gab ihnen die zweite Lage, die auch sogleich erwiedert wurde. Das gegenseitige Feuern dauerte bis Nachts zehn Uhr, da des Feindes Vorbramstange herabgeschossen wurde. Hierauf blieb er hinter ihnen, und fuhr, so gut er konnte, wider den Wind, und nahm also von ihnen Abschied. Sie begleiteten ihn mit ihren Trompeten und Kanonen, die sie geladen hatten, und waren sehr froh, dieser unruhigen Gäste loszgeworden zu seyn, Phillippsens Schiff war aber auch übel zugerichtet, und an Masten und Tauen

sehr beschädigt. Es hatte eilf Schüsse in dem Hauptmaste, wovon drei durch und durch giengen, und acht Schüsse in dem Fokmaste. Die Flaggen waren fast alle weggeschossen, und das Tauwerk hatte von den eisernen Stangen, die der Feind schoß, sehr viel gelitten. Im Körper des Schiffes fanden sie bei dreissig Schüsse, wovon vier unter dem Wasser waren. Sie hatten fünf Todte, und zwei und dreissig Verwundete, unter welchem des Hauptmanns Bruder, der Konstabler, Zimmermann und Bootsmann waren. Das Gefecht dauerte in allem sechs Stunden, von vier bis zehen Uhr; sie waren immer nur einen Pistolenschuß weit auseinander, hatten wenig Wind und stilles Wasser, und feierten auf beiden Seiten so geschwind, als sie nur laden konnten. Während des Treffens riefen die Engländer ihr Huzza, welches die Franzosen mit Vive le Roi beantworteten. Da die Franzosen aber hinter ihnen weggerudert waren, vernahm man ein erschrekliches Heulen von ihrem Schiffe. Phillipps hielt es für ein Kriegsschiff von acht und vierzig Kanonen. Am folgenden Morgen bei Anbruch des Tages sah er das Privatschiff ungefähr drei Seemeilen von sich nordwärts.

Der ganze 24te Dezember wurde dazu angewandt, den in dem Treffen erhaltenen Schaden auszubessern, und das Schiff auszupumpen, weil vier Löcher, die es unter dem Wasser bekommen, das Untertheil ziemlich mit Seewasser angefüllt

hatten. Da ihr Ofen und Heerd niedergeschossen war, so mußten sie sich selbigen Tag mit Käse, Brod und Punsch begnügen; am meisten aber beklagten sie ein Oxhoft Wein, das ihnen durchgeschossen worden war. Am 25ten Sonnabends früh bekamen sie die Insel Ferro zu Gesichte, welche zehn Seemeilen von ihnen nordostwärts lag. Von da giengen sie nach St. Jago, um daselbst ihr Lek zu verstopfen, ihre Masten und Raen zu ergänzen, und frische Lebensmittel für die Verwundeten einzunehmen.

Am 27ten sahen sie ein Segel, und rüsteten sich zu einem neuen Treffen. Das ganze Schiff war auch in weniger als einer Stunde zum Gefechte fertig, weil die Leute noch von dem lezten in Uebung waren. Das Fahrzeug verschwand ihnen aber schnell aus den Augen. Am 30ten sahen sie die Insel Sal, St. Jago, und Bona Vista. Am folgenden Tag entdekten sie Santa Mayo, und den 2ten Dezember kamen sie zu St. Jago in der Bai von Porto Praya vor Anker. Sie sahen über der Westseite des Havens die Insel Fuego den ganzen Tag rauchen, und die ganze Nacht Feuerfunken sprühen.

Als sie landeten, wurden sie von einem Duzzend halb verhungerter Soldaten empfangen, wovon jeder mit einer Lanze und einem Schwert bewaffnet war. Sie führten sie durch einen steinichten, steilen, ungebahnten Weg zu ihrem befehlhabenden

Offizier, einem hübschen alten Mann, von welchem sie sehr höflich empfangen wurden. Als sie mit ihm spazieren giengen, sahen sie unterwegs eine Kuh schlachten, die aber sehr ekkelhaft behandelt wurde, und so hager war, als die Wache. Dieser alte Offizier hatte ein altes Haus inne, wo er sie ein paar zerbrechliche Treppen hinauf in einen freien grossen Saal führte. Er entschuldigte sich jezt, daß er mehreremal bei ihrer Einfahrt auf sie hatte schiessen lassen, weil er sie für Seeräuber gehalten hatte. Sie fanden an ihm einen sehr vernünftigen, wohlgesitteten Mann, der in Ostende geboren, und von dem Statthalter zu Lissabon durch Versprechungen hieher gelokt worden, die man ihm niemals gehalten hatte. Bald darauf sahen sie den Gouverneurlieutenant auf einem Maulesel ankommen, der eben so schnell zwischen den rauhen Gebirgen lief als ein englisches Pferd nur immer auf ebenem Boden fortkömmt. Es war ein unerfahrner, zwanzigjähriger, stolzer und eitler Mensch, über den sich **Phillipps** nicht wenig ärgerte, als er sah, mit welch übermüthigem Benehmen er die knechtische und ungemein demüthige Ehrerbietung des alten erfahrnen **Flanderkins** annahm.

Am dritten ging **Phillipps** in seiner Pinnasse nach St. Jago. Nachdem sie ungefähr sieben Meilen gerudert waren, kamen sie um eine Spizze herum in die Bai, nah bei der Stadt. Er lief gerade gegen das Thor der Stadt ein, und seine

Trompeter, die ein Stükchen bließen, brachten einen Offizier herbei, der ihn zu dem Pallaste des Statthalters an dem obern Ende der Stadt führte. Sie sahen auf dem Wege Niemand, als einige unverschämte Negerinnen, welche ihnen auf englisch viele schmuzzige Worte sagten, und mit ihren kurzen Schürzen, die ihnen nur bis an die Mitte ihrer dikken Beine giengen, ein sehr vernehmliches Gebärdenspiel machten. Der Statthalter war gerade in der Kirche, erschien aber sogleich, weil er durch den Schall der Trompeten war aufmerksam geworden, und kam an der Spizze seiner Untergebenen. Zwei junge Hauptleute und der Priester begleiteten ihn, und hinterher wurde ein Pferd mit ziemlich gutem Zeuge geführt. Nach den Bewillkommungszeremonien führte er sie durch den Hof in eine grosse Hütte, wo ein eiserner Balkon war, der nach der See zugieng, und eine herrliche Aussicht gewährte. Als sie eine kurze Zeit da waren, schikte der Hauptmann seine Offiziere weg, weil für ihn und seinen Bruder eine Mahlzeit gebracht wurde, welche in einem guten weissen Brode, einer Büchse Marmelade, die auf einer Serviette überreicht wurde, und einer Bouteille Maderawein bestand, der aber so dik und heiß war, daß es Mühe kostete, davon zu trinken.

Da **Phillipps** bei dem Gouverneur um Vieh anhielt, so weigerte er sich ihm einiges, ausser für Geld zu überlassen, und bestätigte also das,

was

was ihm der alte Offizier zu **Praya** gesagt hatte, daß es bloß in seiner Macht stehe, welches zu verkaufen. Aus besonderer Gnade erlaubte er ihm doch Ziegen, Schaafe u. s. w. von dem Volke einzutauschen. Der Statthalter kaufte hierauf einige englische Spazierstökke, wobei es im Grunde nur auf den schön lakirten und mit Silber beschlagenen Stok angesehen war, den **Phillipps** zu seinem eigenen Gebrauche bei sich hatte. **Pillipps** wollte dies Anfangs nicht verstehen; da aber der Statthalter zu ihm sagte, dies wären die gewöhnlichen Geschenke, die ihm die englisch-ostindischen Hauptleute machten, so sah er sich genöthigt, dem Beispiel seiner Vorgänger zu folgen, und ihm den Stok abzutreten. Der Kapitain bat ihn auch, an Bord seines Schiffs zu kommen; allein er schlug es ab, weil kurz zuvor eine Verordnung deshalb ergangen war, damit der Statthalter nicht einst in Gefahr komme, auf ein Seeräuberschiff zu gerathen *).

Als **Phillipps** mit seiner Exzellenz noch auf dem Balkon war, und so eben fragte, ob man

*) Die Seeräuber pflegten gar gerne die Befehlshaber und Gouverneurs auf ihre Schiffe zu lokken, um sie dann zu zwingen, ihnen Lebensmittel und andre Bedürfnisse auszuliefern; so machte es einst der Seeräuber Averry dem portugiesischen Statthalter auf der St. Thomasinsel, welchem derselbe für die mit Gewalt erpreßten Lebensmittel einen Wechsel auf die Pumpe von Aldgate (in London) ausstellte.

guten Maderawein daselbst bekommen könnte, gieng gerade in selbigem Augenblik ein junger Portugiese in einer schönen Kleidung unter ihnen vorbei. Der Statthalter rief ihn an, und fragte, ob er einigen Wein für Waaren umzusezzen hätte? Dieser Mensch nahm denn, sobald er den Statthalter erblikte, seinen Hut ab, machte eine tiefe Verbeugung, kniete auf die Strasse nieder und antwortete, er habe zwar ein Faß abzugeben, aber nicht anders, als für Geld. Da ihm nun hierauf der Statthalter erwiederte, daß solchergestalt nichts aus dem Handel würde, stand er auf, machte noch einmal eine tiefe Verbeugung, und gieng so lange mit seinem Hut in der Hand fort, bis er ihnen aus dem Gesichte war. Hierauf schied der Verfasser als guter Freund von dem Statthalter, und versprach ihm des andern Tages einen Cheshirekäse zu schikken. Der Statthalter war sehr klein von Person, ungefähr fünfzig Jahr alt, und aus einem alten adelichen Geschlechte in Portugal. Er war schwarzbraun und von schlechtem Ansehen, und dabei sehr gering gekleidet. Seine lange schwarze Perükke, die keine Lokken mehr hatte, hieng ihm bis mitten auf den Leib. Er schien übrigens ein vernünftiger, erfahrner und schlauer Mann zu seyn.

Als sie am 7ten Dezember von den Inseln des grünen Vorgebirgs abreisten, reinigten sie alles zwischen den Verdekken, stopften die Löcher mit gepichter Schiffsleinwand zu, und verbrannten hierauf

im Innern des Schiffs drei Theertonnen, um die Luft gesund zu erhalten. Am 10ten hatten sie einen Tornado, die auf der Küste von Afrika sehr gemein sind. Da es aber der erste war, den Phillipps erlebte, so sezte er ihn doch ein wenig in Schrekken. In einer halben Stunde liefen die Winde schon rund um den Kompaß, und das Donnern und Blizzen dabei war fürchterlich. Er besorgte sogar, das Schiff möchte in Brand gerathen seyn, weil er einen schweflichten Geruch darin wahrnahm. Diese Tornados fielen aber hernach so oft ein, daß er sie gar nicht mehr achtete, denn er konnte zulezt ihre Ankunft vorher bestimmen. Er ließ daher allemal die Segel beschlagen, und den Sturm geradezu austoben, weil er nie länger als eine Stunde dauert. Es entsteht auch selten an der Küste von Guinea ein Unglük durch sie, ohnerachtet sie da immer von den Ufern blasen; denn diese Tornado's und das Donnern und Blizzen sind die gewöhnlichen Zeichen von der Nähe dieser Küste. Hierauf segelte er vier hundert Seemeilen an der Südseite der Linie zwischen zwei und drei Graden Süderbreite von St. Thomas nach Barbados, und traf daselbst weder Tornados, noch einigen Donner und Bliz an; sondern hatte immer schöne beständige und frische Winde zwischen Südsüdost und Ostsüdost.

Am 22ten bekamen sie das Vorgebirge Monte, sieben Seemeilen weit von ihnen, gegen Ost

gen Nord ins Gesicht, und um Mittag fanden sie die Breite sechs Grade sechs und dreissig Minuten nördlich. Das Vorgebirge war damals Nordost gen Ost vier Meilen weit von ihnen, so daß, da sie zehen Minuten südlich, und sechs westlich davon waren, das Vorgebirge **Monte**, seiner Beobachtung nach, in der Breite von sechs Graden sechs und vierzig Minuten nördlich liegt, welches weit nördlicher ist, als es gewöhnlich in den Karten steht. Am 23sten sahen sie das Vorgebirge **Monserado**. Hauptmann **Schurley**, der sie von dieser Rhede entdekte, ließ sie durch seine Pinnasse ersuchen, sie möchten doch zu seinem Beistand daselbst einlaufen; denn nahe bei dem Vorgebirge war ihm sein Fokemast und seine Fokemastraa durch einen Wetterstral zersplittert, und sein Vorbramsegel durch den vorhergegangenen Bliz angezündet worden. **Phillipps** war Willens, zu **Junko**, zwölf Seemeilen ostwärts, wo ein guter Fluß und eine Menge Holz anzutreffen ist, Holz und Wasser, welches beides daselbst sehr gut ist, einzunehmen. Auf diese Einladung ankerte er aber hier, anderthalb Meilen südöstlich von der Mündung des Flusses, wo er einen **Gubbins**, oder Zwischenläufer von Barbados antraf, der vorzüglich Rum geladen hatte, um Gold und Sklaven dafür einzuhandeln. **Phillipps** kaufte zwei hundert Gallonen davon sehr wohlfeil ein, und verkaufte sie mit gutem Vortheile wieder. Es fand sich hier auch die Schaluppe **Stanier** mit Herrn Kolker, dem Agenten von

Scherbro am Borde, um längs der Küste Elfenbein einzuhandeln.

Das Vorgebirge Mesurado ist sechszehn Seemeilen vom Vorgebirge Monte entfernt. Es ist rund und nicht so hoch, als Monte. Nordnordostwärts ist ein guter Ankerplaz in zwölf, zehn oder acht Faden Wasser.

Einst gieng der Hauptmann Morgens früh in Begleitung einiger Bedienten in einer Pinnasse ungefähr acht Meilen den Fluß hinauf, um den König Andreo in seiner Stadt zu besuchen. Unterwegs sahen sie einige Meerkazzen, die von einem Baume zum andern sprangen. Sie schossen nach ihnen, trafen aber keine. Die Stadt liegt an der linken Seite des Flusses hinaufwärts, und ungefähr eine Viertelmeile vom Ufer. Die Anfuhrt ist zwischen zwei hohen Bäumen, wo ihnen der König Andreo mit seinem Adel entgegen kam, der sie durch einen Wald in eine offene Ebene führte, worin die Stadt lag. Dies war der einzige holzleere Flek in der ganzen Gegend, so daß sie nicht begreifen konnten, wo die grosse Menge Reiß wachse, den man daselbst findet. Sie wurden sogleich in den Versammlungssaal geführt, der vier Fuß von der Erde mit Thon erhöht war. Als sie daran hinaufgeklettert waren, brachte man ihnen Klözze von verschiedner Gestalt zum sizzen; auf ähnlichen saß auch der König und zwei oder drei von seinen Gros-

sen; die übrigen sassen mit kreuzweise übereinander=geschlagenen Beinen hinter ihm auf der Erde.

Als sie sich alle gesezt hatten, machten sie Punsch, und thaten ihre Schnappsäkke auf, um ein wenig Rindszunge und einige andere kalte Speisen, die sie mitgebracht hatten, zu essen, wozu sie auch seine Majestät und die übrigen zu Gaste baten. Sie verwunderten sich aber nicht wenig, als sie einen jeden von ihnen zu einem Loche gehen sahen, wo sie mit grosser Andacht und Sorgfalt etwas von ihren Speisen und Getränken, die ihnen der Hauptmann gegeben hatte, hineinfallen liessen. Erst nachdem sie von dieser Handlung zurükgekommen waren, assen sie sehr gierig drauf los, ja seine Majestät fanden selbst mit ihrem ganzen Hofe ein grosses Vergnügen an den von den Zungen abgeschälten Häuten und anderm Abfall, den die Engländer nicht essen konnten. Phillipps erfuhr nachher, daß das Loch gerade auf den Leichnam ihres vorigen Königs gienge, und daß sie ihm von allen Lekkerbissen etwas gäben, ehe sie dieselben anrührten.

Nach der Mahlzeit befahl der Hauptmann seinen Bootsleuten, in Gegenwart des Königs ihre Gewehre abzubrennen, welches ihn sehr ergözte, besonders weil sie so regelmässig abfeuerten. Aus Gefälligkeit ließ nun der König von seinen Leuten ebenfalls ein kriegerisches Schauspiel mit Lanzen und Bogen aufführen, worin sie aber durchaus kei=

ne Regelmässigkeit beobachteten. Es waren nämlich von dem Flusse **Junko** einige Soldaten gekommen, die dem Könige in seinen Kriegen beistanden. Zwei von ihnen hatten alte Flinten, mit denen sie hinter zwei andern hergiengen, welche Tartschen oder breterne Schilde trugen, zwischen welchen die Spizzen von ihren Gewehren hervorgukten. In dieser Stellung krochen sie ganz stille heran, um den Feind aufzusuchen, und wenn sie ihn endlich gefunden zu haben glaubten, so gaben die beiden Schüzzen Feuer; die übrigen warfen sodann die Lanzen, und schossen ihre Pfeile mit einem entsezlichen Geschrei ab, worauf sie allemal wieder unordentlich auf ihre Posten zurükliefen. Wenn sie aber wieder geladen hatten, so wurde der Angriff auf die nämliche Art erneuert.

Unsre Reisende machten sich hier einen guten Zeitvertreib, indem sie viele kleine Vögel schossen, die von der Grösse einer Schnepfe, und in einer ausserordentlichen Menge vorhanden waren, so daß sie mehrere mit Einem Schuß erlegten; sie waren schmakhaft, aber sehr mager. An der Mündung des Flusses fiengen sie oft gute Fische, auch an Wildprät hatten sie keinen Mangel, denn wenn Herr **Kolker**, der Agent von Cherborough seine Negern in die Wälder auf die Jagd schikte, so konnten sie immer Abends auf einige Schmalthiere Rechnung machen. Einer seiner Negern war ihr Dollmetscher, denn sie sprachen hier weder englisch noch portugiesisch.

Während ihrer Abwesenheit vom Schiffe beschuldigte einer von den Negern die Schiffsleute, sie hätten ihm einen Sak Reiß gestohlen; er klagte auch wirklich beim König, der dann mit vielem Ernst und Mißvergnügen deswegen Genugthuung verlangte. Phillipps ließ daher alle seine Leute am Ufer zusammenkommen, um den Thäter zu entdekken. Da sie aber sich einstimmig für unschuldig erklärten; so meldete er es dem Könige. Dieser antwortete aber zornig, seine Leute dürften nicht bestolen werden. Da sie nun merkten, daß ihre Nachgiebigkeit seine Majestät nur übermüthiger machte, so stellten sie sich so trozzig, als es sich in ihrer Lage thun ließ. Die Leute mußten ihr Gewehr zur Hand nehmen, und der Agent Rolker schüttelte nach Landesgewohnheit seinen Stok gegen den König, und ersuchte ihn, roth Wasser zu bringen, indem die ganze Schiffsgesellschaft bereit wäre, es zum Beweis ihrer Unschuld zu trinken, sodann aber auch von seiner Majestät für den erlittenen Schimpf Genugthuung verlange. Nach dieser Erklärung veränderte der König den Ton, und wurde sehr demüthig, zumal da er sie alle entschlossen sah, von dem Wasser zu trinken. Er erklärte jezt den Ankläger für einen Bösewicht, und war bereit, ihn deswegen zu bestrafen. So viel Wirkung that diese Vorstellung über den König Andreo, obschon keiner von ihnen, wenn es zur Probe gekommen wäre, seinen rothen Saft zu kosten Lust gehabt hätte.

Während sich die Engländer hier aufhielten, kam auch einer von den weiter landeinwärts wohnenden Königen vor den Versammlungssaal. Es war ein grosser, schön gebildeter Mann, und vielleicht, ausser dem König von Siboa, der schönste Neger, den Phillipps je gesehen hatte. Haare und Bart waren schon ganz grau. Auf dem Kopfe trug er mehr als hundert zolllange Hörnerchen, die an den Haaren bevestigt, und aus einer rothen Masse gemacht waren. Dieser sonderbare Haarpuz war sein Fetisch, der ihn vor Unglük schüzzen sollte. Phillipps faßte ihn sogleich ins Auge, und ergözte sich nicht wenig an seinem ehrwürdigen Ansehen; er hielt ihn aber für keinen Mann von so hohem Stande, weil Andreo und seine Grossen sich nicht um ihn bekümmerten. Bald darauf erfuhr er aber, daß es ein grosser inländischer König wäre, und nahm es mit Recht dem Andreo übel, daß er seinem königlichen Mitbruder, so übel begegnete, und ersuchte ihn, den fremdem König hereinzubitten. Da aber der Hauptmann sah, daß er selbst sich zurükzog, und die Einladung hartnäkkig ausschlug, trug er ihm einen Becher mit Punsch nach, den er auch ohne Zwang leerte. Phillipps wollte noch einen für ihn machen lassen, er konnte ihn aber nicht bereden zu warten, weil er noch einen weiten Weg nach Hause hatte. Er machte dem Hauptmann ein Geschenk mit einer Leopardshaut von drei oder vier englischen Pfunden am Werthe, wofür ihm dieser ein Gegengeschenk von drei oder

vier Flaschen Rum, und eben so viel Händen voll Kauris machte, und so schieden sie freundschaftlich von einander. König Andreo aber machte nicht die geringste Zeremonie mit ihm, weil sie, wie er hernach erfuhr, nicht die beßte Freunde zusammen waren.

Unter den Eingebornen trafen sie auch einen Schotten, der sich aber nicht recht getraute, sein Schiksal, das ihn hieher gebracht hatte, zu erzählen. Indessen erfuhr Phillipps nachher, daß er Seeräuber in einer kleinen Brigantine gewesen sei, mit welcher ihr Anführer, Namens Herbert, aus einer westindischen Pflanzung durchgegangen war. Die Mannschaft der Brigantine hatte in der Nähe dieser Küste mit einander Streit bekommen, wobei so viele von ihnen erschlagen und tödtlich verwundet wurden, daß keiner mehr übrig war, das Schiff zu regieren, als dieser einzige Schottländer, der dann mit demselben dem Ufer zusteuerte, und so sein Leben rettete, während die übrigen alle an ihren Wunden starben. Er war gut gekleidet, und trug eine lange flächserne Perüke, nebst einem weissen Biberhut. Er bot sich als Segler an, allein weder Phillipps noch Schurley wollten wegen seines schelmischen Aussehens etwas mit ihm zu thun haben; endlich aber erbarmte sich der Agent Kolker über ihn, und nahm ihn in der Schaluppe Stanier mit nach Scherbro.

Dieser Agent Kolker gieng am 5ten Januar

nach Scherbro unter Segel, und Gubbins in dem barbadoischen Zwischenläufer am nämlichen Morgen nach der Goldküste. Phillipps gab ihm Briefe mit an die drei Oberkaufleute der afrikanischen Kompagnie im Kap Korse-Kastelle, worin er ihnen berichtete, daß die Kompagnie ihm verwilliget hätte, Sklaven an der Goldküste zu kaufen, und sie ersuchte, ihm bei seiner Ankunft dazu behülflich zu seyn, und ihn auf alle mögliche Art zu unterstüzzen. Er mußte sich hier mit Ausbesserung eines seiner Schiffe zehn Tage lang verweilen; am 9ten Jan. 1694 aber segelten sie miteinander nach der Küste.

Am 11ten fuhren sie am Vorgebirge Monserado vorbei, und am 13ten warfen sie unweit Picini oder klein Sestos in dreizehn Faden Anker. Hier wurden sie von einigen Kähnen, die zu ihnen an Bord kamen, nach Sestos eingeladen, wo sie ihnen einen guten Handel mit Elfenbein versprachen; sie lichteten daher die Anker, und fuhren mit einem schwachen Winde längs dem Ufer hin. Hier kamen wieder einige Kähne mit zwei Negern an Bord, die aber bloß einige Vögel, Orangen, Bananas, und kleine Elefantenzähne hatten, und mehr dafür forderten, als sie werth waren. Am 13ten ankerten sie bei dem Flusse Groß Sestos, drei Meilen von dem Vorgebirge Baxos, oder der östlichen Spizze von Sestos, die sehr niedrig und felsicht ist. Sie giengen hier mit ihrer Pinnasse ans

Land, um zu handeln, und Hauptmann **Schurley** schikte in eben der Absicht seinen Buchhalter in seiner Pinnasse dahin, weil er selbst seit einigen Tagen krank war.

An der Spizze, welche in den Fluß hinein reicht, ist eine Negerstadt von dreissig oder vierzig Häusern. Das Haupt derselben hieß **Dik Lumley**, nach einem Befehlshaber gleiches Namens, der vormals den guineischen Handel getrieben hatte. Acht Meilen weiter hinauf liegt die Residenz ihres Königs, der sich **Peter** nennt. **Phillipps** hatte gehört, daß die Einwohner sehr falsch und blutgierig wären; er wagte es also nicht, sie zu besuchen. Eherne Kessel, zinnerne Bekken, Buzis oder Kauris, Flinten und Messer wurden hier am häufigsten gesucht, sie konnten aber von den Einwohnern nichts als einige kleine Elefantenzähne eintauschen. Sie kauften einige Hüner, Limonien und Orangen, und im Fluß fiengen sie öfters viele Fische.

Sowol hier als zu **Monserado** giebt es eine sonderbare Art, einander zu grüssen. Sie ergreifen nämlich den Daumen und Vorderfinger des andern, legen ihn zwischen den ihrigen, und knaken damit, wobei sie ausrufen: **Akky O! Akky O!** Das Volk war hier sehr sauertöpfisch, und kam dem Hauptmann **Phillipps** wie lauter Spizbuben vor; er ward daher ihrer Gesellschaft bald überdrüssig, und gieng gegen Abend an Bord. Seine Leute blieben unter den Waffen, bis sie aus dem Flusse, und

eine Strekke vom Ufer entfernt waren; denn die Negern kamen in so grosser Menge mit Pfeilen und Bogen an das Ufer, daß man wirklich einen boshaften Streich von ihnen zu befürchten hatte. Dies war auch die Ursache ihrer schnellen Abfahrt, ohngeachtet das Volk, das ihnen nicht das geringste zu Leide gethan hatte, sie dringend bat, da zu bleiben.

Von dem Vorgebirge **Baxos** erstrekt sich eine Reihe Klippen, zwei oder drei Meilen in die See hinaus.

Am 14ten trieb sie ein starker Strom, der nach Südost gieng, drei Meilen vom Vorgebirge gegen Osten. Ungefähr drei Seemeilen weit von der Sestosspizze sahen sie einen grossen weissen Felsen, der wie ein Segel aussah, und zwei Seemeilen weiter einen andern, der noch fünf Seemeilen von Sanguin entlegen ist. Sanguin erschien in der See zuerst in einem Gebüsche hoher Bäume. Die Küste zwischen Sestos und Sanguin ist überall felsicht, unter zwanzig Faden Wasser, und man kann daselbst in nicht weniger, als fünf und zwanzig Faden ankern.

Am 25ten warfen sie nicht weit von **Battowa**, wo das Land schon höher wird, Anker. Hier untersuchten sie den Strom, und fanden, daß er in einer Stunde drei Meilen südostwärts trieb. Es kamen verschiedene Kähne aus dem Flusse Sanguin, wo die **Körner- oder Malaghettas-Küste** anfängt, an Bord; sie hatten aber nichts bei

sich. Gegen Mittag waren sie zwölf Seemeilen von Sanguin bei dem Flusse Sino, welcher an einem Baume kenntlich ist, der wie ein Schiff mit schlaffem Bramsegel aussieht. Verschiedene Kähne brachten ihnen hier Pfeffer oder **Malaghetta**, der in Weidenkörbe gepakt war, an Bord. **Phillipps** kaufte davon tausend Pfund für eine eiserne Stange, die in England drei Schillinge oder sechs Pence galt; dem Mäkler aber machte er ein Geschenk von ein paar Messern. Mit diesem Pfeffer ließ er nachher auch seine Negerspeisen würzen, damit die Leute keinen Durchfall bekämen.

Von **Kroe** aus nahmen sie ihren Weg nach dem Palmenvorgebirge, und steuerten Südost gen Ost. Am folgenden Tage waren sie **Wappo** gegenüber, von woher mehrere Kähne mit **Malaghetta** kamen, denen man dreihundert Pfund für drei zweipfündige zinnerne Bekken abkaufte. Am 17ten fuhren sie um die Spizze des Palmenvorgebirgs herum. An demselben Tage starb des Hauptmanns Bruder, welcher acht Tage lang am hizzigen Fieber krank gelegen war, von welchem auch viele unter den Schiffsleuten befallen wurden. Als sie am andern Morgen früh um sechs Uhr drei Seemeilen weit Südost von **Growa** waren, wurde der Verstorbene in eine Kiste genagelt, worauf der Hauptmann, der Arzt und der Buchhalter mit der Pinnasse ausfuhren, um den Leichnam zu begraben.

Von beiden Schiffen hiengen die Flaggen halb

herab, und die gewöhnliche Trauermusik wurde mit Trommeln und Trompeten gemacht. Sie ruderten mit der Pinnasse ungefähr eine Viertelmeile wider den Wind, und versenkten die Küste, nach verlesenem Trauergebete in die Tiefe. Der **Hannibal** feuerte hierauf sechzehn kleine Kanonen ab, weil der Verstorbene so viel Jahre alt war, und der ostindische Kaufmann beehrte sein Begräbniß mit zehn Schüssen.

Als sie am 19ten vor Anker waren, hatten sie einen schweren **Tornado**, der über eine Stunde dauerte. Es zeigten sich auch einige Kähne mit Elephantenzähnen; sie wollten aber nicht an Bord kommen, ohngeachtet man ihnen Branntwein und allerhand Waaren anbot. Am folgenden Tag hatten sie wieder einen Tornado, und ankerten darauf bei **Druin**, dreissig Seemeilen von dem Vorgebirge. Dieser Ort ist an den grossen buschichten Bäumen und an einem hohen Striche Landes hinter demselben leicht zu erkennen; das Land nahe an der Küste ist lauter weisser Sand. Mittags waren sie an der ersten von den **rothen Klippen**, deren es eilf gibt, die nicht sehr hoch und fast eines Kabeltau weit von einander gelegen sind. Nachdem sie das Vorgebirge vorbeigesegelt waren, kamen keine Kähne mehr an ihr Bord, ob sie gleich Nachts vor Anker lagen, und am Tage längs den Ufern hinfuhren, um von den Einwohnern gesehen zu werden.

Am 21sten Morgens um 8 Uhr waren sie neben **Roetre**, einer sehr niedrigen Bucht, und drei

oder vier Meilen weiter kamen sie nach dem Vorgebirge Laho. Hier kamen viele Kähne mit grossen und schönen Zähnen. Sie wagten sich aber nicht an das Schiff, sondern verlangten, der Hauptmann solle an die äussere Seite des Schiffs kommen und drei Tropfen Seewasser zum Zeichen der Freundschaft in seine Augen fallen lassen. Er that es; da sie aber die Menge Leute auf dem Verdekke sahen, wurden sie mißtrauisch, und giengen wieder in ihre Kähne zurük. Mit vieler Mühe konnte man endlich ihr Zutrauen gewinnen; der Hauptmann gab jedem ein Glas Branntwein, und zeigte ihnen seine Waaren; worauf sie denn einige Zähne an Bord brachten. Während des Handels aber kam ein grosser Schäferhund, der auf dem Schiffe war, und das Geräusch auf dem Verdekke hörte, mit jämmerlichem Gebell aus seiner Hütte heraus. Sogleich stürzten sich die Negern in die See, und schwammen eine gute Strekke fort, worauf ihnen die Kähne sogleich nachfolgten, und die Zähne im Stich liessen. **Phillipps** bat sie zurükzukommen, und zeigte ihnen die zurükgelassenen Zähne, allein sie wollten nicht wieder kommen. Hierauf träufelte er sich wieder etwas Wasser in die Augen, allein es war alles umsonst. Als er aber den Hund hervorführen ließ, und sich stellte, als ob er ihn prügelte, kamen sie wieder an Bord; der Argwohn war ihnen aber in den Augen zu lesen, denn bei dem geringsten Geräusche machten sie Miene in das Wasser zu springen. In ihrem Handel aber waren sie ziemlich

lich eigennüzzig; denn sie hielten ihre Zähne so hoch, daß man ihnen keine abkaufen konnte.

Die meisten hatten ihre Leiber an verschiedenen Orten mit dunkelrother Farbe beschmiert. In ihre Haare flechten sie ein wenig Flachs, und lassen die Zöpfe über ihre Schultern herabhängen. Einige binden sie auf englische Art hinten zusammen, andere aber auf dem Kopfe. **Philipps** erstaunte, als er bei seiner ersten Ankunft nichts hörte, als: Qua, Qua, Qua, ein Geschrei, wovon dies Land die Quaquaküste genannt wurde. Sie erstrekt sich vom Vorgebirge **Palmas** bis **Bassam Picolo**, wo **Philipps** das erste Gold fand.

Die Negern in dieser Gegend sind als Menschenfresser verschrieen. **Philipps** Steuermann, **Robson**, der diesen Handel schon lange getrieben hatte, versicherte, sie verzehrten ihre Feinde, wenn sie dieselben gefangen bekämen, und selbst ihre Freunde, wenn sie todt wären. Sie sahen auch sehr wild und gefräßig aus. Ihre Zähne waren sehr spizzig wie Nadeln, und wahrscheinlich hatten sie dieselben gefeilt, denn die ihrer Kameraden wären nicht so. Dem Ansehen nach waren sie stark von Gliedmassen, übrigens aber recht häßlich.

Ein jeder Kahn bringt seinen Mäkler mit, der, sobald er ins Schiff tritt, ein Daschi, oder Geschenk von Messern oder ähnlichen Dingen unter dem Vorwande fordert, er führe einem den Handel zu, und bei jedem Kaufe erwartet er wieder einen

Daschi. Die Negern hatte Philipps nirgends so schüchtern gefunden als hier. Wahrscheinlich sind sie auch schon oft betrogen worden. Die Waaren, nach welchen am meisten gefragt wurde, waren zinnerne Bekken, je breiter je besser, Eisenstangen, Messer, und grosse zinnerne Flaschen mit Schrauben.

Als sie am 23sten wieder unter Segel waren, kamen drei Kähne von Pikinini Laho, ungefähr sechs Meilen von Kap Laho. Einer kam zum Hauptmann Schurley, und die beiden andern zu Philippsen, mit verschiedenen guten Zähnen an Bord. Man kaufte ihnen einige, aber in einem hohen Preise ab. Sie verlangten die nämlichen Waaren wie die Negern zu Kap Laho. Dieß war der lezte Ort, wo Philipps einige Zähne sah; auch bemerkte er, daß sie ihre grossen Zähne nur zur Schau brachten; denn sie wollten bloß kleine und mittelmäßige verkaufen.

Am 25sten kamen zwei Kähne von Bassam Picolo mit Gold, von denen sie dreißig Achis für eiserne Stangen einhandelten; der Preis war nämlich drei Achis für zwei Stangen; ein Achi ist ungefähr fünf Schillinge an Werth. Das Gold bestand hier in Fetischen, welches kleine Stükchen sind, woraus allerhand Figuren gemacht werden, welche die Negern als Zierrath an alle Theile ihres Körpers binden, und durchaus von sehr gutem Golde sind. Staub oder Klumpen sah man weder hier noch zu Bassam.

Am 26sten kamen einige Kähne, und versprachen Sklaven zu bringen; sie hielten aber nicht Wort. Am folgenden Morgen kam ein Kahn von Bassam mit vier Mann, die den ganzen Tag und die ganze Nacht bei ihnen blieben. Sie nahmen sechs und dreissig Achis Gold von ihnen ein, und noch von zwei andern Kähnen sechzehn Unzen in Fetischen, für eiserne Stangen; die Preisse waren folgende: eine Stange anderthalb Achi; ein Duzzend Messer, ein Achi; ein vierpfündiges zinnernes Bekken, ein Achi, nebst einigen Geschenken für diejenigen, welche hurtig handelten. Hier konnten sie das Bankgewicht gebrauchen; allein an der Seite unter dem Winde kennen sie das Apothekergewicht so gut, als die Engländer; sie haben auch ihr eigenes Gewicht, nach welchem sie alles andere abwägen. Die Waaren sind auch hier in besserm Preisse, weil die Negern nicht soviel Vorrath an Gold haben.

Philipps Leute waren alle wieder genesen, und er hatte bloß seinen Bruder verloren. Hauptmann Schurley aber hatte acht von den Seinigen begraben, und er selbst war mit den meisten noch sehr krank. Es fiel jezt wieder eine Windstille ein, und bis zum 4ten Hornung hatten sie einen starken Nebel. Das Wetter war ungemein heiß, wobei man kaum ein kleines Lüftchen spürte. Den 2ten war, ehe sie sichs versahen, ein fremdes Schiff dicht neben ihnen. Sie grüßten es mit einem Schusse quer

über ihren Vorderfuß, um es zum Ankern zu bringen. Weil es sich aber dazu nicht verstehen wollte, so feuerten sie noch zweimal auf dasselbe, bis es sich zulezt zeigte, daß es ein holländisches Privatschiff war. Sie hielten es anfänglich wegen der weissen Farbe und seiner Bauart für ein französisches. Der Hauptmann desselben, **Willhelm Flemming**, hatte von dem König Willhelm eine Privatkommission. Schon neun Monate handelte er auf der Küste, ohne seine Ladung ganz absezzen zu können, und jezt kam er von Angola. Das Schiff hieß **Jakob Hendrik**, und hatte sechzehn Kanonen, nebst zwei und vierzig Mann, welche **Phillippsen** erzählten, daß der Hauptmann **Gubbins** und sein Arzt in dem barbadoischen Interloper todt wären; daß das ganze Land Krieg führte, und es sehr unsicher an den Rheden wäre. Ferner behaupteten sie, daß man wenig Gold auf der Küste bekommen könnte, und daß die Negern das dänische Fort zu **Akra** weggenommen, einige von den Faktoren getödtet, und die andern sehr verwundet hätten. Am 6ten hörten sie verschiedene Kanonen abfeuern, und wurden gleich darauf ein Schiff gewahr. **Phillipps** ließ sogleich eine Kanone quer über ihren Vorderfuß abfeuern, und im Augenblik stand es dicht hinter ihnen. Man erfuhr nun von diesem Schiffe, daß es der holländisch westindischen Kompagnie zu Amsterdam zugehörte, und im Begriffe war, nach Mina zu gehen. Es war fünf Monate zu Plymouth gelegen, neun Wochen lang unterwegs gewesen, und

fünfzig Seemeilen von Scilly hatte es mit einem französischen Privatschiffe gefochten. Es führte vier und zwanzig Kanonen, und mit den Soldaten waren in allem achzig Mann an Bord. Abends ankerten unsre Engländer bei Asthany, (Albiani?) zwölf Seemeilen von Bassam. Um diese Zeit handelten viele holländische Zwischenläufer an der Küste, ungeachtet ihre Kompagnie ein Privilegium hatte, das alle andere Schiffe von dem Handel an dieser Küste ausschloß, und sie berechtigte, allen Privatkauffahrern Schiffe und Waaren zum Vortheil der Kompagnie einzuziehen. Die holländischen Kastelle haben sich oft auch auf verschiedene Weise einiger Zwischenläufer bemächtigt, und sie mit der äussersten Strenge behandelt. Dieses schrökt sie aber doch nicht ab; denn sie versehen sich mit behenden Schiffen, die der Gesellschaft ihre übersegeln; überdies sind sie wohlbewaffnet und stark bemannt, und fechten gewöhnlich sehr hartnäkkig, ehe sie sich ergeben. **Phillipps** sagt, er habe vier oder fünf auf einmal eine ganze Woche lang vor dem Kastell **Mina** liegen und handeln gesehen.

Da **Phillipps** zu Asthany keinen Handel fand, so gieng er nach dem Vorgebirge Apollonia hinab, wo ihm aber seine Hoffnung noch einmal fehlschlug; denn es ließ sich kein Kahn bei ihnen sehen, worüber sie sich um so mehr wunderten, weil diese zwei Orte ehmals wegen ihres vielen und sehr guten Goldes berühmt waren. Am 13ten an-

kerten sie an dem Vorgebirge Axim, ungefähr zwei Meilen von dem holländischen Fort; am folgenden Tage kam der holländische Faktor Rawlisson an Bord, um etwas neues aus Europa zu erfahren. Sie baten ihn zum Mittagessen, welches er auch annahm, und sich den Wein so schmekken ließ, daß er endlich zu tanzen und zu singen anfieng. Seine Lustigkeit wurde aber bei Erblikkung eines grossen mit zwölf Mann besezten Kahns, das von Osten kam, plözlich erstikt; über welche schnelle Veränderung sich **Philipps** nicht wenig verwunderte. Um ihm nun seine Angst zu benehmen, erbot er sich, auf den Kahn zu feuern, wenn er etwas Böses davon befürchtete. Er verbat sichs aber, und sprang sogleich in einen kleinen Kahn, der an der Schiffsseite Fische verkaufte, legte sich auf den Bauch, und ließ die Leute, so schnell als sie konnten, gegen Westen zurudern, und kam auf einem grossen Umwege ungefähr eine Viertelstunde von dem Kastell ans Land.

Phillipps erfuhr hernach, daß diese Eilfertigkeit von der Besorgniß entstanden sei, der Kahn möchte von dem Kastell **Mina** gekommen seyn, und den Fiskal gebracht haben, welches ein Bedienter in den holländischen Faktoreien ist, der alle holländische Kastelle, die auf der Küste sind, besuchen, und nachsehen muß, wie die Regierung verwaltet wird, und ob die Faktore, ihren Pflichten zuwider keinen heimlichen Handel treiben. Zu die-

ser Absicht bedient er sich eben so vieler List und Strenge, als der älteste und strengste Güterbeschauer in dem Haven von London; denn sobald er nur das geringste entdekt, nimmt er nicht nur alle Kontrebandgüter weg, sondern bemächtigt sich auch alles Goldes, welches der Faktor zum Besten der Kompagnie in seiner Verwahrung hat, und führt ihn selbst nach Mina, wo er ins Gefängniß gesezt, und noch am gelindesten gestraft wird, wenn er, nach einer grossen Geldbusse, als gemeiner Soldat die Muskete tragen, und Wache stehen muß. Sein Plaz wird dann sogleich durch einen andern ersezt. Auf ähnliche Art wird er auch bestraft, wenn er etwas in seinem Amte als Statthalter vernachläßsigt, z. B. wenn er auswärts schläft, oder schwarze Weibspersonen bei Nacht einläßt. Ohngeachtet dieses in den englischen Kastellen sehr gebräuchlich ist, thun es doch die Holländer selten oder niemals, ob sie gleich insgesammt eben so wohl als die Engländer schwarze oder Mulattenweiber haben, die sie nach Belieben wechseln. Aus dieser Ursache ist ihnen der Fiskal so fürchterlich.

Der grosse Kahn kam bald darauf an das Schiff, und brachte den Kellermeister **Frank** von dem **Kap Koastkastelle**, der von den Agenten der Kompagnie daselbst geschikt wurde, ihre Briefe und Pakete abzuholen.

Rawlisson schikte bald nach seiner Ankunft am Ufer einen Kahn auf Kundschaft aus, und als

er dadurch seinen Irrthum erfuhr, verbannte er seine Furcht, und machte sich noch einmal mit den Engländern lustig. Sie hatten ihn also wieder am Borde, wo er bis spät in die Nacht blieb, und mit Wein und Punsch wohl angefüllt ans Ufer zurük geführt wurde. Ehe er aber Abschied nahm, mußten ihm **Bukerige**, **Schurley** und **Phillipps** versprechen, am folgenden Tage in seinem Fort mit ihm zu speisen. Sie giengen also dahin, und wurden beim Aufsteigen von **Rawlifson's** Gehülfen, einem jungen französischen Arzte empfangen, der sie bis an das Kastellthor führte, wo sie von dem Faktor selbst, unter dem Donner von neun Kanonen, empfangen wurden. Vor dem Essen machten sie einen Spaziergang um das Kastell herum. Unter andern wurden sie bei Tische mit Enten, Schöpsenfleisch, Fischen u. s. w. bewirthet. **Phillippsen** schmekte aber ein Pudding, der mit Orangensaft und Zukker von dem französischen Arzte zugerichtet war, am besten; allen Getränken aber zog er den **Rokoro** vor, welches eine Art von Palmwein ist, und wie dikke Molken aussieht. Nach seiner Meinung schmekte er wie Meth, oder weisser Florentinerwein. Nach der Mahlzeit wurden sie zu einem Spaziergange nach einem Orte eingeladen, wo die Negern zu tanzen pflegen. Es ist dies ein Plaz ungefähr eine Viertelstunde von dem Fort unter zwei sehr grossen Baumwollenbäumen, woraus die Negern ihre Kähne machen.

Nachdem man Sizze und Getränke dahin ge-

bracht hatte, fanden sich auch die Musikanten ein, welches drei Eingebohrne waren, die eben so viel hohle Elefantenzähne hatten, mit denen sie ein schröklichen Gebrüll machten; ein anderer begleitete diese Musik mit einem Stük Erz, worauf er mit einem Stekken schlug. Hierauf kam Rawlisson's Frau, eine artige junge Mulattin; sie hatte einen reichen seidenen Zeuch um den Leib, und eine seidene Mützze auf dem Kopf, unter welcher ihr Haar wohlgekämmt herunter hieng. Sie wurde von einigen andern Frauen begleitet, welches junge Negerinnen von ungefähr dreizehn Jahren waren. Als die Engländer sie gegrüßt hatten, fiengen sie wechselsweise an zu tanzen, wobei sie mit ihren Armen, Schultern und Köpfen seltsame und lächerliche Gebärden machten; die Füsse thaten aber das wenigste. Der Anfang ihres Tanzes war sanft, nach und nach aber verstärkten sie ihre Bewegungen immer mehr, bis sie am Ende ganz wüthend und ausser sich zu seyn schienen. Es kamen noch verschiedene andere Weiber zum tanzen, worunter sich zwei befanden, deren jede einen Kinnbakken von einem Manne an dem hölzernen Handgriffe ihres Schwerdts, das in ihrem Gürtel stak, geknüpft hatte. Diese Beine, worauf sie sich viel einbildeten, waren, nach ihrer Erzählung, von zwei grossen Kriegern, die sie im Gefechte getödtet hatten. Nachdem sie dieses Schauspiels müde waren, nahmen sie Abschied, und giengen an Bord.

Die Negerstadt besteht aus ungefähr hundert

Häusern oder Hütten, und liegt dicht an dem Ufer des Flusses, der sich nahe bei dem Kastell in die See ergießt; an der Mündung desselben ist der Landungsplaz. **Phillipps** sah an dem Ufer dieses Flusses über hundert Männer und Weiber mit Wassereimern, welche Sand und Koth wuschen, um Goldkörner darin zu suchen. Weil aber hier nichts mit dem Handel zu thun war, so giengen sie am 16ten nach dem **Dreispizzen-Kap** unter Segel. Mittags waren sie bei einer andern brandenburgischen Faktorei, und gegen Abend kamen sie in **Dikskove** ungefähr drei Seemeilen ostwärts von dem Vorgebirge der drei Spizzen, vor Anker. Hier ist der beste und leichteste Landungsplaz aller englischen Faktoreien auf der ganzen Küste.

An diesem Orte baute **Bukerige** ein kleines Fort auf einen grossen flachen Felsen, ungefähr eine halbe Meile ostwärts von der Stadt. Es war damals noch nicht halb fertig, und wenige kleine Kanonen, die auf dem Felsen unter dem offenen Forte gepflanzt standen, waren seine einzige Vertheidigung. Die Stadt ist ziemlich groß. Da sich aber keine Handlung zeigte, so verliessen sie den Ort, und waren am folgenden Tage zu **Tagaratha**, (**Takora**?) am lezten Orte, der ihnen von der Kompagnie auf der Goldküste angewiesen war, um ihre Ladung abzusezzen. Hätten sie übrigens dieser Verordnung pünktlich nachleben wollen, so würden sie das meiste wieder mit sich nach Hause haben nehmen müssen,

weil jeder bei drei tausend Pfund Windwärtsladung mit sich führte, wovon sie bei ihrer Ankunft in dieser Gegend noch nicht zwei hundert Pfund verkauft hatten, sie waren also genöthigt, ihre Verhaltungsbefehle zu überschreiten. Nachmittags ankerten sie auf der Rhede von Sukkonda ungefähr zwei Meilen vom Ufer. Auf der Spizze daselbst steht ein kleines holländisches Fort, das den Landungsplaz bestreicht, und etwas höher, als das englische Kastell ist, das einen Kanonenschuß weit davon liegt.

Am 20sten gieng **Phillipps** mit dem Hauptmann Schurley, nahe bei dem englischen Kastelle ans Ufer, wo sie den Herrn **Johnson** wahnsinnig fanden, weil er sich eine Beleidigung, die ihm von dem Kaufmann **Vanhukeline** in dem Kastell **Mina** angethan worden war, übermässig zu Gemüthe gezogen hatte. Die Geschichte ist folgende. Eine bekannte Negerinn, Namens **Taguba**, in der Stadt vom **Kap Koast**, wurde von einem Soldaten in dem Kastelle geschwängert, und kam mit einem Mulattenmädchen nieder. Als dieses Mädchen eilf Jahre alt war, so wollte sie dieser **Johnson**, der damals Faktor zu **Kap Koast** war, zur Frau nehmen. Weil er nun um diese Zeit als Oberfaktor nach Sukkonda kam, so nahm er dieses Mädchen mit sich, damit sie so lange bei ihm leben möchte, bis sie das gehörige Alter erreicht hätte. Er begegnete ihr sehr zärtlich, und hatte zwei oder drei Jahre viel Vergnügen in ihrem Umgange. Als sie

aber herangewachsen, und ein sehr artiges Mädchen geworden war, bestach **Vanhukeline** ihre Mutter **Taguba**, und beredete sie, unter dem Vorwande, ihre Tochter zu besuchen, nach **Sukkonda** zu gehen, sie ans Ufer zu bringen, und in einem bereit stehenden schnellen Kahne zu entführen. Die Mutter gieng hin, und da sie vom **Johnson**, der nichts böses vermuthet hatte, gütig aufgenommen wurde, so machte sie mit ihrer Tochter einen Spaziergang. Als sie nun dem bestimmten Plazze nahe gekommen waren, zogen die Schiffsleute das Mädchen mit Gewalt in den Kahn, und ihre Mutter folgte nach. Sie wurden nun beide zum **Vanhukeline** geführt, der sich seine Beute wohl zu Nuzzen zu machen wußte. Als **Phillipps** bei dem holländischen General zu **Mina** speißte, sahe er sie daselbst tanzen. Sie war sehr schön, und führte den Titel: Madam **Vanhukeline**. Dieses und einige andre Zwiste mit den Holländern hatten ihm jene Krankheit zugezogen. Nach der Zeit erfuhr **Phillipps**, daß die angränzenden Negern auf des holländischen Generals und **Vanhukelinens** Anstiften das Fort in der Nacht überfallen, und sich dessen bemächtigt, den Faktor **Johnson** in Stükke gehauen, und alle Güter daraus weggeschleppt hätten.

Am 21sten ankerten sie zwischen der Spizze **Abady** und **Schuma**, wo einige Kanote an Bord kamen, mit denen sie einen guten Goldhandel hatten. Die Negerkaufleute befürchteten aber, die

Holländer möchten ihnen ihre Güter wegnehmen, welches, wie **Phillipps** erfuhr, schon oft geschehen war, und zwar nicht nur, wenn sie aus englischen Kompagnieschiffen, sondern auch aus dem Kastell zu **Sukkonda** erkauft waren, wovon man erst kürzlich ein Beispiel hatte.

Die Holländer waren auf dieser Küste überhaupt sehr übermüthig, und bemüheten sich auf alle mögliche Art, den Handel der Engländer zu zernichten. Wenn sie gewahr wurden, daß die Negern mit den Engländern handelten, so begegneten sie ihnen sehr strenge. Sie hatten den Engländern **Kommendo** entrissen, einen Ort, der zum Goldhandel am bequemsten liegt. Sie behaupten ihn auch noch immer, obgleich die Agenten der Kompagnie alle Dokumente haben, welche ausser dem langen Besiz ein unstreitiges Recht darauf zeigen. Auf diese Ansprüche hin, haben es die Engländer schon vor einigen Jahren versucht, den Ort wieder in Besiz zu nehmen. Als der Oberagent in dieser Absicht mit den dazu erforderlichen Materialien bei dem Kastelle **Mina** vorbeifuhr, so waren die Holländer so dreuste, verschiedene Kanonenschüsse auf seinen Kahn zu thun, ob gleich vorne auf demselben des Königs Flagge aufgestekt war. Er sezte aber dessenohngeachtet seine Absicht fort, und fieng an, den Ort zu verschanzen und zu bevestigen. Ehe sie aber noch hinlänglich starke Vertheidigungswerke aufführen konnten, wur-

den sie von den angränzenden Negern immer beunruhiget, die von den Holländern gemiethet waren, und sie mit Waffen und Kriegsvorrath versorgt hatten, so daß sie sich endlich genöthiget sahen, mit Verlust einiger Mann zurükzuziehen.

Am 22sten lagen sie zwischen den hohen dikken Klippen von Schuma und Kommendo, von welchen beiden Oertern sie einen guten Handel hatten. Die Negern waren aber immer in grosser Furcht vor den Holländern. Am Nachmittag ankerten sie an der Spizze Ampeni zwischen Kommendo und Mina, zwei Meilen von der lezteren Stadt. Hier nahmen sie über dreißig Mark Gold ein, jedes Mark zu acht Unzen Apothekergewicht gerechnet.

Am 25sten giengen sie vor dem Kastell Mina vorbei, und begrüßten es mit sieben Schüssen. Sie ankerten zwischen demselben und dem Vorgebirge Koast, ungefähr eine Seemeile weit von jedem, wo sie den allerbeßten Handel machten. Am 27sten ankerten sie auf der Rhede des Vorgebirgs Koast, und begrüßten das Kastell mit fünfzehn Schüssen, welches mit eben so vielen dankte. Sie hielten sich hier 29 Tage auf, indessen der Hauptmann Phillipps das Kastell und die Faktorei, eine der vornehmsten englischen Besizzungen in ganz Guinea, mit größter Aufmerksamkeit in Augenschein nahm. Vor ihrer Abreise bewirthete er und Hauptmann Schurley die Agenten, Faktore und übrigen Offi-

ziere zu Mittage in dem Kastellgarten. Ein jeder hatte sechs von den Viertelverdekskanonen an das Land gebracht, wo bei jeder Gesundheit eilf abgefeuert wurden.

Als sie hier lagen, war der König von Saba und Nimfa, der General der Akraer, mit zwanzig tausend Negern auf ihrem Rükzug von dem Kriege wider den König von Fetu, den sie aus dem Lande getrieben, und genöthiget hatten, in dem Kastell Mina Schuz zu suchen. Sie hatten statt dessen, seinen Bruder zum Könige gemacht, der ihnen bald nach dem Kap Roasts-Kastelle nachfolgte, wo er den Fetisch nahm, und erklärte, daß er ein beständiger Feind seines Bruders seie, den Engländern stets treu bleiben, und die Akraer in ihrem Handel nicht stören wolle, welches die Ursache zum Kriege mit seinem Bruder gewesen war.

Eines Tages wurde hier eine Heirath geschlossen, deren Geschichte bekannt zu werden verdient. Der Konstabler des Kastells war seiner Frau überdrüssig worden; er schaffte sie also geradezu ab, und nahm sich eine andere, welche die Tochter des Hauptmanns Amo, eines von den Raboschirren des Kastells war. Die ganze Zeremonie bestand blos darin, daß er den Offizieren des Kastells, und einigen seiner schwarzen Verwandten eine Mahlzeit, ihr selbst aber ein Kleid gab; worauf denn die Ehe geschlossen war. Das Mädchen hatte

nicht über zwölf Jahre, sie bezeugte aber wenig Neigung gegen ihren Ehemann, und wollte durchaus nicht bei ihm schlafen. Darüber war nun der Konstabler so böse, daß er mit ihr zu zanken anfieng; dies rauhe Mittel wollte aber nichts helfen; er kaufte hierauf von dem Schiffe vier Ellen geblumten Seidenzeug, den er ihr zu einem Kleide zu geben versprach, wenn sie sich ihm gefällig bezeigen würde. Die Schönheit des Zeugs stach dem Mädchen in die Augen, und alle Schwierigkeiten waren auf einmal gehoben; denn am folgenden Morgen erschien die Frau in ihrem seidenen Zeuge, und beide waren gute Freunde.

Nachdem die Engländer ihre Ladung ans Land gebracht hatten, so verließ **Phillipps** am 24sten April das Vorgebirge **Koast**. Auf dem Wege nach dem Schiffe überfiel ihn ein starker **Tornado**. Am 26sten segelten sie bei **Mauri**, oder dem Forte **Nassau** vorbei, welches die Holländer ungefähr eine Seemeile weit von dem Vorgebirge **Koast** besizzen. Es stand hoch, und sah wie ein neues Bestungswerk von sechzehn oder zwanzig Kanonen aus. Um neun Uhr giengen sie bei **Anischen** vorbei, wo die Kompagnie eine kleine Faktorei hat, welche ein Haus mit einem Strohdache ist. Eine Stunde darauf kamen sie zu **Anamabo** an, welches eine halbe Meile von **Anischen** entfernt ist.

Nachdem **Phillipps** das Kastell mit sieben Kanonen begrüßt hatte, gieng er ans Ufer, um von

dem

dem Faktor, Herrn Searl, das Korn zu verlangen, welches ihm von den Kaufleuten zu Kap-Koast angewiesen war. An Herrn Cooper zu Aga, eine halbe Seemeile ostwärts von Anamabo hatte Phillipps die nämliche Anweisung. Beide speißten sammt ihren Frauen, welches Mulattinnen waren, bei ihm am Borde. Die Art, wie die hiesigen Europäer solche Mulattinnen heirathen, gefiel dem Hauptmann Phillipps nicht übel, denn, sagt er, sie können ihre Weiber fortschikken, und nach Belieben wieder andere nehmen. Dies macht denn, daß sie alles anwenden, ihre Männer bei gutem Willen zu erhalten. Sie waschen ihnen ihr Leinen, reinigen die Zimmer u. s. w. und ihr Unterhalt kostet wenig oder gar nichts.

Bei ihrem dasigen Aufenthalte besuchte sie Herr Faslemann, der holländische Statthalter in dem Kastelle Kormantin, sehr oft, und gab ihnen auch einmal eine prächtige Mahlzeit in seinem Kastelle. Es ist dies ein artiges Fort von ungefähr zwanzig Kanonen, das etwas höher, als das englische, und eine Seemeile davon nach Osten entfernt liegt. Phillipps bekam hier von den Faktoren zwei schwarze Knaben geschenkt; zu Kap Koast hatte man ihm ein ähnliches Präsent gemacht. Nachdem die Hauptleute Schurley und Phillipps jeder hundert und achtzig Kisten Korn bei einander hatten, segelten sie weiter. Längs der Küste trafen sie zwar verschiedene Kähne an,

allein, weil sie sie kein Gold hatten, mochten und konnten sie auch nicht mit ihnen handeln.

Am 4ten ankerten sie zu **Winiba**, bei dem Faktor **Nikolas Bukerige**, der ihnen zu ihren Geschäften in **Whida** einige Kähne versprochen hatte. Sie erhielten deren auch wirklich zwei, jeden mit fünf Mann besezt. Hierauf versahen sie sich mit Wasser, und fällten mit Genehmigung der Königin einen guten Vorrath von Brennholz. Die Königin war ungefähr fünfzig Jahre alt, sehr dik, und glänzend schwarz. Als die Engländer von **Bukerige** begleitet, zu ihr kamen, trafen sie sie unter einem grossen Baume. Sie war sehr freundlich, und ließ ihre Bedienten vor ihnen tanzen. Gegen Herrn **Bukerige**, den sie sehr hoch zu halten schien, bezeigte sie sich sehr freigebig mit ihren Küssen. Man beschenkte sie mit Branntwein und Tabak, welches sie mit vielem Dank und Vergnügen annahm. Sie war so zuvorkommend höflich, daß sie einem jeden von ihnen, so lange sie sich aufhalten würden, eine Beischläferin von ihren schwarzen Hofdamen anbot; sie lehnten aber ihrer Majestät Anerbieten bescheiden ab, und schliefen diese Nacht bei **Bukerigen** am Ufer. Am folgenden Tage mußten sie wegen eines besondern Zufalls, einen Fasttag halten; denn als der Koch das Essen anrichtete, ergriff das Feuer die trokenen Palmzweige, womit die Küche bedekt war, und legte sie in weniger als einer Viertelstunde sammt dem Mit-

tagsmahl in die Asche. **Bukerige** lebte hier in einem kleinen mit Stroh bedekten Hause, das keine andere Vertheidigung als leimernen Wände hatte, und daher sehr oft in Gefahr stand, von den **Quamboern, (Aquamboern)** zerstört und ausgeplündert zu werden. Dieses innländische Volk streift oft gegen die Seeseite hin, um Beute zu machen, und hatte den Faktor schon einigemal mit einem Ueberfalle bedroht. Die Königin versicherte ihn zwar, sie wollte eher ihr eigenes Leben verlieren, als zugeben, daß irgend eine Gewaltthätigkeit an ihm verübt werde. Er verließ sich aber nicht darauf, sondern war sehr froh, daß die englischen Schiffe da waren, um sich bei Gelegenheit zurükziehen zu können. An einem Abende pakte er schon alle Güter zusammen, und kam plözlich an Bord; es war aber nur ein falscher Lärm. Er baute hierauf zu seiner Sicherheit ein vierektes Fort, ungefähr einen Flintenschuß weit von der See auf einer Anhöhe. Die Mauern wurden acht Fuß hoch aufgeführt, und oben mit Palmzweigen wider den Regen bedekt. Weil er aber wenig Arbeitsleute und keine Baumaterialien von **Kap Koast** hatte, so gieng das Bauen sehr langsam von statten. Die Mauersteine waren aus schlechtem Zeug gemacht; der Kalk aber, den er aus Austerschalen verfertigen ließ, war ein starker Kitt.

Es gab hier eine Menge Geflügel, besonders viele guineische Hühner. Wilde Rehe sahen sie in

grossen Heerden bei fünf hunderten auf einmal, die aber so wild waren, daß sie keines schiessen konnten. Bukerige erzählte, die Negern pflegten ihnen bei dem Brunnen, wo sie saufen, aufzulauern, und sie todt zu schiessen. Man schikte selbst die beiden Konstabler, die in England alte Wilddiebe gewesen waren, auf die Rehjagd; sie kamen aber am folgenden Tage wieder unverrichteter Sache zurük. Paviane, die so groß als Schäferhunde sind, trifft man in Heerden zu fünfzig und hunderten an. Sie sind besonders den Frauenzimmern gefährlich; denn der Verfasser versichert, daß sie sich deren bemächtigen, und sie zu Tode schänden. Bukerige hatte hier einen guten Goldhandel. Man sucht hier auch die nämlichen Waaren, wie an der Goldküste windwärts. Am 9ten giengen sie mit Bukerigen nach Akra unter Segel, wo sie am 12ten anlangten. Hier gab ihnen der Faktor John Bloome das übrige Korn. Sie nahmen es an Bord, füllten etwas Wasser, und machten einen guten Handel, welches sie aufmunterte bis am 17ten da zu bleiben. In dieser Zeit nahmen sie vierzehn Mark Gold ein, und vom Kap Koast bis dahin hatten sie auch dreizehn Mark eingenommen. Was sie von ihrer Windwärtsladung unterbringen konnten, trug auf Rechnung der Kompagnie, und der Eigenthümer des Schiffs in allem hundert und dreizehn Mark Gold ein. Phillipps kaufte von dem Neger-General, der sich des dänischen Forts bemächtiget, und den General gezwun-

gen hatte, zu den Holländern zu fliehen, einen Kahn für fünf Mann. Er hatte seinen Gehülfen und verschiedene von den Soldaten getödtet, und handelte hierauf mit den Zwischenläufern, die er mit Wasser und andern Nothwendigkeiten versah, welche sie sonst nirgends, als zu St. Thomas oder auf der Prinzeninsel bekommen konnten. Bei der Eroberung des Kastells waren viele Güter, und über fünfzig Mark Goldes darin, wie Phillipps von dem dänischen General erfuhr, der die Holländer bald verließ, und zu dem Kap Koast Kastelle kam. Weil derselbe nun dort keine dänische Schiffe fand, nahm er Phillippsens Anerbieten an, ihn umsonst mit nach Europa zu nehmen. Er war aber sehr in Sorgen, man würde ihn in Dännemark wegen des verlornen Kastells zur Verantwortung ziehen. Das Fort wurde nämlich durch eine Partei Negern, die sich insgeheim gewaffnet, und unter dem Vorwand zu handeln, hineingekommen waren, weggenommen. Denn da ihnen der Faktor die Waaren zeigte, brachten sie ihn um, und vertheilten sich schnell, um sich der Uebrigen zu bemächtigen. Eine andere Partei lag ausserhalb verstekt, um ihnen auf das gegebene Zeichen beizustehen. Als der General den Lärmen hörte, kam er mit dem Degen in der Hand aus seinem Zimmer, wo er sogleich von zwei Negern angefallen wurde. Er vertheidigte sich zwar eine Zeitlang sehr tapfer, und rief um Hülfe; da aber Niemand kam, und immer mehrere Negern hineindrangen, so sprang

er zu einem Fenster hinaus, und floh zu den Holländern. Er hatte schon verschiedene Wunden bekommen, wodurch ihm ein Arm gelähmt wurde.

Dieser Neger-General, der nunmehro Statthalter geworden war, ließ die Herren **Bloome**, **Bukerige**, und den Hauptmann zum Essen einladen. Sie nahmens an, und wurden alsbald in Hängematten abgeholt. Die Wache an dem Thore forderte ihnen ihre Degen ab; da sich aber **Phillipps** nicht dazu verstehen wollte, so wurde es augenbliklich dem General berichtet. Dieser erschien jezt selbst, und gab ihm zu verstehen, daß es nun einmal so eingeführt sei. **Phillipps** versezte, dieses könnte seyn, es wäre aber ganz gegen die Gewohnheit der englischen Befehlshaber, um irgend einer Ursache willen ihre Degen abzulegen. Als der General seinen Ernst sah, schien er darüber vergnügt zu seyn, und legte ihnen weiter keine Hindernisse in den Weg. Er führte sie nun in seinen Speisesaal, zu welchem man eine Leiter hinaufklettern, und durch ein Loch hineinkriechen mußte. Als sie darin waren, trank er ihnen zu, und ließ alle Kanonen des Forts abfeuern. Ungefähr eine Viertelstunde nach ihrer Ankunft nahm **Phillipps** aus freiem Willen seinen Degen, und gab ihn seinem Bedienten zu halten, welches der König sehr gnädig aufzunehmen schien. Sie wurden mit Punsch und Speisen sehr reichlich bewirthet; leztere waren recht gut zubereitet, denn der Statthalter hatte

einst in einer englischen Faktorei als Koch gedient; er gieng sehr oft in die Küche, und ordnete alles selbst an, ob er gleich bei der Tafel im größten Staate war, und an jeder Seite einen Neger-Knaben mit einer Pistole zur Wache hatte. Er trank sehr oft des Königs von England, der afrikanischen Kompagnie und seiner Gäste Gesundheit unter Abfeurung der Kanonen, deren über zwei hundert bei ihrem Dasein gelößt wurden. Die Flagge, die er fliegen hatte, war weiß, mit einem in die Mitte gemalten schwarzen Manne, der einen Säbel schwang. Das Kastell war alt, und sehr baufällig, es hatte sechzehn Kanonen, die aber nicht in dem besten Zustande waren. Es liegt vier Meilen ostwärts von dem englischen Kastell. Auf ihrem Heimwege schlugen sie vier Hasen, deren es hier eine grosse Menge giebt, mit Käulen todt. Herr **Bloome** hatte einen kleinen Wachtelhund, der drei bis vier in einer Stunde brachte. Sie waren aber nicht recht schmakhaft. Am folgenden Tag kamen zwei dänische Schiffe an, jedes von sechs und zwanzig Kanonen, die in der Absicht geschikt waren, mit dem Neger-General wegen der Uebergabe des Forts zu handeln. Zu diesem Ende hatten sie schon einen Statthalter, Soldaten, Lebensmittel, Kriegsvorrath, Kaufmannswaaren, u. s. w. bei sich. Er machte aber in **Phillippsens** Anwesenheit zu grosse Forderungen. Nachher erfuhr man, daß ihnen das Fort übergeben, und ein Instrument unterschrieben worden sei, daß man alle For-

derungen wegen Schadenersazzes von Seiten des Neger-Generals und seiner Mitgenossen fahren lassen, und bei Uebergabe desselben noch fünfzig Mark Gold an ihn bezahlen wolle. Nachdem sie damit in Richtigkeit waren, und wieder von dem Kastell Besiz genommen hatten, giengen sie nach **Whidah**, Sklaven zu kaufen. Als sie aber von da aus ihre Reise nach Westindien antraten, und bei der Prinzeninsel einliefen, um Wasser zu schöpfen, wurden beide Schiffe von dem Seeräuber **Avery** angefallen, überwunden, geplündert und verbrannt. Dies war das Ende ihrer unglüklichen Reise. Der arme dänische General war auch, wiewohl nicht ohne Widerstreben, von **Phillippsen** weg, und an Bord seiner Landsleute gegangen, denn er war in ståter Furcht, man möchte ihn in Dänemark hart behandeln; diesem aber war **Avery** zuvorgekommen.

Hier starb endlich Hauptmann **Schurley**, nachdem er lange an einem Durchlauf krank gewesen war. Er wurde in dem Kastell **Akra** auf militärische Art begraben. Während sein Körper an das Ufer gebracht wurde, feuerte sein Schiff die ganze Zeit über mit allen Kanonen. **Bloome**, **Phillipps**, **Bukerige** und das Haupt der holländischen Faktorei hielten das Leichentuch. Als er eingesenkt war, feuerte sein Schiff dreissig, der **Hannibal** sechs und zwanzig, das Fort **Akra** zwanzig, und das holländische und Neger-Fort

jedes sechzehn Kanonen ab. Er hinterließ kein Testament, und wollte es sehr übel nehmen, als Phillipps ihn daran erinnerte. Die Führung des Schiffs überließ er seinem Obersteuermann Clay. Die Besorgung seines eigenen Nachlasses hatte er seinem Buchhalter Price anvertraut.

In diesem Theile von Guinea giebt es die meisten Löwen, Tiger, Zibetkazzen und andre wilde Thiere. Bloome hatte dem Herrn Ronan in Kap Koast einen jungen zahmen Tiger (?) geschikt, nnd dieser machte hernach Phillippsen ein Geschenk damit, der ihn in einem hölzernen Kasten am Borde behielt, und ihn mit Gedärmen von Vögeln und andern Abgängen füttern ließ, weil er nichts als Fleisch fraß. Das Wunderbarste war, daß er gegen alle Weisse sehr freundlich war, denn sie konnten durchs Gitter mit ihm spielen; sobald er aber einen Neger zu Gesichte bekam, wurde er böse. Phillipps versichert, er habe ihm oft die ganze Hand in seinen Rachen gestekt, und ihn bei der Zunge und den Tazzen gefaßt, ohne daß er ihm das geringste zu Leide gethan hätte. Er spielte sehr muthwillig, und hatte es sehr gerne, wenn man ihn strich. Er war sehr niedlich wie ein Leoparde gesprenkelt, und von der Grösse eines Windspiels, auch eben so schlank an Beinen und Körper. Phillipps hatte auch zwei Zibetkazzen gekauft, die vollkommen den Füchsen glichen, nur daß sie von einer hellgrauen Farbe wa=

ren. Diese wurden ebenfalls in hölzernen Kästen aufbewahrt, und mit Mehl und gekochtem Wasser ernährt, ihr Geruch war aber so stark, daß man kaum einen Augenblik bei ihnen ausdauern konnte. Sie kauften auch einem holländischen Interloper, der von Angola kam, wo die besten Papagaien seyn sollen, einige Meerkazzen, Paviane und Papagaien ab. Am 16ten wurde ihnen durch einen heftigen Tornado ihr beßtes Ankerseil und ihr Stromtau zerrissen. Als sie am folgenden Tag ihren beßten Anker lichten wollten, riß ihr grosses sechzehn Zoll dikkes Tau, das ganz neu und vorher noch nie ins Wasser gekommen war. Der Thonartige Grund nöthigte sie, Morgens und Abends den Stromanker zu lichten, damit er sich nicht so vest sezte, weil sie befürchteten, sie möchten ihn nicht wieder herausbringen. Die meisten Schiffe mußten hier, wie Phillipps, ihre Anker dahinten lassen. Da er nun wieder unter Segel gieng, trieb ihn der Strom, alles Gegenstrebens ungeachtet vier Meilen ostwärts von Akra. Am 18ten befanden sie sich neben dem Flusse Volta. Als sie am 19ten bei der Küste Alampo waren, brachte man ihnen in einem Boote drei Weiber und vier Kinder zu kaufen, die so ausgehungert waren, daß sie nicht einmal stehen konnten. Der Schiffer in dem Kahne versprach den Engländern zwei bis dreihundert Sklaven zu bringen, wenn sie sich einige Tage an dem Ufer aufhalten wollten. Sie lehnten aber sein Anerbieten ab, weil sie von der gebrach-

ten Probe auf die Uebrigen schlossen, und überdies einem Volke nicht trauten, wo sie nicht zu handeln pflegten, und auch keine Faktorei hatten.

Phillipps macht die Bemerkung, daß die hiesigen Einwohner für die untauglichsten und den Auswurf von allen, die man nach Westindien bringt, gehalten und am schlechtesten bezahlt werden. Er weiß aber keine Ursache davon anzugeben; denn sie scheinen eben so frisch und stark zu seyn, als die übrigen Negern. Der einzige Unterschied, den er wahrnahm, ist der, daß sie nicht so schwarz und durchgängig beschnitten waren, welches er sonst auf der ganzen Küste bei keinen Negern bemerket hatte. Die von der **Goldküste** oder **Kormantiner** werden zu Barbados sehr gesucht, wo einer drei bis vier Pfund mehr gilt, als die **Whidah**= oder **Papanegern**. Geringer als diese sind die Negern von **Angola**, und noch geringer die vom **Alampo**, welche man für die schlechtesten hält.

Am 20sten kamen sie zu **Whidah** *) oder **Quedaw** an, welches ungefähr sechzig Seemeilen von **Akra** gegen Osten liegt. Am folgenden Tage giengen die beiden Hauptleute von ihren Aerzten und Buchhaltern, und zwölf bewaffneten Seeleuten begleitet ans Ufer, um sich daselbst so lange auf=

*) Der wahre Name ist Fida oder Fidaw, aus dem die Franzosen Juda machen.

zuhalten, bis sie dreizehnhundert Sklaven, nämlich sieben hundert für den Hannibal, und sechshundert und fünfzig für den ostindischen Kaufmann, worüber sie mit der Kompagnie einig wurden, zusammengekauft hätten. Sie brachten aber bei neun Wochen damit zu.

Weil die Faktorei ungefähr drei Meilen von der Seeseite lag, so schikte ihnen der Faktor Joseph Pierson Hängebetten, deren sie sich bei der Landung bedienen konnten, und einige bewaffnete Negern zu ihrer Wache. Diese Hangebetten sind an eine Stange gebunden, deren Enden von zwei Negern, die sehr schnell damit laufen, auf den Köpfen getragen werden. Diese Art zu reisen ist hier sehr gewöhnlich. Die Faktorei ist auf einem ungesunden, morastigen Boden erbaut; sie war aber dem Hauptmann zu Beherbergung seiner Güter sehr nüzlich, weil sie spät an das Ufer kamen, und nicht in die Residenz des Königs, wo er ein Waarenhaus hatte, gebracht werden konnten. Denn ausserdem würden sie in Gefahr gewesen seyn, von den Negern, die sie trugen, geplündert zu werden; denn sie stahlen die Kauris sogar bei Tage, so sehr die Weissen auch darauf Achtung gaben. Sie hatten Keile, womit sie die Faßstäbe von einander trieben, und die Schalen herausfallen liessen; wenn aber einer von den Weissen dazu kam, zogen sie den Keil heraus, und alles schien wie vorhin verwahrt zu seyn. Diese Träger hatten stets die Wei-

ber und Kinder bei sich, die ihre Beute wegbringen mußten. Die Weissen beklagten sich zwar oft bei ihrem Könige darüber; sie konnten aber ihre alte Gewohnheit nicht lassen, ob sie gleich mehrmals darüber geprügelt, und viele von ihnen verjagt wurden. Die Faktorei that ihnen auch wegen ihrer bequemen Lage gute Dienste, indem sie hier die Sklaven aufbewahren konnten, wenn die Kähne wegen des schlimmen Wetters, oder bei allzuhoher See nicht im Stande waren, an das Ufer zu kommen, und sie abzuholen; so daß sie zuweilen hundert von beiderlei Geschlecht darin beisammen hatten. Es ist aber hier wegen der nahen Sümpfe, die einen häßlichen Geruch ausdünsten und eine unendliche Menge Muskitos hervorbringen, sehr ungesund zu leben; ja man sieht sich vor Schlafengehen genöthigt, Laudanum oder ein anderes Opiat einzunehmen, damit man nur die Qual dieser Insekten etwas weniger fühlen, und einschlafen möge. Phillipps war auch wirklich in der ersten Nacht, die er hier zubrachte, noch keine halbe Stunde in des Faktors Bette gelegen, als er von diesen Thierchen so gemartert wurde, daß er genöthigt war, aufzustehen, sich anzukleiden, Handschuhe anzuziehen, und ein Schnupftuch über das Gesicht zu dekken; wobei er aber vor ihren Stichen noch nicht ganz sicher war.

Pierson, ein munterer Mann, galt viel bei dem Könige, und stand auch beim Volke sehr in

Ansehen; denn da er ihre verzagte Gemüthsart kannte, so wußte er sie bald strenge bald freundlich zu behandeln, je nachdem es die Umstände erforderten. Viele von seinen zur Faktorei gehörigen Sklaven waren Negern von der Goldküste, die sehr tapfer und kühn sind. Sie waren ihm auch sehr ergeben, und zehn von ihnen würden vierzig der besten Whidahschen zurükgeschlagen haben.

Von der Faktorei bis zur Königsstadt sind es vier Meilen durch sehr angenehme Felder, voller indischen und guineischen Korns, Patatoes, und Yams, wovon sie jährlich zwei grosse Aerndten haben. Auf dem Wege trift man verschiedene kleine Dörfer an, die von den Negern Krums genannt werden, und deren jedes einen Hauptmann hat. Wenige von diesen Häusern sind über fünf Ellen hoch, und keines hat eine Oeffnung, um das Tageslicht einzulassen, als das Haus des Hauptmanns, das sich durch ein zu diesem Zweck bestimmtes Loch auszeichnet. Diese Wohnungen enthalten gewöhnlich nur einen Saal, wo sie auf der blossen Erde mit einander essen und schlafen. Die Kaboschiren oder Edelleute haben eine Matte unter sich, und einen Stein oder hartes Bündel zu einem Küssen.

Gleich bei ihrer Landung ließ sie der König durch zwei von seinen Edelleuten bewillkommen; sie hingegen schikten ebenfalls einen von ihren Leuten ab, um sich auf den folgenden Tag bei dem

König anzusagen. Er war aber nicht damit zufrieden, sondern schikte noch zwei andere seiner Grossen ab, sie auf denselben Abend einzuladen. Diese Abgeordnete fügten hinzu, daß noch jedesmal alle Kapitaine dem König am ersten Abend aufgewartet hätten. Da sie es nun mit Sr. Majestät nicht gerne verderben wollten, so wurden alle, die gelandet hatten, nebst **Pierson** nach des Königs Residenz gebracht.

An dem Thore des Pallasts standen einige **Raboschiren**, welche sie mit den gewöhnlichen Zeremonien empfingen, indem sie erst in ihre eigenen Hände klopften, dann die der Fremden ergriffen und herzlich schüttelten. Da sie in den Hof des Pallasts traten, so fielen alle Vornehme bei der Thüre des Zimmers, wo der König war, auf die Knie, klatschten in die Hände, stiessen mit der Stirne auf die Erde, und küßten dieselbe, welches sie dreimal wiederholten. Dieses war die gewöhnliche Zeremonie, wenn sie den König sahen.

Seine Majestät standen hinter einem Vorhange, und winkten den Engländern, worauf sie sich dem Throne näherten, der aus Thon bestand, und ungefähr zwei Fuß von der Erde erhoben, und sechs Fuß ins Gevierte mit alten schmuzzigen stets zugezogenen Vorhängen umgeben war, weil der König den **Raboschiren** nicht erlauben wollte, sein Antliz zu sehen. Er hatte einige kleine Negerkinder bei sich, und rauchte aus einer langen hölzernen Tabakspfeife, deren Kopf mehr als eine Unze zu hal-

ten schien. Er saß auf dem Thron, und hatte eine Flasche Branntwein neben sich stehen. Sein Kopf war mit einer Rolle groben Kaliko umwunden, und sein Kleid war ein flüchtiger rother damastener Rok. Er zeigte auch Rökke und Mäntel von reichem Silber und Gold, welche ihm, wie er sagte, weisse Kapitaine, die hier handelten, geschenkt hätten. Schuhe und Strümpfe trug er aber nie.

Als sie ihn gegrüßt hatten, nahm er sie bei der Hand, und sagte: „Er liebe die Engländer herzlich, und es freue ihn, sie wohl zu sehen, er betrachte sie als seine Brüder, und wolle ihnen, wo er nur könne, nüzlich seyn.„ Sie dankten ihm durch seinen Dollmetscher, und versicherten ihn von der Zuneigung der englischen Kompagnie, welche, ohnerachtet es noch an vielen Orten Negern gäbe, die um ihre Kundschaft buhlten, alle Anerbietungen ausgeschlagen, und sie hieher geschikt hätte mit ihm zu handeln, und sein Land mit allen Nothwendigkeiten zu versehen. Sie hofften daher, er würde ihnen so schnell als möglich ihre Ladung Sklaven verschaffen, weswegen sie hauptsächlich diese Reise unternommeu hätten, und seine Raboschiren anhalten, daß sie den Preis nicht übersezten; sie würden ihren Herren alles getreulich wieder erzählen, wenn sie nach England zurükkämen. Er antwortete, die afrikanische Kompagnie wäre ein braver Mann; er liebte ihn, und wolle aufrich-

tig

tig mit ihm handeln. Auf sein Versprechen durfte man sich aber nicht sehr verlassen; denn ungeachtet ihm seine Kaboschiren soviel Ehrerbietung erwiesen, durfte er doch nichts thun, als was ihnen gefiel.

Sie mußten sich jezt auf eine Bank neben ihn sezzen. Hierauf trank er Branntwein und Pitto auf die Gesundheit seines Bruders des Königs von England, auf den Flor der afrikanischen Kompagnie, und auf die Ankunft des Kapitains. Pitto ist ein angenehmes Getränk aus indischem Korne, das in Wasser eingeweicht wird; es hält sich drei Monate, und ein Nössel (Schoppen) kann einen Menschen betrunken machen. Es hat viel Aehnlichkeit mit dem englischen Biere. Nach Verlauf einer Viertelstunde wurde eine Mahlzeit auf einem kleinen vierekten Tischchen aufgetragen, das mit einem alten Stük Zeuche statt des Tischtuchs, und mit alten geschlagenen zinnernen Tellern und Löffeln gedekt war; auf einem grossen zinnernen Bekken wurden Vögel in einer Brühe, und auf einem hölzernen gesottene Potatoes statt des Brodes aufgetragen. Servietten, Messer und Gabeln hatten sie nicht; denn sie zerrissen ihre Speisen mit den Fingern. Ausserdem waren die Vögel so weich gekocht, daß man sie unmöglich hätte schneiden können. Unsre Reisenden hatten wenig Lust zu ihren Lekkerbissen, doch assen sie aus Gefälligkeit ein Paar Löffel voll Brühe, die mit Malaghetta und rothem Pfeffer gewürzt war.

Sie tranken seiner Majestät oft aus einem Geschirre zu, das aus Kokosnußschalen gemacht war. Das ganze Silbergeschirr, das ihnen zu Gesichte kam, war ein kleiner silberner Trinkbecher. Er beugte sich dann allemal gegen sie, küßte seine Hand, und brach oft in ein erstaunliches Gelächter aus. Als sie gegessen hatten, gab er mit höchst eigenen Händen denen neben ihm stehenden Kindern ein Paar Vögel, und die übrigen seinen Edeln, welche auf ihren Bäuchen herbeikrochen, und die Brühe mit ihren Händen austütschten.

Der König erkundigte sich auch nach dem Hauptmann Schurley, und als man ihm sagte, daß er zu Akra gestorben wäre, brach er plözlich in ein lautes Geschrei aus, rang die Hände, wischte sich die Augen aus, in denen doch nicht einmal eine Thräne stand, und sagte: Schurley sei sein beßter Freund gewesen, und man werde ihm gewiß auf der Goldküste mit Gift vergeben haben. Er fügte noch weiter hinzu: Kapitain Schurley hätte ihm Gewehr, Gemälde, seidene Zeuche und noch andere Dinge mitzubringen versprochen. Da ihm aber Kapitain Clay bezeugte, sie hätten nichts dergleichen am Borde, so schien er verdrüßlich zu werden, und erwiederte, er wüßte gewiß, daß Schurley Wort gehalten hätte, da dieser aber gestorben sei, so werde er es wohl für sich behalten wollen. Um ihn nun zu beruhigen, versprach ihm Clay ein Präsent von etlichen Flinten, seidenen Zeu-

gen ꝛc. zu machen, wozu er sich schon bei der afrikanischen Kompagnie versehen hatte. Nachdem sich der König zulezt noch erkundigt hatte, was sie für Waaren bei sich hätten, und wieviel Sklaven sie brauchten, so nahmen die Engländer Abschied.

Am folgenden Morgen brachten sie dem König allerlei Proben von ihren Waaren, und machten ihr **Palaver** oder Vergleich wegen des Preises, wieviel sie nämlich von einer jeden Art Güter für einen Sklaven geben sollten. Dies geschah nicht ohne Schwierigkeit; denn er und seine **Kaboschiren** forderten sehr viel. Endlich bestimmte man hundert **Kauris** für einen Sklaven, wovon der König vier Prozent bekam. Hierauf wurden ihnen Waarenhäuser und Wohnungen sammt einer Küche angewiesen. Keines aber von den Zimmern hatte Thüren, bis sie selbst welche machten. Am folgenden Tage bezahlten sie den Kaboschiren den Zoll. Hierauf ließ man die Glokke herumgehen, um allen Völkern Nachricht zu geben, daß sie ihre Sklaven nach dem **Trunk***) zum Verkauf bringen sollten. Diese Glokke ist von Eisen, in Form eines hohlen Zukkerhuts, wovon die Höhlung auf fünfzig Pfund **Kauris** halten würde. Sie wurde mit einem Stekken geschlagen, und gab einen dumpfen Klang von sich.

So lang ihr hiesiger Aufenthalt dauerte, muß-

*) Eine Art von Börse.

ten die Britten täglich beim König frühstükken; sie fanden aber immer die nämlichen Gerichte von gesottenen Vögeln und Potatoes. Er schikte ihnen auch täglich ein Schwein, eine Ziege, ein Schaf, oder einen Topf **Pitto** in ihre Küche, und sie erwiederten seine Höflichkeit mit einigen Flaschen Branntwein, der ihm am liebsten war. Sie hatten ihren Koch bei sich am Ufer, und speißten recht köstlich, weil die Lebensmittel überflüssig und wolfeil waren. Es schlich sich aber bald ein starkes Fieber unter ihnen ein, und **Phillipps** bekam bei dem unleidlichen Gestank der eingesperrten Sklaven ein so heftiges Kopfweh, daß er sich allemal auf den Sklavenmarkt tragen lassen mußte.

Bei dem **Trunk** wurden des Königs Sklaven zuerst zum Verkauf angeboten, und die Kaboschiren nöthigten sie gewissermassen, selbige zu kaufen, ehe sie ihnen einige andere zeigen wollten; denn sie sagten, das wären **Reys Cosa**, und die dürften nicht ausgeschlagen werden. Sie waren aber nicht allein die schlechtesten, sondern auch die theuersten. Weil es aber einmal zu des Königs Vorrechten gehörte, so ließ sichs nicht ändern. Darauf brachten die Kaboschiren ihre Sklaven, jeder nach seinem Rang und Stande. Der Wundarzt untersuchte sodann ihren Athem und ihre Gliedmassen genau; er ließ sie springen, ihre Aerme hurtig ausstrekken, und sahe ihnen in den Mund, um von ihrem Alter urtheilen zu können; denn sie werden

alle, ehe sie zu Markte kommen, glatt geschoren und gepuzt, auch wohl mit Palmöle geschmiert, so daß es schwer ist, einen alten Sklaven von einem aus seinen mittlern Jahren anders, als aus seinen verdorbenen Zähnen zu unterscheiden. Am meisten aber wird darauf gesehen, daß man keinen kauft, der die venerische Krankheit hat, damit die andern am Borde nicht angestekt werden. Denn obgleich die Mannspersonen von den Weibspersonen durch Breter und Verschläge abgesondert werden, so finden sie doch immer Gelegenheit, zusammen zu kommen. Diese Krankheit nennen sie die Yaws, (Jaus) sie ist sehr gemein unter ihnen. Deswegen sind die Wundärzte genöthigt, Sklaven und Sklavinnen auf das sorgfältigste zu untersuchen. Wenn man diejenigen, die einem anstehen, ausgesucht hat, so kommt man mit einander überein, in welchen Waaren man selbige bezahlen soll. Da nun der Preis vestgesezt ist, so macht dies weiter keine Umstände mehr, denn man gibt dem Eigenthümer blos eine Anweisung auf die Waaren, die er bei Ueberlieferung der Sklaven bekömmt. Dem Sklaven wird auf die Brust oder Schulter der Anfangsbuchstabe des Schiffs eingebrannt, nachdem man vorher den Ort mit Palmöl bestrichen hat. Dies macht ihnen wenig Schmerzen, und in vier oder fünf Tagen ist es geheilt, und erscheint dann ganz weiß und deutlich.

Wenn man fünfzig bis sechzig Sklaven gekauft

hat, so schikt man selbige an Bord. Es giebt einen Kaboschir oder Sklavenhauptmann, dessen Amt es ist, sie sicher an die Küste zu bringen, und nachzusehen, ob sie alle da sind. Geht unter Weges einer verloren, so muß er ihn ersezzen, wie auch der Hauptmann des Trunks, wenn ihm einer, so lange sie unter seiner Aufsicht sind, wegläuft. Er bewacht sie also so lange, bis sie von dem Sklavenhauptmann weggeführt werden. Diese beiden Offiziers werden von dem Könige zu diesen Stellen ernannt, und jedes Schiff bezahlt ihnen für ihre Mühe den Werth von einem Sklaven. Sie verrichten ihr Amt sehr getreu, denn von dreizehn hundert Sklaven ist diesmal nicht ein einziger verloren gegangen.

Es ist auch ein Landeshauptmann aufgestellt, dessen Amt es ist, zu verhüten, daß die Negern nichts von den ans Ufer gebrachten Waaren stehlen, weil der Fall sehr oft eintritt, daß die Waaren aus Mangel an Trägern ganze Nächte am Ufer liegen bleiben. Dessenohngeachtet büßt man vieles ein, das einem nicht wieder ersezt werden kann.

Die Schiffskähne führen die Negern, wenn sie an die Küste gebracht worden sind, zu dem Langboote, das sie vollends an Bord des Schiffes bringt, wo sie alle Paarweise in Fesseln gelegt werden, um ihrer Empörung zuvorzukommen, oder zu verhindern, daß sie nicht an das Ufer zurükschwimmen. Sie haben einen solchen Abscheu vor dem

Wegführen aus ihrem Vaterlande, daß sie schon öfters aus dem Boot oder Schiffe herausgesprungen sind, und sich so lange unter dem Wasser gehalten haben, bis sie ertranken, damit sie nur nicht von den Booten, die ihnen nachfuhren, gerettet würden. Sie fürchten sich vor **Barbados** weit mehr als vor der Hölle, ob sie gleich daselbst besser als in ihrem Vaterlande leben. (?) Man erzählt, daß die Seehunde (eigentlich Haifische) den Schiffen wegen der todten Negern, die man fast täglich über Borde werfe, nachschwimmen. **Phillipps** sagt, er habe täglich unterwegs einige gesehen, er könne aber nicht behaupten, ob es immer die nämlichen gewesen seien. Von diesen dreizehn hundert Negern ersäuften sich ungefähr zwölf, und einige hungerten sich zu Tode; denn sie glauben, daß sie nach ihrem Tode zu ihren Freunden in ihr Land zurükkehren. Man hatte **Phillippsen** gerathen, er sollte einigen nach Art der übrigen Schiffskapitaine Arm und Bein abschneiden lassen, um ihnen Furcht und Schrekken einzujagen; er ließ sich aber um keinen Preis zu solchen Grausamkelten gegen menschliche Geschöpfe bereden. Er macht auch die richtige Bemerkung, daß alle Menschen von sich selbst am vortheilhaftesten zu urtheilen geneigt sind, und daß die Negern, ihren weissen Tyrannen zur Schande behaupten, der Teufel sei weiß.

Für jeden Sklaven, welchen die Kaboschiren ihnen öffentlich verkauften, mußten sie einen Theil

von den empfangenen Waaren dem Könige als Zoll abgeben. Um dieses zu vermeiden, liessen sie oft den Kapitain bei Nacht in ihre Häusern holen, und verkauften an ihn zwei oder drei Sklaven auf einmal, wofür er ihnen den Preis eben so geheim zuschikte. Doch geschah dies selten, um den König, der ihnen ausser dem Trunke zu handeln verboten hatte, nicht zu beleidigen. Wenn er zuweilen einige von seinen eignen Weibern oder Unterthanen verkauft hatte, und sie gerne wieder auslösen wollte, so ließ sich **Phillipps** allemal billig finden, und erwarb sich dadurch sein Zutrauen im höchsten Grade.

Phillipps erkundigte sich auch sehr genau nach ihrer Art zu vergiften, die so sehr gefürchtet wird, und so viel Aufsehen in der Welt macht. Er wendete sich deshalb an die Kaboschiren, die er einzeln zu sich kommen ließ, und ihnen mit hizzigen Getränken, dem besten Schlüssel zu allen Geheimnissen, zusezte. Wenn er sie dann durch dieses Mittel treuherzig gemacht hatte, so suchte er ihnen das Geheimniß, auf welche Art sie die Weissen vergifteten, und was für ein Gegengift ihnen als das stärkste dagegen bekannt wäre, unvermerkt abzulokken. Alles aber, was er von ihnen herausbringen konnte, war, daß man tief im Lande ein Gift verkaufe, das sehr theuer sei, ja das Gift für eine einzige Person konnne auf den Werth von drei oder vier Sklaven zu stehen. Es würde ge=

wöhnlich in Wasser oder in ein anderes Getränk gethan, und der Person, die sie vergiften wollten, zu trinken gegeben; die dortigen Einwohner verbärgen das Giftkügelchen unter dem Nagel ihres kleinen Fingers, und liessen es unvermerkt in den Kalabasch oder Schale fallen. Das Gift löse sich dann schnell auf, und es könne, wenn man es recht zubereite, nichts seiner Kraft widerstehen; sie erinnerten sich aber nie, daß es seiner Seltenheit wegen in ihren Landen wäre gebraucht worden.

Phillipps hatte den König bei seinem ersten Besuche gebeten, er möchte doch Sorge tragen, daß ihnen kein Gift beigebracht würde. Der König lachte darüber, und versicherte, daß in allen seinen Herrschaften keines wäre. Indessen hatte der Kapitain doch bemerkt, daß er nie mit den Engländern oder seinen Kaboschiren trank, ehe sie zuvor getrunken hatten. Die Kaboschiren hingegen tranken aus einer jeden Schale, die er ihnen gab, und besuchten die Faktorei täglich drei oder viermal, wo sie ihr Glas Branntwein ohne alle Bedenklichkeit hinuntergossen. Wenn die Engländer auf den **Trunk** giengen, nahmen sie allemal etliche Flaschen Branntwein zur Bestätigung des Kaufs mit sich, auch bettelten die Herren von Adel oft um starke Getränke, unter dem Vorwande, sie hätten eine Frau genommen, und müßten sich lustig machen. Um sie bei guter Laune zu erhalten, durfte man es ihnen freilich nie abschlagen.

An einem Abend schikte einst der weibersüchtige alte König von Whidah insgeheim zu Phillipps, und ließ ihm sagen: er habe ein junges artiges Mädchen geheurathet, bei welcher er diese Nacht schlafen wolle; er bäte ihn daher, daß man ihm doch ein Fäßchen Branntwein zum Geschenk mache, damit er ihre Anverwandten bewirthen könnte; auch möchte ihm Phillipps überdies noch von seinem Arzte einen Stärkungstrank verfertigen lassen. Diese Bitte gewährte man ihm, und der lüsterne Alte war mit dem Tranke so wohl zufrieden, daß er am folgenden Tag mit vielem Lob von dem Arzte sprach, und ihn mit zwei Mänteln beschenkte.

Die Weiber des Königs lebten in einer Stadt für sich, welche Phillipps ohne Erlaubniß des Königs mit einer Gesellschaft in Augenschein nahm. Als sie daselbst angekommen waren, gukten sie über die Mauer hinein, und sahen einige von den Weibern arbeiten. Der französische Faktor aber, der etwas vorwizzig war, gieng hin, um das mit Weiden verschlossene Thor zu öffnen, worauf alle Weiber schreiend davon liefen. Auf diesen Lärm kamen einige Kaboschiren hinzu, und hiessen die Fremden weggehen, welches sich auch alle, ausser dem Franzosen, gerne gefallen liessen. Am folgenden Morgen aber beim Frühstük erwähnte der König den gestrigen Vorfall, und sagte ganz sanftmüthig, es wäre wider die Landesgesezze, daß irgend ein Fremder an die Stadt seiner Weiber käme,

und bat, sie möchten es in Zukunft unterlassen. Hauptsächlich war er über den Franzosen ungehalten, weil er, wie er sagte, die Gesezze des Landes wüßte, und folglich die Gesellschaft nicht hätte hinführen sollen; ja er drohte ihm sogar, er wolle es ihn noch einst empfinden lassen. Phillipps nahm aber alle Verantwortung über sich, und betheuerte, sie wären zufälliger Weise dahin gekommen, und er hätte für seine Person bloß über die Mauer hineingesehen, um die hübsche Stadt, die Sr. Majestät für ihre Frauen eingerichtet hätte, zu bewundern, und bei seiner Rükkunft nach England genaue Nachricht davon geben zu können. Der König faßte ihn hierauf bei der Hand, und sagte: es wäre ihm nun leid, etwas davon erwähnt zu haben, er wolle auch auf den Franzosen nicht ungehalten seyn.

Dieser Faktor und sein Gehülfe wohnten in einem kleinem lehmernen Hause, nahe bei des Königs Wohnung. Es war in drei oder vier Jahren kein französisches Schiff da gewesen; daher sie bloß von der Gnade des Königs leben mußten. Der Kapitain zog sie fast täglich an seine Tafel, und schenkte ihnen bei seiner Abreise noch einige Lebensmittel. Er hatte sich zwar erboten, sie nach Barbados mit zu nehmen, weil sie aber fürchteten, man möchte ihnen dort als Feinden begegnen, so wollten sie es nicht wagen.

Nahe bei der Königsstadt ist eine Allee von

groſſen Bäumen, welche ſo dikke Zweige haben, daß ſie die Sonnenſtralen abhalten, und eine ſchöne kühle Luft verurſachen. Unter dieſen Bäumen brachte der Verfaſſer ſeine meiſte Zeit zu. Es wurde hier immer ein kleiner Markt gehalten; unter andern bemerkte Phillipps dort auch eine Garküche, die er ihrer Seltenheit wegen beſchreibt. Der Wirth derſelben hatte ſtatt des Tiſches ein flaches ellenbreites Stük Holz an den Fuß eines Baumes auf die Erde gelegt. Das Eſſen war gekochtes Rind- und Hundefleiſch, welches in eine rohe Kühhaut gewickelt war, und auf der einen Seite des Tiſches lag. Auf der andern ſtand ein irrdener Topf mit gekochtem Rankis, *) welches anſtatt des Brodes diente. Wenn nun ein Gaſt kam, ſo ſezte ſich derſelbe bei dem Tiſche auf die Knie nieder, und legte ſtatt des Geldes acht oder neun Kauriſchaalen darauf; der Koch ſchnitt dann von demjenigen, was ſich ſein Gaſt auswählte, ſoviel herunter, als er bezahlt hatte, wozu er ihm noch ein Stük Kanki und etwas Salz gab. Wenn er noch nicht ſatt war, ſo legte er noch mehr Schalen hin, und ließ ſich noch mehr Eſſen geben. Philipps hat acht oder neun Gäſte auf einmal um ſeinen Tiſch geſehen, die er alle ſehr geſchikt und ohne die geringſte Verwirrung bediente. Wenn ſie Durſt bekamen, giengen ſie an das Ufer.

Der König hatte zwei kleine Zwerge, die oft

*) Ein verfaulter Fiſch mit Maismehl vermengt.

zu den Engländern kamen, und Kauris von ihnen bettelten; man durfte es ihnen auch nicht abschlagen, so wenig sie es um die nächtliche Ruhe der Engländer verdient hatten; denn ihr unnatürliches Geheul, das sie jede Nacht unter den Bäumen neben ihren Wohnungen machten, beunruhigte sie äusserst. Man versuchte alle Mittel, sie von diesem Geschrei abzubringen; allein vergebens, denn dies war ein Gebet für ihren König an den Fetisch, von dem sie vorgaben, daß er sehr oft aus einem grossen hölzernen Bilde bei dem Pallaste mit ihnen geredet hätte. Dieses war eine ausgeschnittene menschliche Figur, die im geringsten nichts angenehmes hatte. Weil sie nun dem Kapitain oft genug erzählten, daß dieses Bild alle Nächte mit den Kaboschiren und Andächtigen redete; so bezeugte er Lust, es auch einmal mit anzuhören. Er gieng also einst um Mitternacht mit ihnen; um sich aber keiner Gefahr auszusezzen, mußten ihn vier von seinen Leuten, die mit Pistolen und Säbeln bewaffnet waren, begleiten. Die Negern kamen dann auch herbei, und machten viele Krümmungen und tiefe Verbeugungen vor dem Bilde. Nach einer halben Stunde fragte er sie, warum das Bild nicht redete? Sie versicherten ihn aber, es würde jezt bald geschehen. Er wartete noch zwei Stunden, es kam aber noch kein Wort aus dem Kloze, worüber die Negern ganz betroffen zu seyn schienen, und betheuerten, es hätte noch nie so lange geschwiegen. Endlich wurde er des Wartens überdrüs

sig, und stekte dem Fetisch die Spizze von seinem Stok ins Maul, und kehrte sie verschiedenemal darin um. Die Negern äusserten ihre Furcht hierüber, und baten ihn flehentlichst, er möchte es doch unterlassen, damit es ihnen nichts Böses zufügte. Er sagte ihnen aber, daß er es bloß als ein Stük Holz betrachte, wobei nichts zu befürchten wäre; könnte es aber sprechen, so wollte er es auf diese Weise dazu bringen. Er zog hierauf eine von seinen kleinen Sakpistolen heraus, schoß nach dem Bild, und traf es unter dem linken Auge. Als die Negern sahen, daß er schiessen wollte, liefen sie alle davon. Er und seine Leute warteten noch eine halbe Stunde; da sie aber keine Klage über die Wunde von dem sinnlosen Kloz hörten, giengen sie heim und legten sich zu Bette. Den andern Morgen waren die Negern alle erstaunt, den Hauptmann noch beim Leben zu finden. Als er hernach den König besuchte, erzählte er ihm den Vorfall. Seine Majestät versicherten ihn aber ganz ernsthaft, der Fetisch spräche alle Nächte zu den Negern, bloß gegen Weisse wollte er es nicht thun. **Philipps** wollte ihn nun einmal von seinem Irrthum überführen, und sagte, daß im Fall der Kloz sprechen könnte, es gewiß würde geschehen seyn, als er nach demselben geschossen hätte; allein da es nichts anders als ein Stük Holz wäre, so könnte es unmöglich reden. Der König aber erwiederte: er wüßte zwar, daß es Holz wäre; indessen sei es doch mehr als zu gewiß, daß der Fetisch oder Gott dadurch

zu sprechen pflege, er habe es selbst oft gehört, und wünsche nur, daß er sich nicht an Phillipps rächen möge, weil er ihn so mißhandelt habe. Phillipps hingegen versicherte, daß er sich mehr vor dem Gift seiner Unterthanen als vor dem Fetisch fürchtete, worauf ihm der König betheuerte, daß, was den Gift anbeträfe, er sich im geringsten nicht zu fürchten hätte.

Am 27sten Julius, nachdem sie siebenhundert Sklaven, nämlich vierhundert und achtzig Mannspersonen und zweihundert und zwanzig Weibspersonen gekauft hatten, nahm der Verfasser von dem alten Könige Abschied, der ihn mit grosser Höflichkeit beurlaubte. Er gieng in Gesellschaft mit dem ostindischen Kaufmanne, welcher sechshundert und fünfzig Sklaven gekauft hatte, nach der Insel St. Thomas unter Segel, wo sie eine Zeitlang still lagen, und Lebensmittel einnahmen. Am 2ten August umfuhren sie die Südspizze von dem Prinzeneilande, das sehr hoch und bergigt und von Whidah neun und neunzig Seemeilen ostwärts liegt. Am 4ten kamen sie in 57 Minuten N. B. ans Land, welches eine niedrige ebene Gegend voller Bäume, nebst einem kleinen Eilande an der Südseite desselben war, welches Philipps für das Vorgebirge St. Johann in der Bucht hielt. In dieser Nacht verlor er den ostindischen Kaufmann aus dem Gesichte, indem sie wegen verschiedener Grampussen vorne an dem Schiffe aufgehalten wurden, welche die Leute, die heraussahen,

für zwei Felsen hielten. Diese See hat viele Grampusse, die so groß als kleine Wallfische sind, und die Schiffe sehr lieben; sie verfolgen sie und spielen lustig um sie herum. Sie hatten auch viel Vergnügen daran, zu sehen, wie die Grampusse und Drescherfische einander verfolgen; denn so oft sie einander begegnen, geht der Streit an. Nach Phillipps Muthmaßung ist der Drescher vier Ellen lang, und sehr schlank. Wenn er sich in Streit einläßt, erhebt er sich mit dem einen Ende ganz aus dem Wasser, und fällt mit solcher Heftigkeit auf den Grampus, daß man eine Meile weit das Geräusch hören, und den Riß den der Stoß in der See macht, sehen kann.

Den 6ten fuhren sie durch die Linie. Als die Negern insgesammt zu Mittag auf dem Verdek waren, brach der junge Tiger auf dem Viertelsverdeke aus seinem Kasten, und riß einer schwarzen Frau die ganze Wade ab. Als dieses ein Quartiermeister bemerkte, sprang er hinzu und gab ihm mit der Fläche seines Hirschfängers einen kleinen Schlag, worauf er sich sogleich wie ein spanischer Hund hinlegte. Er nahm ihn sodann auf seine Arme, und sperrte ihn ohne den geringsten Widerstand in seinen Käfig. Man hatte nun einmal die Sanftheit des Tigers gegen die Weissen und seine Feindschaft gegen die Negern bemerkt; daher waren sie jezt genöthigt, stets ein Segel vor seinen Käfig zu hängen, wenn die Sklaven auf dem Verdekke waren, denn ausserdem war er nicht zu bändigen.

Den

Den 8ten entdekten sie das Vorgebirge **Lobo**, sechs Seemeilen gegen Südwest gen West. Sie waren einer grossen weissen Sandbank dem Ufer gegenüber, das sehr weit in das Land hineingieng. Man hielt sie für den **grossen weissen Fleken** an dem **holländischen Fuhrmanne**, und den Fluß **Gabon**. Das Vorgebirge **Lobo Gonsalvo** liegt fünf Seemeilen gegen Süden, und die Breite ist 35 Minuten. **Phillipps** wollte an diesem Vorgebirge Wasser und Holz einnehmen, allein die Ungewißheit der Winde, und der Strom, der gegen den Wind gieng, nebst dem überhandnehmenden Sterben unter seinen Sklaven, und der Mangel an einigen Lebensmitteln bewogen ihn, sein Vorhaben aufzugeben, und lieber nach **St. Thomas**, vierzig Seemeilen davon, überzufahren. Sie richteten also den 9ten ihren Lauf dahin; am 11ten sahen sie die Insel nordwestwärts liegen und **Catras** sechs Seemeilen Nordwest davon. Als sie näher kamen, fuhren sie längs dem Ufer nach der Stadt zu, und legten sich dem Kastelle gegenüber vor Anker.

Den nämlichen Tag besuchte **Phillipps** noch den Statthalter, der ihn sehr höflich empfieng, und ihm die Erlaubniß gab, sich mit Holz, Wasser und Lebensmitteln zu versorgen. Er zeigte dem Hauptmann auch an, daß die gewöhnlichste und beste Rhede für die Schiffe unter dem Kastelle wäre; weil ihm nun **Phillipps** keinen Verdacht geben wollte, als ob er nicht gerne unter dem Gebote sei-

ner Kanonen stände, wenn er sich nicht daselbst vor Anker legte, so fuhr er dahin, und begrüßte es mit fünf Schüssen. Damit aber seine Negern sich nicht ins Meer stürzen und davon schwimmen möchten, ließ er sie alle in Fesseln legen.

Die bequemste Zeit, hier Wasser einzunehmen ist des Nachts; weil die Weiber aus der Stadt es den Tag über durch das Waschen ihrer Kleider oder auf andere Art trübe machen. Man schikte den Küper und zwei Matrosen zu dieser Arbeit ans Ufer. Einer davon mußte des Nachts bewaffnet Wache halten; denn sonst würden die Portugiesen als die größten Diebe in der Welt, alle ihre eisernen Reife von den Fässern weggestohlen haben.

Die Negern starben ihm aber jezt so schnell, daß er nach vollbrachter Arbeit genöthiget war, den ostindischen Kaufmann zurükzulassen und den 25sten nach Barbados zu segeln, von wo er am 2ten April des darauffolgenden Jahres nach England zurükkehrte.

VI.

Johann Atkins's
brittischen Schiffswundarztes
Reise nach Guinea.

Im Jahre 1723.

Der dritte Johann Atkins machte im Jahre 1721 auf dem Schiffe die Schwalbe, welches unter dem Kommando des nachherigen Admirals Ogle, besonders gegen die Seeräuber auf den westafrikanischen Küsten kreuzen sollte *), als Schiffswundarzt eine Reise nach Guinea.

Diese Reise beschrieb er nachher selbst in zwei Theilen **), in deren erstem er von Guinea handelt, und im zweiten seine Fahrt nach Brasilien beschreibt.

In der Vorrede gibt er eine launichte Schilderung des Seelebens, und erhebt seine Vorzüge.

Das Werk ist überhaupt gut geschrieben, enthält manche interessante Bemerkungen, und liefert ziemlich brauchbare Nachrichten von den Ländern, welche Atkins bereiset hat. Auch fand es in England grossen Beifall, ob es gleich keine der vorzüglichern Reisebeschreibungen von Guinea ist.

---

*) Von welchen Seeräubern schon im VII. Bd. d. W. S. 161. u. ff. gesprochen wurde.

**) Die beiden Ausgaben des Originals (das ich nicht auftreiben konnte) sind S. 22. im VII. B. d. W. angeführt.

Diese Reisebeschreibung ist, meines Wissens, in keine andere Sprache übersezt worden; aber der dritte Band der allgemeinen Historie der Reisen enthält einen gedrängten brauchbaren Auszug aus derselben, welchen ich auch benuzt habe, um meinen Lesern hier an dem gehörigen Orte eine kurzgefaßte Reisegeschichte des Britten **Atkins**, so weit sie Guinea betrifft, mitzutheilen.

Johann Atkins's
brittischen Schiffswundarztes
Reise nach der Küste von Guinea.

Im Jahre 1721.

Die Britten, in deren Gesellschaft Atkins diese Reise machte, segelten am 5ten Februar im Jahre 1721 von Spithead ab, und versahen sich mit allem Nöthigen zu einer doppelten Reise an die Küste von Guinea hinunter. Ihre Absicht war, die Seeräuber *) aufzutreiben und auszurotten, welche diese Gegenden so sehr beunruhigten, und den Handel und die Faktoreien zerstörten. Die Statthalter der afrikanischen Gesellschaft, die nach der Gambia und andern Plätzen bestimmt waren, fuhren unter ihrer Bedekkung mit.

Abends zwischen sechs und neun Uhr sahen sie die hüpfenden Ziegen, ein Luftzeichen, welches die Bootsleute die mohrischen Tänzer nennen. Es sind Lichtströme am Himmel, die schnell in einander fahren, und eine oder ein paar Minuten sichtbar sind. Diese fliegenden Fünkchen und ähnliche salpetrische Ausdünstungen haben wahrschein-

*) Von welchen schon in diesem und dem vorhergehenden Bande ein Mehreres gesprochen worden.

lich zu allen den Mährchen von Wunderzeichen Anlaß gegeben, mit welchen die Atmosphäre ehmals so reichlich angefüllt war.

Unsre Britten fuhren nun am westlichen Ende von England vorbei, welches nach Einiger Meinung, vormals mit den kleinen felsichten Inseln Scilly, (sonst auch die Sorlingischen Inseln genannt) durch ein Land Namens Lioneß soll zusammen gehangen haben *). Man will dieses aus der gleichen Tiefe des Wassers, desgleichen aus Thüren, Fenstern und Baumwurzeln, die von Fischern da gefunden worden sind, schliessen.

Auf der Höhe von Finisterre trafen sie immerwährende Westwinde an, die an der Küste von Portugal sehr ungewöhnlich sind. Einige Tagreisen von Madera stiessen sie auf den Kommodore Matthews, im Löwen, der mit einem Geschwader von vier Segeln nach Ostindien gieng, um gegen die Seeräuber daselbst zu kreuzen. Vierzig Seemeilen von der Insel schwamm schon häufiges Seegesträuche um sie her, welches so fortdauerte, bis sie an dieselbe kamen **). Atkins

---

*) Es ist wirklich die allgemeinere Meinung. (M. s. Büschings Erdbeschreibung, neueste Ausg. IV. Thl. S. 631.)

**) Dies ist der schwimmende Tang (Fucus natans. L.) von welchem Linne versichert, es schwimme unangewurzelt auf dem Meere umher; Gmelin behauptet aber das Gegentheil.

vermuthet, daß dieses Seegewächs auf dem Grunde der See wachse, und die Nahrung der grossen Fische sei. Seine Gründe dafür sind diese: Erstens finden es die Perlen- und Korallentaucher bis auf acht oder zehn Faden; zweitens zeigt theils die Grösse verschiedener Fische, theils aber auch die Art, wie sie zum Kauen versehen sind, daß sie von Pflanzen, und nicht vom Raube leben. Drittens halten sie sich häufiger in der Nähe des Ufers als in der weiten See auf, und vielleicht haben sie, wie in den englischen Seen, ihre gewisse Zeit der Ankunft, wenn sie hier weiden. Viertens spielten täglich eine grosse Menge Meerschweine um sie herum, die sich nicht mit Angeln fangen liessen; ein Beweis, daß sie ihr Futter im Grunde der See wußten. Indessen bemerkt er doch, daß sie bisweilen kleine Fische gefressen hatten; vielleicht aber war dieses ihr Lekkerbissen, und jenes ihre ordentliche Speise.

Am 30sten März segelten unsre Engländer von Madera mit dem **Weymouth** ab, an dessen Bord sich der Statthalter und die Faktore von dem Gambiaflusse befanden. Nicht weit von dem grünen Vorgebirge fiengen sie verschiedene Schildkröten, die gern auf der ebenen Fläche des Wassers bei Windstillen zu schlafen pflegen.

Sie sahen auch verschiedene fliegende Fische *),

*) Von dem Fischgeschlechte, welches Linne Exocœtus genannt hat.

und ihre beständigen Feinde, die Albekoren und Delphine. Lezterer ist ein schön gefärbter vier bis fünf Fuß langer gerader Fisch, mit einem zweispizzigen Schwanze, der senkrecht auf das Wasser steht, er ist von trokkenem Geschmakke, gibt aber gute Brühen. Ausserhalb der Breite eines beständigen Windes sieht man sie selten; den fliegenden Fisch aber niemals. Diese sind so groß, wie ein kleiner Häring; ihre Flügel etwa zwei Drittheile von der Länge; sie sind am Körper schmal, endigen sich aber sehr breit. Sie fliegen durch Hülfe derselben eine Hufe lang in einem fort, wenn sie verfolgt werden; sie wenden sich oft im Fliegen, tauchen in die See, und fliegen wieder fort, wodurch der Wind sie besser fortführt.

Von dem grünen Vorgebirge steuerten sie Südsüdwest, um die Untiefen von Rio Grande zu vermeiden, und liefen wieder nach dem Lande, bis sie in die Breite von Sierraleona kamen; weil einige andere Untiefen an der Nordseite des Flusses liegen.

Das Vorgebirge Sierraleona ist durch einen einzelnen Baum sehr kennbar, der viel grösser als die übrigen ist. — Unsre Britten ankerten am 7ten April in der dritten Bai vom Vorgebirge, wo man sehr bequem Wasser und Holz einnehmen kann, und die Ebbe und Flut so regelmässig, als in einem Theile des Kanals von England ist.

Am 28sten darauf verliessen sie Sierraleona,

und vereinigten sich den ersten Mal mit dem **Weymouth**, der wieder von der **Gambia** kam. — Sie liefen auf eine Sandbank an der Mündung des Sierraleona, wo sie drei Tage und drei Nächte zu arbeiten hatten, und nur mit grosser Mühe loskamen. Die Matrosen auf der Schwalbe hatten zu **Sierraleona** einen Tag lang Wasser in das Schiff gelassen, dabei aber vergessen, es wieder zuzustopfen, und ihre Nachlässigkeit nicht eher bemerkt, als bis sie sechs oder sieben Fuß Wasser im Schiffsboden hatten.

Am Vorgebirge **St. Maria** fanden sie die Kanibalen nicht, die nach den Sagen der Seefahrer daselbst wohnen sollen, sondern ein leutseliges Volk, bei dem sie ihr Schiff mit Holze versahen.

Am 4ten kamen sie zu dem Vorgebirge **Monte**, und den Tag darauf zu dem von **Monserado**, beides sind hohe Küsten-Länder. Erstes zeigt zwei, leztes einen Hügel; das übrige Land ist niedrig und holzreich. Drei Seemeilen vom Ufer sind etwa vierzig Faden Tiefe. Von dem leztern kam ein Kahn mit einem **Raboschir**, Hauptmann **Johann Hee**, der sich durch einen alten Hut, eine Matrosenjakke, und eine grosse Menge dikker metallener Ringe an den Fingern und Zähen, von seinen Begleitern unterschied. Er hatte nicht das Herz an Bord zu kommen, denn seine Landsleute waren schon oft von den Schiffern hintergangen worden, und diese hatten sich dann manchmal sehr

grausam dafür gerächt. Dieses hat vermuthlich zu der Sage Gelegenheit gegeben, daß an einigen Orten Menschenfresser wären; welches aber schon deswegen nicht seyn kann, weil sie sonst weder Handel noch Nachbarn gehabt hätten.

Das Mistrauen auf beiden Seiten war Schuld, daß man sich weiter in keinen Handel einließ. Die Negern baten aber um alte Beinkleider, Hemden, Kappen und was sie sonst sahen. Sie machten sich darauf eilig fort, und riefen einander in einem Tone zu, der demjenigen der Fleischer in England gleicht, wenn sie ihr Vieh treiben.

Am 10ten ankerten sie vor Sestos oder Sestro, einem Fluß der etwa halb so breit ist, als die Themse, aber nur eine schmale Einfahrt für Boote an der rechten Seite zwischen zwei Klippen hat, die bei grossen Wellen und Winden sehr gefährlich zu durchfahren sind, da die übrige Mündung mit Sand angefüllt ist. Man kann hier sehr viel Reiß kaufen. Der Fluß ist voller Fische, auch gibt es ziemlich viel Ziegen und Geflügel. Zwar hindert auch die Barre vor der Mündung dieses Flusses das Einlaufen, er ist aber dessen ohngeachtet sehr bequem zum Wassereinnehmen. Der König dieses Landes hieß Pedro, und residirte ohngefähr fünf Meilen von dem Meere den Fluß hinaufwärts. Weil man hier einen Daschi, (Abgabe, Geschenk) erlegen muß, ehe es erlaubt ist, Holz und Wasser einzunehmen, so wird dieses gewöhnlich durch ei-

nen Lieutenant oder Zahlmeister übersandt. Dies geschah auch diesmal. Die Abgesandten, welche dies Geschäfte übernehmen mußten, wurden, als sie in des Königs Stadt kamen, durch einige Hofleute in den gewöhnlichen **Palaverplaz** (Versammlungsplaz, Rathhaus) geführt, um daselbst zu warten, bis sich der König angekleidet hätte, und aus dem Pallast käme, weil er immer öffentlich Audienz gibt. Nach einer Stunde geruhten seine Majestät in Begleitung von hundert nakten Edelleuten, die alle Tabak rauchten, heranzukommen, und vor ihm her ward ein Horn geblasen. Seine Kleidung war sehr altfränkisch; er hatte einen beschmuzten rothen Rok an, der durch das Flikwerk von andern Farben einer Harlekinsjakke ähnlicher gemacht war, als dem Gallakleide eines Fürsten. Ein Neger trug ihm die Schleppe nach, die aber aus nichts anderm, als einem schmalen Stükke Tuch bestand, welches an das Ende des Roks genäht war. Auf seinem Kopfe hatte er eine alte, schwarze, zerzauste Perükke mit einem alten Hute, der um die Hälfte zu klein war, und den er so weit zurükgeschoben trug, daß sein mageres Affengesicht wie eine Vogelscheu darunter heraussah; seine Füsse waren mit beschmuzten Strümpfen und Schuhen ohne Schnallen geziert, und um seinen Hals hatte er eine Kette von wenigstens zwanzig Pfund hängen. Dieser grotesken Menschenfigur fielen die in ihren Feierkleidern aufgepuzten brittischen Abgesandten zu Füssen, und würden wol noch liegen, wenn

sie auf König **Pedro's** Erinnern erst hätten aufstehen sollen. Denn er ließ sie unbekümmert auf den Knieen liegen und dachte an nichts, als an das Geschenk, um welches er inständigst bat. Sie standen aber von selbst auf, und überreichten ihm eine Reiseflinte, zwei Stükke Rindfleisch, einen Käse, eine Flasche Branntwein, ein Duzzend Tabakspfeifen, nebst zwei Duzzend Büklingen. **Pedro** aber, ein grösserer Freund von Geschenken als von Komplimenten, war damit nicht zufrieden, sondern bat sie noch, ihm auch ihre Hosen zu geben; da sie sich aber dazu nicht verstehen wollten, so wurde das Geschenk dennoch angenommen, und die Abgesandten mit einem Glas Palmwein und dem Atte zurükgeschikt, welches der gewöhnliche Gruß ist, wobei sie Daumen und Finger zusammenhalten und abschnappen.

Um dem König einen guten Begriff von ihrer Freigebigkeit beizubringen, puzten sie seinen Sohn **Tom Freemann**, der mit seinem Flageolet uneingeladen zu ihnen an Bord gekommen war, mit einem alten Hute, einer Perükke und Degen aus, und gaben ihm ein Patent auf einem grossen Pergamentblatte, worin sie ihn für einen Herzog von Sestos erklärten; sie hatten sich alle auf dem Patent unterschrieben, und statt des Siegels einen grossen Butterflek hingemacht. Dies gefiel dem Alten so sehr, daß er ihnen zur Erkenntlichkeit einige Ziegen gab, und seinen jüngern Sohn Josee ebenfalls an Bord schikte, dem sie dann den Titel eines

Prinzen von Baxos beilegten. Diese hohen Titel, womit sie seine Söhne beehrt hatten, erwarben ihnen des Königs Gunst in so hohem Grade, daß sie die Erlaubniß erhielten, mit Nezzen in dem Flusse zu fischen, wo sie auch einen ziemlichen Vorrath von Mullets, Schollen, Pumpnasen und Klippfischen *) fiengen. Auch hatten sie die Freiheit, unangefochten durch die Flekken zu gehen.

In einem von diesen Flekken besuchten sie einmal Seine Majestät in einem Pallaste, der ganz nach dem Modelle eines Schweinstalls gebaut zu seyn schien. Der Eingang war ein enges Loch, und führte in den Vorhof, worin einige Hütten standen, welches die Wohnungen der königlichen Weiber waren. Von hier krochen sie durch ein anderes eben so schönes Portal, und fanden endlich den Negermonarchen auf einem offenen Plazze, auf einer Britsche wie eine Schneiderswerkstätte geformt, sizzen, wo er mit einigen häßlichen alten Weibern ganz behaglich Tabak schmauchte, welches hier der Zeitvertreib beider Geschlechter ist. Seine Kleidung und sein komisches Ansehen, wie auch das fremde Wesen der Engländer machte, daß sich beide Partheien anlächelten.

In einer Stadt am Flusse fanden sie einen glän-

*) Mullet (engl.) Meeräsche. (Mugil Cephalus L.) Scholle, Platteis. (Pleuronectes platessa L.) Pumpnase — Stumpfnase? (Cancer grapsus. L.?) — Klippfisch, eine Art Chaetodon. L.

zendgelben Mann; sie erfuhren daß in einer Gegend am Flusse landeinwärts sich noch mehrere dergleichen Leute befänden. *)

Am 18ten Mai verliessen sie wieder den **Rio Sestos**, segelten längs einer niedrigen Küste hin, welche dem flachen Ufer von Holland ähnlich ist, und erreichten in drei Tagen das Vorgebirge **das Palmas**, oder **Palmenkap**. Von da fuhren sie nach **Jaque a Jaques**, **) segelten am 28sten weiter, kamen am 30sten vor **Bassam** oder **Bassau** ***), und am 31sten vor **Assini** †), nachdem sie durch die **grundlose Gegend**, wo man mit dem Senkblei keinen Grund findet, geschiffet waren. Die Einwohner schienen ihnen alle bis zur Goldküste hin sehr Menschenscheu zu seyn.

Am 2ten Junius ankerten unsre Britten an dem Vor=

*) Atkins sezt hinzu, andre Seefahrer hätten ihm auch von solchen glänzendgelben Menschen mitten unter den Negern erzählt; er hält diese Erscheinung für ein grosses Wunder. Diese gelben Menschen sind aber wol nichts anders, als Albinos oder durch eine Art von Aussaz gebleichte Negern. (Wovon noch in der Folge.)

**) Wahrscheinlich derselbe Ort, der auf unserer Karte Schak heißt.

***) Auf unserer Karte Abassan.

†) Richtiger Issini, ein Negerkönigreich, von welchem der folgende Band d. W. eine Beschreibung liefert.

Vorgebirge Apollonia. Das Land wird hier höher, und die Einwohner waren zum Handel sehr geneigt.

Zu Jaque a Jaques trafen sie das Sklavenhändlerschiff Robert von Bristol wieder an, dessen Hauptmann Harding war. Dieser hatte sich zu Sierraleona von unseren Seefahrern entfernt, und daselbst dreissig Sklaven eingekauft, unter welchen auch der Hauptmann oder Kaboschir Tomba sich befand *). Hauptmann Harding erzählte ihnen folgende traurige Geschichte, die sich auf seinem Schiffe auf der Fahrt von Sierraleona hieher zugetragen hatte:

Der Kaboschir Tomba hatte sich acht Tage vorher mit einigen seiner Landsleute zu einem Aufstande gegen die Weissen verbunden. Vorzüglich war ihm hiezu eine Sklavinn behülflich, die ihm einst Abends die Nachricht brachte, daß nur fünf

*) Diesen Tomba traf Atkins schon bei seinem Aufenthalte zu Sierraleona in der Gefangenschaft eines dortigen Oberhaupts an, in welche er durch einen kriegerischen Ueberfall gerathen war. Tomba war nämlich Oberhaupt einiger Dörfer im Innern des Landes; er gerieth wegen des Handels mit seinen Nachbarn am Flusse Nunnez in Streit, schlug sie, und verbrannte ihre Hütten. Darauf riefen sie ihre Nachbarn um Hülfe an, welche den Tomba überfielen, und ihn nach einer hartnäckigen Gegenwehr als Sklaven fortschleppten.

Weisse auf dem Verdekke wären, und wirklich schliefen. Zugleich brachte sie ihm auch einen Hammer, um seine mördrische Absicht damit auszuführen. Diese Gelegenheit, sich in Freiheit zu sezzen, kam ihm erwünscht; Tomba konnte aber ausser der Sklavinn nur noch einen seiner Kameraden überreden, ihm aufs Verdek zu folgen, wo er von den drei Bootsleuten, die er zuerst fand, zwei mit seinem Hammer todtschlug, und den dritten, der durch diesen Lärm erwachte, von seinen Mithelfern aber vestgehalten wurde, auf die nämliche Weise niederstrekte. Die beiden übrigen, die vom Geschrei ihrer unglüklichen Kameraden aufgewekt wurden, wehrten sich so lange, bis auch der Steuermann unten im Schiffe erwachte, und ihnen mit einem Handspieße zu Hülfe kam. Tomba wurde nun übermannt, und sogleich in Eisen geschlagen. Bei ihrer Bestrafung nahm Harding auf die Tapferkeit und Verwegenheit der beiden schuldigsten Sklaven Rüksicht, und ließ sie blos geiseln. Drei andre Mitverschworne aber, ob sie gleich das Herz nicht gehabt hatten, Hand mit anzulegen, wurden zum grausamsten Tode verdammt; ja zwei davon mußten zuvor das Herz und die Leber des dritten Hingerichteten verzehren. Die Sklavinn ließ der barbarische Hauptmann an den Daumen in die Höhe ziehen, und in Gegenwart der übrigen Negern mit Messern bis auf den Tod peitschen *).

*) Beispiele solcher teuflischen Grausamkeit von Euro-

Am 6ten Junius ankerten unsre Britten zu Axim,*) der ersten europäischen Faktorei, die den Holländern gehört, und kamen den Tag darauf nach dem Vorgebirge der drei Spizzen. Die meisten Schiffe legen des Wassers wegen, welches weiter hinauf schwerer zu erhalten ist, hier an, und jedes Schiff bezahlt eine Unze Gold für die Erlaubniß, welches einzunehmen. **Johann Conny**, der damalige vornehmste Kaboschir, dessen Stadt drei Seemeilen westwärts liegt, schikte einen Bedienten mit einem grossen Stok, in dessen goldnem Knopfe sein Name gestochen war, als dem Zeichen der Vollmacht, jenen Tribut einzufordern.

Unsre Britten weigerten sich, diese gewöhnliche Abgabe zu bezahlen, und begegneten dem schwarzen Abgesandten schimpflich. Darauf kam das Negerhaupt **Johann** am folgenden Tag selbst, mit einigen seiner Leute, die sich der Wassergefässe, die am Lande waren, bemächtigten, und zehn bis

---

päern an armen Negersklaven verübt, die ihre verlorne Freiheit wieder zu erhalten suchen, sind leider in der Geschichte der Reisen nach Guinea nur zu häufig! Jeder Fühlende muß vor diesen Gräuelszenen zurükschaudern! — Doch wir werden da, wo wir noch einige Blikke auf den schändlichen Negerhandel werfen müssen, weiter davon sprechen.

*) Akim auf unsrer Karte. (Die weitere Beschreibung dieser Küste und der europäischen Niederlassungen darauf, folgt im X. B. d. W.)

zwölf von dem Schiffsvolke gefangen mit sich nach der Stadt führten. Der Offizier der darunter war, und ihnen den Unterschied zwischen einem königlichen und einem andern Schiffe vordemonstriren wollte, bekam dafür Stösse, und Johann, der etwas englisch konnte, sagte: „Hier bin ich König über mein Wasser, das mich viel Mühe gekostet hat, zu sammeln. Trinket, fuhr er zu den Bootsleuten fort, indem er auf ein Faß Branntwein wieß, und esset, was ich habe; ich weiß wohl, daß ihr den Befehlen eurer Vorgesezten folgen müßt„. — Die Gefangenen mußten nachher mit sechs Unzen Gold, und einem Anker Branntwein ausgelößt werden.

Auf einer Anhöhe dieser Gegend stand das ehemalige brandenburgische Fort *), welches einige Jahre vorher von den Brandenburgern verlassen worden, und dadurch in Johann Connys Besiz gefallen war. Es sind zwischen ihm und den Holländern einige Streitigkeiten darüber entstanden. Leztere gaben vor, sie hätten es gekauft, und schikten im Jahre 1720 ein Bombardierfahrzeug nebst einigen Fregatten dahin, die Uebergabe zu fordern. Johann aber, als ein kühner und listiger Mann, antwortete ihnen: „Weiset mir eine Schrift von den Brandenburgern, worin der Verkauf des Forts umständlich dargethan ist; aber auch dann sehe ich nicht ein, was ihr von mir ver-

*) M. s. oben die Reise des Majors von der Gröben.

langen konnt, als das Geschüz und die Steine; denn Grund und Boden gehört mein, ich hatte ihn nur gegen einen jährlichen Zinns vermiethet; künftig aber bin ich nimmer gesonnen, ihn den Weissen zu überlassen." — Diese Antwort brachte die Holländer auf, sie warfen sogleich Bomben und Steine hinein, und sezten in voller Wut vierzig Mann ans Land, die unter Anführung eines Lieutenants den Ort angreifen sollten. Sie feuerten einigemal ohne Schaden hinein, worauf Johann herausfiel, sie niederhieb, und den Eingang seines Pallasts bald darauf mit ihren Hirnschädeln zierte *).

Dieser Vortheil machte, daß er durchgehends sehr genau auf sein Recht sah, wiewohl er sonst redlich und offen im Handel war.

Nach jener Gefangennehmung ihrer Landsleute besannen sich unsre Engländer eines bessern. Atkins gieng darauf mit einigen Offizieren ans Land, den Negerfürsten Johann Conny freundschaftlich zu besuchen. Die Südwinde machten die Landung sehr gefährlich; sie konnten ihre eigenen Boote nicht dazu gebrauchen, sondern mußten sich Kähne schikken lassen, für die sie ein Akki **) bezahlten. Die

*) Die Geschichte der europäischen Niederlassungen auf der Goldküste folgt im X. B. d. W. etwas umständlicher.

**) Ein Akki oder Achi thut in Gold etwa fünf Schillinge englisch, oder 2 fl. 40 kr. rheinisch. (M. s. oben S. 146.)

Negern verstehen es am beßten, wie man sicher hin und her kommen kann. — Johann empfieng unsre Engländer am Ufer mit einer Wache von zwanzig oder dreissig Mann, welche glänzende Waffen hatten, und sie in sein Haus begleiteten.

Es war ein artiges grosses Gebäude, aus den Materialien jenes erwähnten Forts erbaut. Von aussen hat es eine doppelte steinerne Treppe mit zwölf Stufen, auf dem Boden sind drei gute Zimmer, eins davon ist seine Rüstkammer, das zweite sein Schlafzimmer mit einem Bette darin, das dritte dient Gäste zu bewirthen, denn es ist mit Tischen, Stülen u. s. w. versehen. Der Weg in dieses Haus geht durch zwei Vorhöfe; der äussere hatte Häuser für die Offiziere und Bedienten des Oberhaupts, der innere war ein grosser vierekter Plaz, hatte ein Wachhaus, eine gute Rüstkammer dem Eingange gegen über, nebst Pläzzen für die Wache, wodurch er einigermassen die Pracht der ehemaligen preussischen Befehlshaber dieses Forts nachahmte, bei welchen er einige Jahre gedient hatte. Er wußte sich sehr gut ein Ansehen zu geben, war etwa fünfzig Jahre alt, hatte ein mürrisches Gesicht, und alle Negern, die mit bedektem Haupte giengen, mußten es vor ihm entblössen. Ein Zeremoniel, das er auch von den Brandenburgern erlernt hatte.

Er war gegen unsre Engländer sehr höflich, nachdem sie seinen Gruß mit sechs Schüssen erwie-

dert, und die Wasserstreitigkeiten, so wie ers verlangte, beigelegt hatten. Aus Erkänntlichkeit gab er ihnen die Erlaubnis, in einem Flusse hinter der Stadt zu fischen. Sie waren aber in ihrem Fange nicht glüklich, und hatten nichts zum Mittagsessen. Johann schalt sie noch dazu aus; denn er sagte, das Wasser wäre eines grossen Mannes Fetisch und verdiente Achtung; sie hätten unterlassen ihm ein Daschi zu geben, und daher käme ihr Unglük. Er ließ ihnen auf reinen Schüsseln etwas Kanki, Brod, Butter, Käse, Salz, Palmwein und Bier auftragen, und jeder bekam auch Messer und Serviette. Eine von seinen Weibern saß die ganze Zeit, da er mit ihnen sprach, hinter seinem Stuhle. Sie war schwanger, hatte ein reines Tuch um sich gewikkelt, und war schön gefetischt; das Gold, welches beide theils in Ketten, theils in andern Zierrathen an sich trugen, belief sich gewiß auf acht bis zehn Pfund feines Gewicht.

Da die Britten den Negermonarchen sehr aufgeräumt fanden, so fragten sie ihn, was aus den holländischen Hirnschädeln geworden wäre, die sonst den Eingang seines Hauses geziert hätten? — Ich habe sie, gab er zur Antwort, vor einem Monate mit etwas Branntwein, Pfeifen und Tabak in eine Kiste gelegt, und verscharrt, denn es ist Zeit, daß einmal alle Feindschaft aufhöre.

Sie verehren ihre Todte dadurch, daß sie ihnen einige Lebensmittel, und einige andere Bedürf-

nisse mit ins Grab geben. Auch ist hier der unmenschliche Gebrauch bei den Leichenbegängnissen der Reichen einige Sklaven zu opfern. Johann zeigte ihnen noch die untern Kinnbakken der Holländer. Sie hiengen im Vorhofe an einem Baume.

Johann war im Bestrafen eben so strenge als in Behauptung seines Rechts und in der Eintreibung seiner Gebühren. Einige Wochen vor der Ankunft des Schiffs hatte er einen Mörder, der doch der angegriffene Theil war, und sich vor andern Gerichten mit der Nothwehr hätte entschuldigen können, zum Tode verurtheilt. Des Verbrechers leiblicher Bruder, einer von Johanns getreuesten Dienern, mußte die Hinrichtung in seiner Gegenwart verrichten, welche darin bestand, daß er dem Unglüklichen einen grossen Stein an den Hals band und ihn aus einem Kahne in das Meer stürzte.

Dieser Negerdespot hatte durch Macht und Reichthum den Handel des Orts an sich gebracht, und den Gewinn der Kaufleute auf zwanzig Prozent herabgebracht, an welchem Verlust sie eigentlich selbst Schuld waren, indem immer einer seine Waaren wolfeiler, als der andere geben wollte. Seine Leute gaben noch weniger, denn in dem kleinen Handel, den sie mit den Engländern trieben, bezahlten sie alles in Krakragolde *), woran sie drei Viertheil des wahren Werths verlieren mußten.

*) Ein Krakra ist ein kleines vierektes Stükchen Gold, von einem Gran; diese Goldstükchen kursiren auf dem

Am 14ten Junius verliessen unsre Engländer das Vorgebirge der drei Spizzen, und warfen am 15ten bei **Dixkove** Anker. Dieses ist eine englische Faktorei, so wie **Sukkonda**, **Anamabo**, und andere Oerter dieser Gegenden. Ob sie aber gleich Faktoreien heissen, so sind sie doch nur ganz kleine Niederlassungen, oder vielmehr Komtoire, Handelslogen, deren jede nur von zwei, oft auch nur von Einem Europäer geführt werden. Der Prinzipal dieser Faktore residirt zu **Kap Kors**.

Am 16ten fuhren sie von **Dixkove** wieder weg, und ankerten am Tage darauf vor dem Kastelle von **Kap Kors**, welches das Hauptfort der englisch-afrikanischen Gesellschaft ist. Nebst dem Statthalter, den man Generaldirektor nennt, wohnen daselbst zwei Kaufleute, ein Sekretär, Kaplan, Wundarzt, Faktor, verschiedene Schreiber, Minirer, Künstler, und eine Kompagnie Soldaten. Alle diese Leute haben sehr gut eingerichtete Wohnungen für sich und ihre Sklaven.

Uebrigens aber klagt **Atkins** gar sehr über die ganze Einrichtung dieser Niederlassung, und besonders über den Druk, unter welchem die Unterbeam-

---

größten Theile dieser Küste, wie gemünztes Geld, und dienen den Negern zum kleinen Handel, vorzüglich unter sich selbst. Die Portugiesen sollen die Erfinder dieser Geldsorte seyn. (Allg. Hist. der R. IV. Bd. S. 154.)

ten und Bedienten des Forts zu seiner Zeit standen. Er sagt, ausser den obersten Beamten, welche alle Gewalt allein in Händen haben, besteht die ganze Faktorei aus lauter Leuten die von dem Statthalter, wie seine Sklaven behandelt werden; er bestraft sie nach Belieben mit Geld, Gefangenschaft, oder mit dem Esel. Zu dieser strengen Behandlung kömmt noch ein sehr geringer Gehalt, der kaum gegen das Verhungern schüzt. Die Besoldungen scheinen zwar ansehnlich, sie werden aber alle in **Krakra** ausgezahlt, einer schlechten Geldsorte, die nur unter den Negern dieses Küstenstrichs kursirt, und wofür sie sich nichts von den Schiffen einkaufen können. Dies ist aber ein Vortheil für die Gesellschaft; denn dadurch nöthigen sie die jungen Leute bessere Geldsorten von derselben zu erborgen, bringen sie auf diese Art in Schulden und zwingen sie desto länger in den Diensten der Gesellschaft zu bleiben, weil sie nicht eher fortgelassen werden, als bis alles bezahlt ist. Wenn einer zu klug ist, um Schulden zu machen, so schreibt man ihm boshafter Weise ein Versehen in der Verwaltung der anvertrauten Güter zu, den er sodann durch verlängerte Dienstjahre wieder ersezzen muß.

Die meisten dieser armen Leute waren bei Atkins Anwesenheit mager, blaß von Gesicht und überhaupt ganz muthlos. Die Hauptursache ihrer Magerkeit ist die Seltenheit der Lebensmittel; denn sie können auch für Geld nichts als Plantains, kleine Fische, wälsch Korn und Kanki auf dem Mark-

te kaufen. Dies leztere wird von den Negern gesotten, die Engländer bakken es. Eine magere Ziege kostet manchmal fünf Akkis, (10 fl. rhein.) ein Papagai, eine Ente oder ein paar Hünchen einen Akki!

Die armen Unterbedienten des Forts mußten also damals sehr elend leben, da ihnen die Theurung den Ankauf der nöthigen Lebensmittel erschwerte! *) Atkins erzählt wirklich ein Beispiel von einem jungen Menschen, der zu seiner Zeit daselbst verhungerte.

Der despotische Generaldirektor oder Statthalter fühlte aber nichts von all diesem; er hatte Geflügel und Vieh, und einen Küchengarten, dessen Nuzzung ihm allein gehörte. Auf die Zeit seines Hierseins hatte er eine Mulattinn geheurathet, und

*) Bosmann sagt (in seiner Beschreibung von Guinea, S. 49.) Die Soldaten und Unterbedienten auf Kap Kors sähen aus wie Gespenster, weil sie, von den Oberbedienten angereizt, all ihren Sold in Punsch versaufen, und dann hungern müssen. Die Oberbedienten haben ihren Vortheil dabei, weil sie ihnen den Punsch theuer verkaufen. — Römer, der in neueren Zeiten in dieser Gegend war, sagt (in seinen Nachrichten von Guinea S. 36.) die Engländer hielten alle ihre Leute sehr gut. — Ein Mehreres wird in der Folge noch davon gesprochen, wo wir die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand der europäischen Niederlassungen auf der Goldküste kurz beschreiben werden.

vier schöne Kinder mit ihr gezeugt, die er selbst nach seinen Grundsäzzen erzog; die Frau selbst aber blieb vest bei ihren Sitten und Gewohnheiten, kleidete sich nicht anders, als nach Negerart und ließ sich nicht von ihrem Nazional-Aberglauben abbringen, ob sie gleich bisweilen ihren Gatten in die Kapelle begleitete. Auch konnte er nie das Versprechen von ihr erhalten, daß sie mit ihm nach England zurükkehren wollte. Er selbst, zwar ein Mann von vielem Verstande, war doch so schwach, sich von ihr zu allerlei Aberglauben verleiten zu lassen. Er trug Fetische am Hals, und als er, während Atkins daselbst weilte, krank ward, so nahm er lieber seine Zuflucht zu den aberglaubischen Hülfsmitteln der Negern, als zur vernünftigen Arzneikunst.

Uebrigens war dieser Generaldirektor ein treuer, thätiger und eifriger Diener der brittisch-afrikanischen Gesellschaft; und erhielt sich gegen den holländischen Statthalter zu el Mina in Ansehen, mit welchem er oft Streitigkeiten wegen des Handels hatte.

Atkins hielt sich einige Zeit im Kap Kors-Kastelle auf, ohne daß er Ursache hatte, sich über das Betragen des wirklich sehr stolzen Generaldirektors zu beklagen. Er fuhr dann mit seiner Schiffsgesellschaft die Küste weiter hinab. Ihre Absicht war, den Handel zu dekken und die Seeräuber zu verjagen. Am 4ten Julius ankerten sie zu Whidah (Fidah oder Schudah). Die Küste geht hier

in gerader Linie ohne Meerbusen und Baien fort, ist dik mit Bäumen besezt, und hat überall ein Ufer voll Brandungen.

Ehe sie Akra erreichten, kamen sie bei einem hohen Berge vorbei, den Einige wie einen feuerspeienden Berg rauchen gesehen haben wollten. Deswegen, und weil er ganz voll wilder Thiere ist, nennt man ihn den Teufelsberg. Sehr gefährlich für Reisende ist die ausserordentliche Menge Affen dieser Gegend, wovon einige fünf Fuß lang sind; auch Meerkazen gibt es hier, welche die einzelnen Reisenden anfallen, und sie bis an's Wasser treiben, vor welchem sich diese Thiere aber ausserordentlich fürchten.

Sie verliessen Whidah am 20sten darauf, und kamen am 28sten bei der Prinzeninsel an, welche bekanntlich damals den Portugiesen gehörte. *) Bei ihrer Annäherung trafen sie täglich häufige Wallfische, Drescher und Petrels. **) Sie reinigten hier ihre Schiffe; da sie aber alle dicht beisammen staken, so mußten sie sowohl wegen der Arbeit und Hizze, als auch wegen des unordentlichen Lebens der Bootsknechte sechs Wochen hinter einander, täglich drei bis vier Mann begraben. Die Seeleute geriethen hier in Ausschweifungen, weil die Mittel dazu wolfeil waren, und die Zelte die beßte Gele-

*) Seit 1778 ist sie spanisch.

**) Petrel nennen die Franzosen und Petteril die Engländer den Sturmvogel (Procellaria. L.)

genheit an die Hand gaben. Der Palmwein verursachte ein bösartiges Fieber, so daß sie in Zweifel standen, ob sie ohne Verstärkung aus England sicher fortsegeln könnten oder nicht. Der **Weymouth** konnte seinen Anker gar nicht, und die **Schwalbe** nur mit Schwierigkeit aufwinden. Atkins hielt es aber als Wundarzt für besser, selbst in diesen mißlichen Umständen die Reise fortzusezzen; denn da sie durch Fortsezzung ihrer Reise den Ursachen ihres jezzigen Ungemachs, nämlich der Windstille, Hizze und dem unordentlichen Leben entgiengen, so war vorauszusehn, daß die Kranken entweder sich bessern oder sterben würden, wodurch dem Anstekken der Krankheit Einhalt geschähe. Sie giengen unter Beistand einiger Leute von einem holländischen Schiffe, das so eben hier eingelaufen war, unter Segel. Das Fieber verwandelte sich nun bei vielen wahrscheinlich aus Mangel an Nothwendigkeiten in einen heftigen Durchfall. Der **Weymouth**, der zweihundert und vierzig Mann aus England mitgenommen hatte, zählte am Ende der Reise hundert und acht Todte in den Büchern.

Am 20sten August verliessen sie die Prinzeninsel und ankerten am 28sten darauf zu St. Thomas, (einer portugiesischen Linien-Insel) etwa eine Seemeile von dem Forte, das linker Hand an der Spizze der Bai liegt. Dies ist die vornehmste von den drei portugiesischen Inseln auf dieser Küste. Schweine und Vögel sind hier ausserordentlich wolfeil.

Unsere Britten trafen hier einen Landsmann, für welchen ihre Ankunft ein grosses Glük war. Rowry, der Meister oder Führer eines kleinen Kauffartheischiffs von Bristol lag hier, von seinen aufrührischen Leuten zum Gefangenen gemacht. Diese handelten schon mit dem portugiesischen Statthalter, der keine Gelegenheit zur Befriedigung eines Eigennuzzes aus den Händen ließ. Rowry, den seine Leute zuvor äusserst bei ihm angeschwärzt hatten, fand nun wieder das ihm vorher verweigerte Gehör und Gerechtigkeit. Da er aber kein Mittel sah, wie er Leute erhalten sollte, seine Brigantine in dieser Gesellschaft mit fort zu bringen; so war er genöthigt, sie nebst der Ladung dem Statthalter in einem wolfeilen Preisse zu überlassen; er gieng dann mit unsern Seefahrern nach Kap-Korse, von wo er mit Dank erfülltem Herzen für seine Rettung nach Hause reiste, um seinen Rhedern Bericht und Rechnung abzulegen.

Unsre Kreuzfahrer brachten fünfzehn Tage auf der Reise von dieser Insel bis an die Goldküste zu; und als sie dieselbe wieder verliessen, so wandten sie sich rechter Hand westwärts, in der Absicht so sehr sie könnten windwärts zu gehen, damit sie, im Fall ein Seeräuber an der Küste seyn sollte, denselben unter dem Winde hätten. Am 20sten kamen sie an das Vorgebirge Apollonia, und ankerten am 23sten zu Axim, nachdem sie in ihrer Fahrt regnigtes Wetter gehabt hatten. Am 24sten kamen sie an das Vorgebirge der drei Spizzen.

Am 30sten reisten sie wieder weiter, und kamen den Tag darauf nochmals zu Kap Kors an, wo sie erfuhren, daß die Seeräuber unter Roberts Anführung auf der ganzen Küste hinunter grossen Unfug verübt, und alle Schiffe geplündert hätten; jezt aber glaubte man, sie seien fortgesegelt, weil man eine Zeit her keine Nachricht mehr von ihnen hatte. Da sie sich also sicher glaubten, so theilten sie den Vorrath, der ihnen aus England hieher geschikt worden war, und verliessen den Weymouth, welcher nicht mehr im Stande war, seine Anker zu lichten. Die Schwalbe ging windwärts und wiederholte in einer Kreuzfahrt von einem Monate ihre Besuche zu Sukkonda, Dixkove, Akquedah, dem Vorgebirge der drei Spizzen, Akim, dem Vorgebirge Apollonia, Assini, Bassam, Jaque a Jaques u. s. w. Ihre Absicht war, die Handlung in Scherheit zu sezzen, den Schiffen, worauf Krankheit herrschte, Veränderung der Luft zu verschaffen, überall Nachrichten einzuziehen, und ihr Schiff durch Erkaufung von Sklaven, und Pressen der Leute von Kauffartheischiffen zu bemannen.

Zu Sukkonda kielten und reinigten sie ihr Schiff, und erfuhren zu Dixkove durch den Carlton, daß die Soldaten die unter ihrer Bedekkung zum Dienst der afrikanischen Gesellschaft an die Gambia gebracht worden, einen Aufstand wider einen ihrer Offiziere den Hauptmann Massey erregt hätten, weil sie

über

über die Kaufleute misvergnügt gewesen seien, die sie mit Essen versorgen sollten; sie hätten die Kanonen vernagelt, und sich auf ein Schiff, das volle Glas genannt, begeben, und wären mit dem Unterbootsmann Georg Lowther, und einigen Schiffsleuten in die See gegangen *).

Auf dem Vorgebirge Apollonia fanden sie keinen von ihren alten Bekannten mehr. Die Königinn hatte sich mit ihren Leuten genöthigt gesehen, nach Assini (Issini) zu flüchten. Wahrscheinlich hatten die Santis oder Assantis, (eigentlich Assianter), die hinter dem Vorgebirge Apollonia wohnen, durch Rauben und Plündern aufgebracht, sie aus ihren Wohnungen getrieben, ob sie schon sagen, sie hätten es auf Antrieb des Johann Conny gethan. Sie fanden sie also zu Issini mit Zubereitungen zur Rache beschäftigt. Unsre Engländer verkauften ihr alles Gewehr, das sie entbehren konnten, um einen sehr guten Preiß, und bekamen für einen jeden Feuerstein einen grossen Vogel. Die Negern dieser Gegend sind so beherzt im Kriege und Handel, als nur irgend eine schwarze Nazion es ist.

Am 6ten Januar 1722 warfen sie zu el Mi-

*) Im III. B. d. W. S. 76. ist diese nämliche Geschichte nach einer andern, vermuthlich zuverlässigern Angabe etwas anders erzählt. Dort heißt es nämlich, Hauptmann Massey sei selbst der Anführer dieser Empörung gewesen.

na Anker, welches der holländisch-afrikanischen Gesellschaft vornehmstes Fort ist, und am folgenden Tage kamen sie wieder zu Kap Kors an, welches sie am 10ten abermals verliessen, um die Seeräuber zu verfolgen; weil der Statthalter Nachricht bekommen hatte, daß dieselben nahe bei Axim wieder ein Schiff weggenommen hätten.

Roberts, der Seeräubergeneral hatte durch einen kühnen Streich, den er im August vollbracht hatte, alle Handelsschiffe in Furcht gesezt. Die Kriegsschiffe wurden daher bei ihrer Kreuzfahrt oft mit der Nachricht getäuscht, daß selbige wieder windwärts wären, welches sie hin und her zu fahren nöthigte. Als sie aber immer Widersprüche darin fanden, so begaben sie sich nach ihrem Sammelplaz auf die Rhede von Kap Kors. Sie waren aber kaum eingelaufen, so hörten sie, daß die Seeräuber einige Seemeilen davon ein Schiff weggenommen und Grausamkeiten verübt hätten. Diese Barbaren waren gut mit Mannschaft versehen, und hatten durch diese doppelte Unternehmung ihre Zahl stark vermehrt. Dessen ohngeachtet entschlossen sich unsre Britten ihnen nach Whidah zu folgen, welches nach Kap Kors der Hauptplaz für sie war, um Beute zu machen. Sie trafen am 15ten Januar daselbst ein, und erfuhren, daß die Seeräuber eilf Schiffe geplündert hätten. Am 19ten sezten sie die Verfolgung fort, und kamen am 29sten wieder vor die Prinzeninsel, wo die Portu-

giesen nichts von diesen Nachrichten wußten. Am ersten Februar ankerten sie an der Mündung des Flusses Gabon, wo sie auch nichts fanden, und von da giengen sie am 3ten nach dem Vorgebirge Lopez. Bei ihrer Ankunft entdekten sie sogleich drei Raubschiffe, die in der Bai vor Anker lagen. Eines davon, das sich tollkühn an sie wagte, wurde noch vor Nacht von ihnen erobert. Am 10ten kamen sie wieder an das Vorgebirge, und trafen die Gesellschaft der Prise ganz ruhig in der Bai an. Beim Vorrükken der Kriegsschiffe entfiel den Seeräubern aber der Muth; sie kappten voll Furcht ihre Taue, und sezten ihre Segel aus; die schwarze Flagge wurde aufgestekt, und sie ergaben sich nachdem sie nur eine einzige Lage bekommen hatten, ohne daß der Schwalbe nur der geringste Schaden wäre zugefügt worden.

Sie hatten schon bei dem ersten Feuer ihren Anführer Roberts, der in den Hals geschossen ward, verloren; dies machte sie muthlos, und ihre Trunkenheit und Unordnung erleichterten unsern Britten den Sieg über diese sonst so verwegenen und beherzten Räuber.

Am 12ten Februar ankerten sie in der Bai des Vorgebirgs Lopez, und bekamen daselbst das dritte Raubschiff, welches von seinen Leuten verlassen worden war, damit sie sich auf dem übrigen desto besser vertheidigen oder retten möchten. In diesen drei Schiffen fanden sie dreihundert Engländer,

sechs und siebenzig Negersklaven, viele Waaren, und was ihre Augen am meisten auf sich zog, etwa acht bis zehn tausend Pfund Goldstaub. Diese ganze Beute wurde durch eine sehr parteiische Begünstigung bei ihrer Zurükkunft ihrem Oberbefehlshaber allein zugesichert.

Die Menge der Gefangenen war ihnen auf ihrer sechswöchentlichen Reise sehr beschwerlich, weil sie besorgen mußten, die Furcht vor dem Strange möchte die tollkühnen Räuber zu einem verzweifelten Mittel reizen, ihre Freiheit zu erhalten. Sie unterliessen wirklich auch nicht, einige tolle Entwürfe zu diesem Ende zu schmieden; aber sie mislangen, und unsre Britten kamen am 18ten Februar glüklich wieder zu **Kap Kors** an. Man machte daselbst den Bösewichtern sogleich den Prozeß; einige wurden gehangen, andere freigesprochen. Während ihres Aufenthalts auf der Rheede besuchten einige Offiziere den Herrn **Buttler**, Generaldirektor der Holländer zu **St. George el Mina**, drei Seemeilen windwärts. Er empfieng sie sehr freundschaftlich, besonders, weil er als gebohrner Engländer die ganzen achtzehn Jahre hindurch, die er auf dieser Küste schon zugebracht hatte, nur selten, und am Ende gar nicht mehr von seinen Landsleuten war besucht worden. Seine Tafel war sehr kostbar, und er traktirte besonders reichlich mit vielerlei ausländischen Weinen; sechs Negersklaven, jeder mit einer goldenen Kette um den Hals, hat-

ten dabei die Aufwartung. Nach der Tafel beschenkte er jeden von ihnen mit einem goldenen Ringe, der im Lande gemacht war, um sich, wie er sagte, seiner bei dieser Kleinigkeit zu erinnern, und zeigte ihnen nachher sein grosses und wohlversehenes Waarenlager. Den Nachmittag brachten sie in einem Sommerhause im Garten zu, und gegen Abend gaben ihnen seine Offiziere bis nach dem Boote das Geleit. Sie wurden noch überdies mit brasilischem Zukker beschenkt, und beim Abstossen mit neun Kanonenschüssen begrüßt. Im englischen Kastelle begegnete man ihnen aber nicht mit so viel Gastfreundschaft.

Am ersten Mai verliessen unsre Britten das **Kap-Kors-Kastell**, um nach Westindien zu segeln, und von da, nach glüklich vollbrachtem Streifzuge, nach England zurükzukehren. Atkins ward auf dieser Rükreise zum Schiffszahlmeister gemacht, welches ihm nicht angenehm war. Man hatte aber sonst Niemand, der diese Stelle versehen konnte.

Die beiden Kriegsschiffe fuhren zuerst nach **Whidah**, wo sie einen von **Rowry's** aufrührischen Schiffleuten antrafen und wegnahmen. Er schnitt sich aber aus Furcht vor der Strafe die Kehle ab. — Von da segelten sie am 5ten darauf nach dem Vorgebirge **Lopez**, um daselbst Holz und Wasser einzunehmen, und dann nach Westindien zu gehen; sie erreichten am 26ten dies Kap. Es hat eine sichere und angenehme Bai, in wel-

cher sie in zwanzig Faden ankerten. Sie hatten das Vorgebirge Nordwest gen Nord, den Wasserplaz Süd gen Ost, und waren von jedem anderthalb Meilen entfernt. Beim Einlaufen hatten sie das Vorgebirge Südwest, um die Sandbank zu vermeiden, die auf den Karten unter dem Namen der Franzosenbank angezeigt ist, und etwa anderthalb Seemeilen Nordnordost von dem Vorgebirge liegt; dieses Vorgebirge ist niedrig und steil, aber voller Bäume.

Die Einwohner dieser Küste sind sehr gutartig, und es verkauft nie einer den andern. Sie sind sehr furchtsam, und wohnen deswegen etwas von der See ab, auch wagen sich wenige auf ein Schiff, wahrscheinlich weil sie schon sehr oft von Europäern betrogen worden sind.

Viele haben europäische Namen, und sind ausserordentlich vergnügt, wenn sie von Europäern an Kindesstatt angenommen werden.

Wenn sie zum Handeln kommen, so hat jeder Haufe einen Führer, der sich dadurch hauptsächlich auszeichnet, daß er europäische Kleider trägt, oder doch in seiner Kleidung die europäische Tracht nachahmt. Gewöhnlich hat er einen abgeschabenen Hut, oder eine alte Perükke auf, oder ein Paar beschmuzte Beinkleider an, so daß er in diesem Anzuge weit lächerlicher, als seine nakten Kameraden aussieht.

Einer von ihnen Namens Jakob, hatte den Titel eines Königs angenommen, ohne zu wissen was derselbe bedeutete; er kam in einem äusserst

komischen Anzuge an Bord der Schwalbe. Er hatte nämlich eine alte Bootsknechtsperükke auf, wovon das Unterste zu oberst stand, ein halbes Paar Hosen, eine Jakke, Hut u. s. w. Dessenohngeachtet erwiesen ihm die Andern viel Ehrfurcht; denn wenn er trank, so hielten allemal zwei ein Tuch vor sein Gesicht, damit man ihn nicht sehen konnte. Dieser Gebrauch zeigt eine grosse Ehrerbietung an*). Als aber Jakob und seine Gesellschaft betrunken waren, denn sie tranken nichts als grosse Gläser mit Branntwein, so wurde diese Ehrenbezeugung bei Seite gesezt, und zu noch grösserm Unglük sahen der König und seine Begleiter ihre Hütten auf dem Lande in Flammen stehen.

Die Veranlassung dazu war diese. Das Schiff hatte am 29sten Mai das brittische Fest gefeiert, und dabei alle Flaggen wehen und einige Kanonen abbrennen lassen. Dieses legte ein anderes Negeroberhaupt auf dem Lande als eine Ehrenbezeugung für den anmaßlichen König Jakob aus; er bemächtigte sich daher aus Neid seines Hauses, seiner Weiber und Daschis, trank ihm allen Branntwein aus, aß seine Lebensmittel auf, prügelte seine Leute tüchtig ab, und zündete noch zulezt seine beiden Häuser an. Am andern Morgen, als sich das Räthsel auflöste, war aller Zorn vorbei, und beide wurden wieder gute Freunde.

*) Eine Sitte, die sonst auch in Südafrika zu Hause ist, wovon wir in der Folge noch weiter sprechen werden.

Die Negern dieser Gegend sind mit dem Feuergewehr sehr wenig bekannt, weil sie fast gar keinen Handel treiben. Ihre Waffen sind Spiese, Pfeile und Käulen. Ihre Kriege sind auch gar nicht mördrisch. Werden ihrer sechse in einer Schlacht erlegt, so gilt sie für eine sehr blutige.

Am 5ten Junius verliessen unsre Britten das Vorgebirge **Lopez (Lobo Gonsalvo)**, und bekamen die Insel **Annobon** *) zu Gesicht. Am ersten Julius erreichten sie das Vorgebirg **St. Augustin** in Brasilien, welches eine portugiesische Pflanzstadt ist, und ankerten am 4ten in der Rhede von **Fernambuko**, welches nach **Bahia** der gröste Handelshaven von Brasilien ist. Am 12ten darauf verliessen sie dieses Land wieder, weil sie bemerkt hatten, daß die Winde beständig heimwärts wehten, auch an Stärke zunahmen und gefährliche Wellen auf der Rhede erzeugten. Am 3ten August ankerten sie in **Carlislebai** auf **Barbados**, wo sie Lebensmittel einnahmen. Am 23sten desselben Monats langten sie zu **Portroyal** auf Jamaika an, wo die **Schwalbe** eine Woche zuvor angekommen war; einige Tage darauf trieb der Sturm das eroberte Seeräuberschiff ans Land, riß die Masten weg und richtete noch andern grossen Schaden an, so daß sie sich hier sechs Monate wegen der Ausbesserung desselben aufhalten mußten.

---

*) Das heißt: Gutes Jahr — weil sie von den Portugiesen am Neujahrstage entdekt worden ist.

Am 1sten Januar 1723 verliessen sie Port-royal, und ankerten an den Kays. Am 7ten Februar verliessen sie die Kays, und hatten sechs oder sieben Tage bis nach Portmorant nöthig, um die Fahrt windwärts zu thun, wo alsdann die Fahrt gewonnen ist, weil der Wind von Hispaniola das Wasser ebenet, und der beständige Wind sehr vortheilhaft in die Flaggen wehet. Sie hatten aber beinahe vier Tage lang Windstille. Am 17ten entdekten sie die kleine Insel Novasia, *) wo die Einwohner von Jamaika Guanas **) tödten.

Am 19ten liefen sie in Donna Maria Bai am Westende von Hispaniola ein, wo sich besonders die königlichen Schiffe aufhalten, um Holz und Wasser einzunehmen. Unsre Britten füllten hier ihre Wassertonnen in einem Thale, eine Seemeile südwärts von den beiden braunen Klippen, wo das Wasser sehr gut ist, ausgenommen, wenn die Winde die See über die Barre treiben. Es sind auch noch zwei andere Plåzze bei diesen Klippen, die nicht so leicht überschwemmt werden. Sie kauften hier einiges Schweinefleisch von zwei Jägern, die nach Klein Guavas gehörten.

Am 26sten in der Nähe der Insel Heniago ***) hatten sie einen immerwährenden Wind der Ost

---

*) Navaza, eine ganz kleine Insel zwischen Jamaika und Hispaniola.

**) Eigentlich Iguanas oder Leguana, eßbare Eidexen.

***) Inagua, nordwärts von Hispaniola.

halb Nord war. Am 28sten sahen sie die Klippen, die man Schweinställe nennt. Gegen Mittag kamen sie rund um die Aklins Kaye *) herum, die sehr hoch aus dem Wasser hervorragen, und erreichten noch vor Abend Crooked oder Welleiland.

Von sechs und zwanzig bis sieben und dreißig Grad nördlicher Breite, trafen sie häufig Golfogesträuche um das Schiff herum schwimmen, welches sich aber nach und nach verminderte. Man nennt es so, weil man versichert ist, daß es von den Sandbänken von Florida herkömmt; es wird drei bis vierhundert Seemeilen nordöstlich von dem festen Lande gegenüber gefunden. Dieses ist ein Beweis daß ein unmerklicher Strom in diesen Breiten streicht.

Nordwärts der Bermuden wurden die Winde veränderlich, und immer stärker. Im acht und sechzigsten Grade hatten sie einen heftigen Wind Nordwest, der sie vierzehn Tage lang ihre Fokſegel einzunehmen nöthigte; die See gieng dabei so hoch, daß sie das Wasser mit Tonnen aus dem Hintertheile schöpfen mußten.

Endlich langten unsre Britten nach vielen überstandenen Mühseligkeiten im April 1723 glüklich in England an. —

*) Kleine unbewohnte felsichte Inseln, oder hohe Klippen.

VII.

Des Ritters des Marchais französischen Schiffskapitains Reise nach Guinea.

In den Jahren 1725, 1726 und 1727.

Der Ritter Des Marchais, ein sehr erfahrner französischer See-Offizier hatte schon vorher mehrere Reisen nach Guinea gemacht, als er im Jahr 1724 das Kommando über das französische Kompagnie-Schiff, die Expedizion erhielt, und beordert ward, mit demselben abermals eine Fahrt nach Guinea zu unternehmen.

Auf dieser Reise hatte er nun Gelegenheit, seine schon vorher gesammelten Bemerkungen über diesen Küstenstrich, über die Lage und natürliche Beschaffenheit seiner einzelnen Theile, über die Lebensart, Sitten, Gebräuche und Meinungen der Einwohner, über den Handel u. s. w. zu berichtigen, zu ergänzen, zu vermehren. Er verstand das Seewesen vollkommen, war ein wachsamer und sorgfältiger Befehlshaber, und wußte durch sein Betragen die Liebe und Freundschaft der Negern zu gewinnen.

Dies alles gibt seinen von Guinea eingesammelten, besonders ausführlichen Nachrichten einen hohen Werth.

Der um die Erdkunde so verdiente Pater Labat machte nach der Rükkunft unsers Ritters von dieser seiner merkwürdigen Reise nach Guinea Bekanntschaft mit ihm, erhielt von ihm seine Tagebücher und gesammelten Beobachtungen, die er schon zu

Papier gebracht hatte, und Labat ordnete dann diese wichtigen Papiere, und gab sie — wahrscheinlich mit Zusäzzen aus andern Schriftstellern — im Jahre 1730 zu Paris mit Kupfern und Karten in vier Duodez- (oder Klein-Oktav-) Bänden heraus *). Die Karten zeichnete d'Anville, die übrigen Kupfer wurden nach des Des Marchais eigenen Zeichnungen gestochen.

Die Reisebeschreibung des Ritters Des Marchais von Guinea, füllt die zwei ersten Bände dieses schäzbaren Werkes, (die zwei leztern betreffen Kayenne) und enthält sehr genaue, ausführliche und merkwürdige Nachrichten von dieser weiten Küste.

Wir wollen hier (wie es auch schon die Herausgeber der allg. Hist. d. Reisen im III. B. gethan haben) die eigentliche Reisegeschichte oder das Tagebuch des Ritters von seinen Reisebemerkungen, oder Länder- und Völkerbeschreibungen trennen, um jener in kurzem Auszuge hier ihre Stelle anzuweisen, und diese, die dem Geographen noch immer wichtig sind, zu der im nächsten Bande d. W. folgenden allgemeinen Beschreibung von Guinea zu benuzzen suchen.

*) M. s. im VII. B. d. W. S. 22 und 23. — Ich besizze die Amsterdamer Ausgabe von 1731 — und zitire also nach dieser.

Des Ritters Des Marchais
französischen Schiffskapitains
Reise nach Guinea.

In den Jahren 1725, 1726 und 1727.

(Im Auszuge.)

Am 6ten August 1724 verließ der Ritter Des Marchais, als Kapitän des Kompagnieschiffes die **Unternehmung** (Expedition) den Haven von Havre de grace, wo er Hanf geladen hatte. Eine Windstille nöthigte ihn, sich von vier Schaluppen bis vor die Havendämme hinausbogsiren zu lassen. Ein schwacher und veränderlicher Wind, den er dann traf, zwang ihn zu laviren, bis er die grosse Rheede erreichte, welche etwa zwei Stunden von der Stadt entfernt ist. Hier ankerte er bei zehn Faden Wasser in Kiesgrund. Er wollte da die zurükgebliebenen Matrosen von seiner Equipage erwarten. Ein verdrüßlicher Umstand für die Schiffskapitaine! Sie mögen so klug zu Werke gehen, als sie wollen, um ihre Mannschaft zusammen zu halten, so stehlen sich doch immer Einige weg — besonders solche, die noch etwas von ihrem Vorschusse übrig haben — um den Rest ihrer Baarschaft im Haven vollends zu verzehren, ehe

sie an Bord gehen. Es scheint ihnen Gewissenssache zu seyn, daß sie jeden Heller ihres Gelds den Schenkwirthen zurüklassen müssen — oder glauben sie vielleicht, daß die Paar Thaler, die sie etwa noch mit an Bord brächten, das Schiff sinken machen würden? — Genug, sie verlassen den Haven nicht eher, als bis Alles vertrunken ist, und dann lassen sie sich ganz leicht und frohen Muths von ihren Zechbrüdern in Böten dem Schiffe nachführen, das sie jezt noch so gerne besteigen, da sie nichts, als ihre Armuth mitbringen.

Unser Ritter, mußte also mit aller Bangigkeit eines Mannes, der die Gefahr seiner Lage kennt, auf dieser ungestümmen Rheede die Matrosen erwarten, die noch in den Trinkgelagen herumtaumelten. Weder sein Lösen der Kanonen, noch das Aufstekken der Abfahrtsflagge vermochte, sie an Bord zu bringen. Das Meer ward inzwischen so ungestümm, daß der Kapitän sich entschloß, wieder in den Haven zurükzukehren. Schon hatte er die Dämme wieder erreicht, als die Zauderer endlich kamen, und da der Wind sich dann erhob, so konnte er endlich am 8ten August wirklich unter Segel gehen.

Die ganze Fahrt durch den Kanal war mit vielen Beschwerlichkeiten verknüpft; der Wind war unsern Seefahrern immer zuwider; bald tobte der Sturm, bald ward es wieder gänzliche Windstille. So stiessen sie auf sieben Schiffe, die vom Ozean

herka=

herkamen, und übel zugerichtet waren. — Am 14ten August erreichten sie die Insel **Ouessant***), welche sie vermeiden mußten, um nicht an ihren Klippen zu scheitern. Diese Insel hat nur etwa drei Stunden im Umkreis; um sie her liegen mehrere kleinere felsichte Inselchen. Sie ist ziemlich wol bevölkert; ihre Einwohner, lauter Fischer, wohnen aber nur in einigen geringen Dörfern; ausser diesen findet sich noch ein altes Schloß auf der Insel, wohin die Einwohner flüchten, wenn Korsaren oder andre Feinde sie bedrohen. Sie haben auch einen kleinen, bequemen Haven, der aber für Schiffe, die nur etwas beträchtlich sind, zu seicht ist.

Am 16ten glaubten sie sich in der Nähe der äusserst gefährlichen Inseln **Glenan** und **Pemark**; sie bekamen sie aber wegen des dikken Nebels nicht zu Gesichte. Dieser hielt auch am folgenden Tage noch an, so daß man vom Hintertheil das Vordertheil des Schiffes nicht sehen konnte. An diesem Tage, nämlich den 17ten August erreichten sie endlich die Insel **Grouais**, welche vor der Mündung des Flusses **Blavet** liegt **), und beinahe

*) An der Westküste von Bretagne, auf der westlichsten Spizze von Frankreich.

**) An diesem Fluſse lag die Stadt Blavet, welche abgebrochen worden ist; aus ihren Trümmern entstand die kleine bevestigte Stadt und Haven Port Louis, welche an der Mündung jenes Flusses liegt, und von ihrem Erbauer Ludwig XIV. den Namen hat. Die-

ganz mit Klippen umgeben, die zwar den Schiffen das Landen äusserst gefährlich machen, aber auch den Einwohnern sehr vortheilhaft sind, weil sie daselbst die Meeraale *) in grosser Menge fangen, und einen beträchtlichen Handel damit treiben. Dieser Fang ist aber beschwerlich, und sogar gefährlich; denn der Meeraal hat starke und scharfe Zähne, mit welchen er heftig beißt, und was er einmal gepakt hat, das läßt er nicht so leicht wieder los. — In einiger Entfernung von dieser Insel ist ein guter Ankerplaz.

Unsre französischen Guineafahrer liefen darauf in den Haven von L'Orient **) ein. Dieser Ort war der französich = indischen Kompagnie im Jahre 1666 von dem Könige eingeräumt worden. Hier waren der Waffenplaz, das Zeughaus und die grossen Haupt-Magazine dieser Handelsgesellschaft —

ser Ort gehört zum Departement des Morbihan, nach der jezzigen Eintheilung von Frankreich.

*) Der Meeraal (franz. Congre, engl. Conger-Eel — Muræna Conger. L.) ein Fisch aus dem Geschlechte der Aale, welcher grösser ist, als der gemeine Aal. Man fängt besonders die jungen Meeraale sehr häufig; denn mit Essig und Senf sind sie ein Lekkerbissen. Von Johannis bis Michaelis wird darum an den Küsten von Bretagne ein ordentlicher Aalfang angestellt.

**) Auch im Departement von Morbihan, eine sehr bekannte kleine Seestadt, deren Haven im J. 1784. zu einem Freihaven erklärt worden ist. Von hieraus wird noch immer ein starker Seehandel getrieben.

und alles dies war in der schönsten Ordnung. Jedes Schiff legt vor den Magazinen an, wo es ein- und ausladen soll, und wann dies geschehen ist, darf es nur auf günstigen Wind warten, um zu seiner Bestimmung zu eilen.

Die Unternehmung war zu Havre de Grace ausgebessert und gekalfatert worden; sie durfte also hier nur ihren Hanf ausladen, und die Waaren einnehmen, deren sie zum Sklavenhandel benöthigt war.

Diese Waaren sind immer einerlei, nur in der Menge verschieden, je nachdem man eine Zahl Sklaven einhandeln will.

Um 500 bis 550 Negern auf der Küste von Guinea einzukaufen, mußte man damals folgende Waaren mitnehmen:

Kauris oder Buschis (Bujis)	20,000 Pf.
Buntgestreifte Glaskügelchen Contrebrodé genannt	2000 Pf.
Platillen von Hamburg	1500 Stük.
Guineas, weisse, à 30 Ellen	100 St.
Ditto, blaue, Baftas genannt	50 St.
Salempuris, weisse, à 14 — 15 Ellen	250 St.
Zitz, grosblumiger.	150 St.
Douette	50 St.
Garas	40 St.
Tapsal	40 St.
Flinten	200 St.

Kupfer, in Bekken 600 Pf.
Branntwein von Nantes 200 Maaß *).
in Fäßchen, Anker genannt,
jedes zu 25 Maaß **)
Pulver 2000 Pf.
Eisen, in Stangen 1006 Barren.
Korallen 50 Pf.
Tabakspfeifen, feine holländische, 50 Kisten.

Ueberdies noch eine Quantität Rassade, oder kleine Glaskügelchen von verschiedenen Farben.

Diese Tauschwaaren zum guineischen Sklavenhandel verdienen noch einige nähere Erklärung. Die Buschis oder Kauris sind der Hauptartikel von jeder Guinea-Ladung. Es sind kleine weisse Muscheln, die an den Maldiveninseln gefischt werden ***). Man hat von denselben grössere und klei-

---

*) Im Originale: Quartes. Eine Quarte = 2 Pintes. Eine Pinte de Paris enthält 48 Kubikzoll.

**) Im Originale: Pots. Ein Pot = 2 Pintes folglich = 1 Quarte. Pot wird durchgehends für Maaß oder Kanne genommen, und ist = 2 Flaschen.

***) Diese Muscheln gehören in das linneische Geschlecht der Porzellanen (Cypræa. L.) welche von den Franzosen Pucelages, von den Holländern Klipkousen genannt werden, und die eigentlichen Kauris sind die Art: Cypræa moneta. L. — Die Geldporzellane; man rechnet aber auch hieher die blaue Kauri (Cypræa annulus. L.) und die geflekte Kauri (Cypræa caurica. L.) —

nere; leztere werden am höchsten geschäzt, und beide Arten sind in einem grossen Theile von Afrika sowol südwärts des Senegals, als auch im Innern und auch in einigen Theilen von Ostindien die gemeine Scheidemünze. Es ist ganz natürlich, daß es den Europäern daran gelegen seyn muß, diesen nöthigen Handelsartikel, wobei ein grosser Gewinn zu machen ist, aus der ersten Hand zu bekommen. Doch haben die Holländer, seit sie im Besizze der Insel Zeilan sind, diese Handlung fast ganz allein.

Contrebrodé ist eine Art von Glaskügelchen oder Glasperlen von verschiedener Grösse, die in grosser Menge zu Venedig gemacht werden. Sie sind auf einem weissen oder schwarzen Boden mit entgegengesezten Farben gestreift. Daher ihr Name *). Die Negern binden sie ihren Kindern um den Leib, bis sie ein gewisses Alter erreichen.

Hamburgische **Platillas** (Platilles de Hambourg) werden im Guineahandel gewisse Leinenzeuche genannt, die in Deutschland gemacht werden **),

*) Contrebrodé bedeutet soviel, als gegen gestikt.

**) Platilles wird überhaupt eine Gattung platt zusammengelegter Flachsleinwand genannt, die sehr häufig in Sachsen, Schlesien und Böhmen gewebt, und über Hamburg sehr stark nach Spanien, Frankreich u. s. w. ausgeführt wird. Man unterscheidet sie in rohe, gebleichte, feine, mittlere und ordinäre. Das Stük ist gewöhnlich 6/4 breit und 58 bis 60 Ellen lang.

aber weit geringer sind, als die **Platillas** aus der Bretagne.

Guineas*), Salampuris**), Baftas***),

*) Guineas, Guinees, weisse Katune von Masulipatam, das Stük gewöhnlich 1 3/8 bis 7/16 breit, und 46 bis 47 Ellen lang; man hat auch blaue von Portonovo; weiß und blau gestreifte Guineas-Stuffs, und noch andre Sorten. Diese Kattune haben daher ihren Namen, weil sie sehr stark im Negerhandel gehen. Die Dänen bringen die meisten nach Europa.

**) Salampours oder Salempuris sind indische Kattune, die in verschiedenen Gegenden auf der Koromandelküste gewebt, und von den Europäern in grosser Menge ausgeführt werden; man hat rohe und gebleichte, weisse und gefärbte, u. s. w. Ueberhaupt zählt man 32 Sorten von dieser Waare, die durch Beisezzung des Namens des Orts, wo man sie fabrizirt, von einander unterschieden werden, so giebt es z. B. Salempuris Sadraspatnam, Salempuris Jagernagur u. s. w. (Zum Beweis, wie nachlässig die Uebersezzungen von Reisebeschreibungen meist besorgt werden, merke ich hier an, daß das Wort Salempourri in der Uebersezzung der Beschreibung von Nigrizien, in Cuhns Samml. v. Reisen nach Afrika, verdeutscht worden ist: verfaulter Salem!!!)

***) Von diesem ostindischen Kattun zählt man zwölf und mehrere Sorten. Die Negern schäzzen ihn vorzüglich.

Garas *), Duettas **), Tapsals ***) und ähnliche sind Kattune, oder baumwollene bunte Zeuche verschiedener Art, die in Ostindien fabrizirt, und meist nur zum Negerhandel gebraucht werden.

Alles Kupfer das nach Afrika gebracht wird, besteht in Bekken von vier, sechs oder acht Pfund.

Der Branntwein ist auch ein Hauptartikel des afrikanischen Handels. Die Negern sind sehr grosse Kenner und Liebhaber von diesem schädlichen Getränke. Man würde sich vergebliche Mühe geben, ihnen geringe Sorten von Branntwein aufdringen zu wollen. Sie verstehen sich zu gut darauf, und ziehen den Weinbranntwein allen andern vor ****). Aller Branntwein, den man nach Afri-

*) Grobe weisse Kattune, das Stük 7/8 breit, und 9 2/3 bis 14 1/2 franz. Stab (Aunes de Paris) lang; diese kommen meist von Surate.

**) Eigentlich Doutis — ziemlich grobe, rohe oder weisse ostindische Kattune, von fünferlei Sorten. Sie werden von Surate ausgeführt.

***) Tapsels oder Topseils sind blau oder buntgestreifte indische Kattune, die sehr häufig aus Bengalen gebracht werden, und gewöhnlich 3/4 bis 5/6 breit, und 10 franz. Stab lang sind. Sie gehen stark nach Afrika, und werden auch zu Rouen nachgemacht.

****) Dennoch wird der Branntwein, den die Sklavenhändler den Negern bringen, meistens sehr verfälscht und oft wirklich vergiftet. (Wovon in der Folge noch ein Mehreres.)

ka führt, ist um der Bequemlichkeit des Transports zu Lande willen, in kleine Fäßchen abgetheilt, die man Anker nennt.

Schießpulver, und zwar Flintenpulver, denn die Negern haben nur sehr wenig Kanonen, wird sehr von ihnen gesucht; sie sind gute Schüzzen, und verschwenden bei allen Gelegenheiten eine Menge Pulver *).

Eisen bringen die Franzosen nur wenig nach Guinea; aber desto mehr nach Senegambien, wo die Negern sich ihre Werkzeuge selbst daraus verfertigen. Die guineischen Negern geben sich aber nicht damit ab, sondern handeln alles Eisenwerk das sie brauchen von den Engländern, Holländern und Portugiesen ein. Die Franzosen haben bisher diesen Handel mit verarbeitetem Eisen ganz vernachlässigt, da sie doch so gut, als andre, die eisernen Werkzeuge liefern könnten, wie die Negern sie wollen. — Die Eisenstangen, welche nach Guinea gebracht werden, sind kürzer, als die, welche man nach Senegambien führt. Die ersteren sind gewöhnlich sieben Fuß lang, zwei Zoll breit, und einen Viertelszoll dik.

Holländische **Pfeifen** sind den guineischen Negern sehr willkommen; sie müssen aber von der fein=

*) Auch schlechtes Pulver liefern die Sklavenhändler den Negern, und noch schlechtere Flinten, die oft beim ersten Schuß zerspringen.

sten Sorte seyn, sonst achten sie sie nicht. Sie machen zwar auch Pfeifenköpfe, aber sie ziehen die fremde Arbeit vor.

Korallen, Glasperlen und Glaskügelchen aller Arten *) sind eine in Guinea sehr gangbare Waare; denn sie gehören zu dem Puzze der Weiber und Kinder, und werden an Schnüren um den Hals, um den Leib, um die Arme, um die Schenkel und Füsse getragen. Man verbraucht sehr viel von diesem Artikel. —

Ausser diesen genannten Waaren zum Negerhandel kann man sich ohne Gefahr auch mit feinerm Gute, mit allerlei Galanteriewaaren, Kleidungsstükken, Zinn- und Silbergeschirr, Seidenzeuchen, Musselin, Wein, Zukker u. dergl. versehen, um auch Gold, Elfenbein und Ambra einzuhandeln. Den vornehmen Negern sind alle europäischen Puz-

*) Die Glaskorallen, welche so stark den Negern in Afrika zugeführt werden, kommen meist alle aus französischen und venezianischen Fabriken, und werden in 28 Sorten abgetheilt. Die Namen einzelner Sorten sind: Ambréades, gouttes de lait, cristaux faux, galets, grains, idis, loquis, margriettes, olivettes, pesans, rassade, verrots, contrebrodés, u. s. w. Diese Waare überhaupt wird in Frankreich Verroterie genannt. Sie ist sehr wolfeil, denn das Pfund kostet nur 8 bis 10 Sous (12 bis 15 Kreuzer) — Zehn Fäden Glaskorallen machen eine Schnur, und zwölf Schnüre einen Bund.

und Prunkwaaren willkommen, weil sie gar zu gern in Allem den Europäern nachäffen. —

Nach eingenommener Ladung segelte der Ritter **Des Marchais** am 4ten September 1724, Morgens um 4 Uhr aus dem Hafen von L'Orient ab. Er hatte ein unbewaffnetes Kompagnieschiff, der **Proteus** genannt, bei sich, um es sicher nach Senegambien zu geleiten, da man sich vor den saleischen Seeräubern sehr zu hüten hatte. Die Schiffe, die von L'Orient auslaufen, und nach Guinea bestimmt sind, richten gewöhnlich ihren Lauf nach der Insel **Madera**, die sie dann linker Hand lassen, um nach dem Vorgebirge **Monte** zu steuern. Hingegen die, welche nach dem **Senegal** oder nach Goree segeln, steuern nach **Teneriffa**, und fahren an dieser Insel ostwärts vorbei.

Am 18ten desselben Monats erblikten sie mit Tagesanbruch die Insel **Porto santo** in einer Entfernung von sieben oder acht Seemeilen, und segelten dann zwischen dieser Insel und **Madera** durch; eine Gegend, welche eine der gefährlichsten für die Kauffahrer ist, weil die saleischen Raubschiffe daselbst auf sie zu lauern pflegen. — Die Fregatte die **Unternehmung** durfte hier nur wenig Segel ausspannen, um den **Proteus** nicht aus dem Gesichte zu verlieren, welcher sehr langsam segelte, und mit allen seinen Segeln immer hinter der Fregatte zurükblieb.

Am 21sten befanden sich beide Schiffe nahe bei den Salvages, welches zwei kleine wüste Inseln südsüdöstlich von Madera sind. Der Boden derselben taugt gar nichts, deßwegen haben die Portugiesen und Spanier diese unbrauchbaren Inselchen willig den Kanarienvögeln überlassen, die sich daselbst ausserordentlich mehren.

Am 24sten trennte sich der Proteus, unterm 26° 15′ N. Br. und 358° 37′ O. L. von der Fregatte, welche unser Ritter Des Marchais kommandirte, weil jezt von den Galeeren nichts mehr zu befürchten war. Ersterer steuerte nach der Küste von Senegambien, und lezterer richtete seinen Lauf nach Kap Monte. Zum Abschied begrüßten sie einander mit drei Kanonenschüssen. — Zwischen den genannten Inseln hatten unsere Seefahrer eine so ungeheure Menge Boniten *) getroffen, daß es schien, als ob diese Fische unter sich wetteiferten, um recht bald gefangen zu werden. Auch machten sich die Matrosen diese Gelegenheit zu Nuz und assen auf allerlei Art zubereitete Boniten bis zum Ueberdruß! — Das Fleisch dieses Fischs ist weiß, zart und schmakhaft; man kann es einsalzen oder mariniren und sehr lang aufbewahren. — Diese

*) Dieser Fisch gehört in das Linneische Geschlecht der Makreli, (Scomber. L.) und ist die Art, welche auch Bonetfisch, franz. Bonite, auch Germon genannt wird, (Scomber Pelamis. L.) Die Boniten sind gewöhnlich 3 bis 4 Fuß lang, dik und fleischig; sie stellen den fliegenden Fischen nach.

Fische schwimmen immer in dichten Haufen, machen ein Geräusch dabei, und lassen sich ohne Mühe fangen. Sie sind um die Kanarieninseln und Madera herum in äusserst grosser Menge zu finden. Weiterhin aber nicht mehr.

Am 3ten Oktober erblikte unser Ritter die Spizze der Barbarei (am Senegal); weil er nun bei der Begleitung des **Proteus** viele Zeit verloren hatte, so sah er sich genöthigt nach **Goree** zu steuern, um daselbst Holz und Wasser einzunehmen. Dieser Aufenthalt war der Gesellschaft sehr nachtheilig, weil dadurch die beste Zeit zur Reise von Guinea nach Amerika verloren gieng.

Am 4ten bekamen sie dritthalb Seemeilen von dem grünen Vorgebirge die Spizze **Almadin** zu Gesicht, und gegen Mittag warfen sie in dreizehn Faden nahe bei dem Forte zu **Goree** Anker.

Man tadelt es gar sehr, daß die Gesellschaft diese Insel nicht mit schattichten Bäumen bepflanzen, und mit Wasser versehen läßt, das jezt von dem vesten Lande dahin geholt werden muß, da doch auf dem Berge **St. Michael** sehr gute Quellen gegraben oder Zisternen angelegt werden könnten.

Nachdem der Ritter sich hinlänglich mit Holz und Wasser versehen hatte, so segelte er am 17ten Oktober wieder von Goree ab. Am 26sten fiengen seine Leute einen sehr seltsamen Fisch, dergleichen Niemand von der ganzen Equipage jemals gesehen hatte. Dieses Seeungeheuer war acht Fuß lang, hatte ungefähr 4½ Fuß im Umfang; der Rachen

war groß und mit 12 beinahe zwei Zoll langen scharfen Zähnen besezt; der obere Theil des Kopfs bildete einen langen beinernen Schnabel, der über den untern Theil hervorragte; die Augen waren roth, die Haut hart und dik, ohne Schuppen. Statt der Ohren hatte er auf jeder Seite fünf Einschnitte, die er nach Belieben öffnen und schliessen konnte. Unter denselben hatte er eine grosse, weiter unten zwei kleinere Floßfedern, und auf dem Rükken auch eine grosse. Man hatte Mühe diesen wilden und starken Fisch glüklich aufs Verdek zu bringen; als er an der Kette mit dem Angel hieng, an welchem sie ihn verbluten liessen, schleuderte er mit unbegreiflicher Kraft einen Haifisch von sich weg, der sich ihm genähert hatte. *) —

Des Marchais schiffte am Sierraleonaflusse vorbei, ohne daselbst zu landen. Er fieng hier eine Fledermaus, die so groß wie eine Henne war, und durch einen Windstoß auf sein Schiff geschleudert wurde. Dies war kein gutes Zeichen. Wirklich mußte er auch vieles von der schlimmen Witterung ausstehen.

Am 13ten November erblikte er zwei Wasserhosen. Die gröste gieng aus einer dikken, schwarzen und sehr hohen Wolke, sie war, ohnerachtet kein Wind gieng, gekrümmt, und brachte die See auf

*) In der Reisebeschreibung des Des Marchais ist dieser Fisch abgebildet, welcher wohl nichts anders, als eine Art Haifisch ist.

hundert Schritte in Wallung. Eine andere gieng aus dem Obertheile der nämlichen Wolke in eine andere, die aber nicht so dik und dunkel war als die erste, aber viel tiefer hieng. Beide Hosen hiengen anderthalb Stunden in der Luft voll Wasser, rissen endlich, und verursachten einen so heftigen Regen, daß sie das Verdek mit Schöpfgefässen vom Wasser befreien mußten. Das Schiff war eine Seemeile davon, und würde ganz gewiß verloren gewesen seyn, wenn eine in seiner Nähe geborsten wäre. Dieses waren Vorboten von Windstillen und anhaltendem Regen, wovon viele von dem Schiffsvolk krank wurden; endlich langten sie den 3ten Dezember nach vielen ausgestandenen Beschwerlichkeiten auf dem Vorgebirge Monte an. Man rechnet von da bis nach dem Vorgebirge Mesurado acht Seemeilen; die Küste ist sicher, und auf dem ganzen Wege gut ankern. Bei widrigem Winde, oder bei gänzlicher Windstille kann man überall liegen bleiben und die Landwinde abwarten, die alle Nacht regelmässig vom Ufer herwehen. Unser Ritter brauchte dennoch zu dieser kurzen Fahrt sechs volle Tage, ob man sie gleich nicht selten in sechs Stunden macht. Ohne die Bequemlichkeit der Ankerplässe würde er von den Strömungen und widrige Winde wieder nach Sierraleona oder noch weiter zurükgetrieben worden seyn.

Am 9ten Dezember 1721 ankerte er endlich eine Viertelsmeile vom Kap Mesurado in 11 Faden Wasser. Kaum hatte er hier den Anker fallen

lassen, so kam schon ein Negerboot herbei, um zu sehen, wer er wäre? Seine Ankunft verbreitete unter den Einwohnern dieser Gegend eine grosse Freude; sie kannten ihn seit langer Zeit und hatten sehr viele Achtung für ihn. Hauptmann **Pieter** *), der damalige König, schikte sobald er es erfuhr, seinen vornehmsten Marbuten, ihn zu bewillkommen, und ihn an das Land einzuladen. **Des Marchais** stieg auf diese Einladung am folgenden Tage an's Ufer.

Der König erwartete ihn am Flusse, empfieng ihn ausserordentlich gütig, und umarmte ihn zu wiederholten Malen. Die dringende Noth in welcher das Schiff sich befand, zwang unsern Ritter zu allererst auf die Herbeischaffung der nöthigen Bedürfnisse zu denken. Dies ward sogleich in Ordnung gebracht, der Preiß wurde berichtigt, und der gutmüthige Negerkönig ertheilte sogleich Befehl, daß man ihm unverzüglich Wasser, Holz und Lebensmittel an Bord bringen sollte. Die Lebensmittel bestanden in Ochsen, Schafen, Ziegen und Hünern, alles in sehr wohlfeilen Preissen.

---

*) Des Marchais sagt (T. I. p. 99.) er wisse den wahren Ursprung dieses Namens nicht, welchen seit langen Zeiten alle Negerkönige von Mesurado führen; er vermuthet aber, ein solcher König habe ihn vor Zeiten, wie es in Guinea gewöhnlich ist, von einem holländischen Kapitän angenommen, als diese Negern noch mit den Holländern in Freundschaft lebten.

Das Land umher ist auch ausnehmend fruchtbar, alle Bedürfnisse des Lebens sind in reichem Ueberflusse vorhanden; die Luft ist sehr gesund, das Wasser ist sehr gut; überhaupt ist dieser Küstenstrich ganz vortrefflich. Kein Wunder ist es daher, daß dies Land so stark bevölkert ist. Die Bewohner desselben sind starke, wolgebaute, gesunde und muthige Leute; ihre Nachbarn und Europäer, die sie mishandeln wollten, haben es schon erfahren, daß diese Negern sehr tapfer sind. Sie besizzen viel Verstand, urtheilen sehr richtig, sprechen mit Besonnenheit, und wissen die Sorge für ihren Vortheil sehr klug mit Gefälligkeit und Höflichkeit zu verbinden. Sie lieben die Ordnung, wenden vielen Fleiß auf den Feldbau und sind unermüdet, wenn es ihnen beliebt, zu arbeiten; dies beliebt ihnen aber nicht immer. Eigennüzig und gewinnsüchtig sind sie im höchsten Grade; aber sie lassen es nicht blikken. Dennoch sind sie standhaft in der Freundschaft; nur müssen ihre Freunde ihren Weibern nicht zu nahe kommen; denn sie sind äusserst eifersüchtig. Diese Eifersucht erstrekt sich aber nicht auf ihre Töchter. Alle unverheuratheten Negerinnen geniessen einer unbeschränkten Freiheit, deren Mißbrauch ihnen mehr Ehre als Schande bringt; denn ein Neger macht sich hier ein Vergnügen daraus, ein Mädchen zu heurathen, das schon Beweise von seiner Fruchtbarkeit gegeben hat, und ist froh, wenn sich seine Braut durch Buhlerei ein Vermögen erworben hat, das ihn für die Hochzeitkosten

kosten entschädigt *). — Diese Negern hegen auch grosse Zärtlichkeit für ihre Kinder, und zu ihren Tugenden gehört endlich noch ihre grosse Reinlichkeitsliebe. Die Weiber sind sehr arbeitsam, friedfertig, ihren Männern unterwürfig, und sehr aufmerksam auf alles, was diesen angenehm seyn kann. —

Holländer und Engländer widersprechen zwar dieser vortheilhaften Schilderung der Negern am Kap Mesurado, und behaupten, sie seien boshaft, treulos, diebisch, tükkisch, rachsüchtig und grausam. Des Marchais versichert aber, dies sei eine Verläumdung, welche von dem tiefgewurzelten Hasse herrühre, welchen diese Negern gegen die Holländer und mehr noch gegen die Engländer haben; er sagt, wenn ein holländisches oder englisches Schiff des Handels wegen sich hier vor Anker legt, so werden von Seiten der Negern alle Vorsichtigkeitsmittel ergriffen, welche nur das höchste Mistrauen angeben kann; Geiseln werden gewechselt, Wachen

*) Wir finden diesen Mangel an Delikatesse bei sehr vielen Völkern, welche Meiners in seiner Abhandlung über den Werth der Jungferschaft ꝛc. ꝛc. im 1 St. des 1 Bandes des Gött. histor. Magazins — zum Theil aufzählt. Der Regel, die er darüber angibt, kann ich aber nicht beistimmen, da uns die Völkerkunde zu viele Ausnahmen zeigt, und uns auch auf einen Ursprung dieser Sitte hinweist, der mit der verschiedenen Abstammung der Völker nichts gemein hat.

ausgestellt, und nie erscheinen die Negern unbewaffnet *); dies findet aber nicht Statt, wenn Franzosen hieher kommen; diese werden von den Negern am Kap Mesurado geschäzt und geliebt; sie äussern das vollste Zutrauen gegen sie, sie kommen Haufenweise ohne Waffen an Bord, sie vertrauen ihnen Alles an, und begegnen ihnen mit der ausgezeichnetsten Freundschaft. Die Franzosen erwiedern dies Zutrauen und diese Freundschaft ohne Zurükhaltung; sie gehen immer unbewaffnet an's Land, überlassen ihnen ihre Personen, so wie ihre Waaren ohne alles Mistrauen, und nie haben sie Ursache gehabt, ihr Zutrauen und ihre Freundschaft zu bereuen; nie ist die gegenseitige Harmonie unterbrochen worden.

Die guten Eigenschaften dieser Negern, ihre Vorliebe für die Franzosen, die Annehmlichkeiten und Reichthümer ihres Landes, und die für den Handel so bequeme und sichere Lage des Vorgebirgs von Mesurado bewogen unsern Ritter, den Entwurf zu einer französischen Niederlassung daselbst zu Papier zu bringen, um ihn seinen Prinzipalen, der erwähnten Handelsgesellschaft vorzulegen. Der König dieses Landes war sehr geneigt

*) Wenn Alles so wahr ist, wie Des Marchais es erzählt, und wie es wirklich den Schein hat, so möchten wol Engländer und Holländer die erste Ursache dieses Mißtrauens gegeben haben.

dazu; er schenkte unserm Ritter eine ungefähr zwei Stunden lange und drei Viertelstunden breite, äusserst fruchtbare und angenehme Insel in der Mündung des Rio Duro oder Flusses von Mesurado, und drang sehr darauf, daß er daselbst eine Niederlassung gründen sollte. Diese Insel wird die Königs-Insel genannt; sie gehört unmittelbar dem Könige, welcher zwar nicht auf derselben wohnt, aber ein Haus und Sklaven darauf hält, welche sein Vieh hüten, und Geflügel für ihn erziehen. Diese Insel hat sehr grosse, hohe und dikstämmige Bäume — ein Beweis von der Güte ihres Bodens — sie wird nie von dem Flusse überschwemmt, und hat nur einen Fehler — es mangelt ihr an süssem Wasser; denn das Wasser, das sie umfließt ist salzig. Dieser Mangel, und dann der Umstand, daß es in der Gewalt der Negern stände, die Niederlassung auf diesem Inselchen von der Gemeinschaft mit den ankommenden Schiffen abzuschneiden, bewogen den Ritter, das Geschenk desselben auszuschlagen, ohne den guten König durch die Entdekkung der wahren Beweggründe dieser Ausschlagung zu beleidigen. Dieser wünschte so sehr, in seinem Gebiete eine französische Niederlassung zu haben, daß er den Ritter bat, sich selbst einen ihm gefälligen und bequemen Ort dazu aufzusuchen. Des Marchais that es, und fand, daß die Lage des Vorgebirges selbst die vortheilhafteste dazu wäre. Dieses Kap ist eine schöne Anhöhe, welche oben eine Fläche von 4000 Schritten im

Umkreise hat; sie strekt sich als eine Halbinsel in's Meer hinaus, zu ihrer Rechten strömt der Fluß in's Meer, und von ihr herab kann man diesen und die ganze Rhede bestreichen; sie hat eine süsse Wasserquelle, und ist überhaupt ein ganz vortrefflicher Ort zur Anlegung eines Forts. Des Marchais zweifelte nicht, daß diese vortheilhafte Lage, die sichere Hoffnung auf einen sehr einträglichen Handel, und die Liebe der Negern und ihres Königs zu den Franzosen, seine Prinzipalen bestimmen würde, hier eine Niederlassung zu errichten. Er theilte diese Hoffnung dem freundschaftlichen Könige mit, und segelte dann am 18ten Dezember 1724 mit Wasser, Holz, Reis, Mais, Geflügeln und anderen Lebensmitteln reichlich versehen von diesem Vorgebirge weg, um seine Küstenfahrt weiter fortzusezzen.

Unser Ritter fuhr zuerst nach Rio Sesto, welches 40 (französische) Meilen vom Kap Mesurado entfernt ist. Daselbst wohnte er einem Leichenbegängnisse eines Negern bei, dessen geliebteste Gattinn auf seinem Grabe umgebracht, und mit ihm begraben wurde; so ist es hier Landessitte *).

Am 23sten genannten Monats erreichte Des Marchais das Palmenkap, und am 26sten kam er nach Drouin. Die Windstillen, Strömungen,

*) Diese grausame Sitte soll im nächsten Bande d. W. näher beschrieben werden.

und widrigen Winde schienen abwechselnd mit einander zu wetteifern, seine Fahrt aufzuhalten. Er entschloß sich daher in dreissig Faden hier zu ankern, um den Weg nicht zu verlieren, den er mit so vieler Mühe von dem Vorgebirge Mesurado zurükgelegt hatte. Ein englisches Kriegsschiff lag hier dicht am Lande, und gab ihm sogleich mit der Flagge das gewöhnliche Nothzeichen. Zugleich kam auch das Boot desselben mit einem Offizier an Bord der französischen Fregatte, welcher unserm Ritter berichtete, daß sein Hauptmann todtkrank, ohne Hülfe, ohne Erquikkung darnieder läge. Der Ritter schikte ihm sogleich seinen Wundarzt mit Arzeneien und Erfrischungen, und besuchte auf den Abend den Kranken selbst, der durch die Vorsorge des Wundarztes, und mit Hülfe seiner guten Natur in wenig Tagen wieder gesund wurde. Er beschenkte den Ritter mit einem jungen Negern, und dieser machte ihm ein Geschenk mit seiner Vogelflinte.

— **Drouin** (oder **Gros Drouin**) ist ein beträchtliches Negerdorf, das auf einer Insel liegt, welche von den beiden Armen des Flusses **Drouin** bei seinem Ausflusse ins Meer gebildet wird. Weiter hinauf dehnen sich zu beiden Seiten dieses Flusses unübersehbare Wiesen aus.

Ostwärts von **Drouin** stürzt sich der Andreasfluß (Rio St. Andre) ins Meer, und bildet kurz vor seinem Ausflusse eine Halbinsel, die von der Natur selbst zu einer Vestung bestimmt zu seyn

scheint. Sie hängt blos durch eine Landzunge von 12 bis 15 franz. Meßruthen Breite zusammen, besteht aus einem auf allen Seiten schroffen, und oben flachen Felsen, der nur gegen Westen zugänglich ist, aber auch hier durch Klippen in dem Flusse hinlänglich vertheidigt wird. Die Ebene auf dem Felsen hat etwa 400 franz. Meßruthen (Toises) im Umfang, und bestreicht die ganze Küste, ohne daß sie selbst von irgend einer Anhöhe bestrichen werden könnte. Ueberhaupt ist dieser Ort eine so vollkommne natürliche Vestung, daß er nur weniger Kunstbeihülfe bedarf, um unüberwindlich zu werden! — Es wäre der Mühe werth, hier eine Niederlassung anzulegen! Das Land umher ist ausserordentlich fruchtbar; Reis, Hirse, Mais, Erbsen, Pataten, Melonen und andere Gartengewächse wachsen hier in größtem Ueberfluß und höchster Vollkommenheit. Fruchtbäume, Palmen, Baumwollenbäume finden sich hier in grosser Menge; auch wächst hier unbeschreiblich viel Zukkerrohr, grösser und schöner, als in Amerika; aber man vernachlässigt es, und läßt es von den Elefanten verwüsten.

Ueberhaupt ist dies Land sehr reich, und würde für eine europäische Niederlassung schon von größtem Nuzzen seyn, wenn man nur den Zukkerbau betreiben wollte. Ausserdem könnte man hier ungemein viel Gold, Elfenbein, Baumwolle und Sklaven von den Negern einhandeln. Freilich stehen

diese Negern im übelsten Rufe; sie sind Menschenfresser; das ist nicht zu läugnen, denn sie haben wirklich einst vierzehn Holländer auf Einem Schmause verzehrt. Aber es ist hier die Frage, ob diese Menschenfresser nicht auch wie andre anthropophagischen Völker jene Holländer nach einer erlittenen Mißhandlung bloß im Ausbruche der höchsten Wut, aus unersättlicher Rache und bitterm Hasse gefressen haben *)? Es ist die Frage, ob es den Europäern, die doch auch mit andern menschenfressenden Nazionen Handel treiben, und Umgang pflegen, nicht möglich wäre, diese schwarzen Barbaren zu zähmen, oder wenigstens durch Furcht im Zaum zu halten? —

Der Herausgeber von unsers Ritters Reisebeschreibung, **Labat** glaubt, daß dies Alles, und zwar mit grossem Vortheil für die Unternehmer leicht zu bewirken wäre; er ist überzeugt, daß diese so verschrieenen Negern durch eine auf der beschriebenen Halbinsel angelegte Vestung gar wol im Respekt gehalten, und durch Pflanzstädte europäischer Kolonisten eben so leicht zu milderen Sitten gebracht werden könnten; daß dadurch vieles über diese Küste gewonnen, und ein grosser Nuzzen eingeärndtet würde. —

*) Eine Bemerkung, die zur Ehre der Menschheit von Reisebeschreibern und Philosophen gemacht und gegründet befunden worden ist. Doch, hier ist nicht der Ort zur Untersuchung dieses wichtigen Gegenstandes.

Des Marchais fieng bei diesem Flusse einen seltsamen Fisch von dem Geschlechte der Rochen *); er nannte ihn den Teufel. Dieser Fisch war gegen 25 Fuß lang, bis 18 Fuß breit, und 3 Fuß dik. Seine Gestalt war wirklich scheußlich **).

Unser Ritter segelte weiter. Beim Kap Laho fångt die sogenanute Kůste der guten Leute an. Die Quaqua's, die sie bewohnen, und die ihren Namen von ihrem gewöhnlichen Grusse Quaqua (d. h. guten Tag! Willkommen!) haben, den sie immer im Munde fůhren, können nur im Gegensaz mit ihren westlichen Nachbarn, den Menschenfressern, gute Leute genannt werden. Fůr sich allein betrachtet sind sie es nicht so sehr!

Weiterhin kommt man zu den wirklich gutartigen Issinern oder Issinesen ***). — Nåher am Kap Apollonia liegt das Kônigreich Guiamere, das im Anfange dieses Jahrhunderts von einer trefflichen Kôniginn beherrscht wurde, welche månnliche Eigenschaften besaß, und den Franzosen sehr geneigt war ****).

---

*) Raja. L.

**) Wie aus der Beschreibung und Abbildung erhellet, die uns Des Marchais geliefert hat.

***) Mehrere Nachrichten von denselben im nåchsten Bande.

****) Von welcher uns Atkins oben S. 225. schon Einiges erzåhlt hat. In der Folge noch ein Mehreres von derselben.

Das Kap Apollonia liegt unter 4° 50'. N. Breite, und besteht aus einer mit grossen Bäumen bewachsenen Anhöhe, die man von fernher erblikt. Die Negern daselbst lebten in republikanischer Regierungsform, beklagten sich aber damals sehr über den Druk der Holländer.

Am 3ten Januar erreichte unser Ritter das Vorgebirg der drei Spizzen. Er ankerte hier in fünf und zwanzig Faden, drei Seemeilen vom Lande in sandigem Boden.

Am 5ten Januar war unser Ritter dem Kastelle von Mina gegenüber; er ankerte hier, um seinen zweiten Hauptmann, einen jungen unwissenden und eingebildeten Offizier zu überzeugen, daß es wirklich Mina sei; hierauf lichtete er sogleich wieder die Anker, und erreichte noch denselben Tag das Kastell von Kap Korse, das von Mina nur drei oder vier Seemeilen entfernt ist. Er ankerte auf der Rhede des Kastells, woselbst er vier Schiffe antraf. Sogleich schikte er seinen Unterhauptmann in das Kastell, um den Statthalter zu begrüssen, der ihn an das Land zu kommen bitten ließ. Auf die Entschuldigung des Ritters, daß er nur hier läge, um guten Wind abzuwarten, ließ ihm der Statthalter für die Hülfe, die er vorerwähntem englischen Schiffe ertheilt hatte, schriftlich danken, und ihm ein beträchtliches Geschenk von Hünern, Enten und anderm Geflügel, nebst Früchten und Zugemüsen überschikken.

Am 7ten darauf sezte er seine bisher so verdrüßliche Reise weiter fort; er hatte zwischen Goree und Schudah (Whidah) nicht weniger als vier und zwanzigmal geankert!

Am 9ten war er auf der Höhe von Rio Volta, etwa zehn Seemeilen seewärts. Dieser Fluß macht hier die Gränze der ganzen Goldküste, und insbesondere der Landschaft Abrampur aus; ostwärts fängt hier die sogenannte Sklavenküste an, deren erstes Küstenland, von Westen her, das Königreich Koto oder Lampi ist.

Am 11ten desselben Monats kam dann unser Ritter endlich auf der sehr unsichern Rhede von Schudah (Fidah) vor Anker. Er traf daselbst das Kompagnieschiff der Abentheurer, welches ihn mit fünf Schüssen begrüßte, und seine Wimpel auf dem grossen Maste einzog *), weil unserm Ritter, als älterem Schiffskapitän das Kommando

*) Ein Wimpel (franz. Flamme) ist ein langer schmaler Streif von leichtem Zeuch, gemeiniglich von Etamine, vorne gespalten, mit zwei langen Spizzen. Diese Wimpel dienen theils zur Zierde der Schiffe, theils zu Signalen. Bei Feierlichkeiten läßt man die Wimpeln wehen. Der Kommendant eines Geschwaders führt zum Abzeichen einen Wimpel unter der grossen Flagge auf dem grossen Maste. Kauffahrteischiffe müssen vor einem Kriegsschiffe die Wimpeln streichen. Ueberhaupt ist der Wimpel am Hauptmaste das Zeichen eines Oberbefehlshabers.

auf dieser Rhede gebührte, so lang er sich hier aufhielt. Er bewillkommte das Fort mit eilf Kanonen, und dieses beantwortete den Gruß Schuß für Schuß.

Sobald ein Schiff auf dieser Rhede Anker geworfen hat, so eilen die Negern herbei, um Fische und Früchte, wenn sie welche haben, an Bord zu bringen. Man bezahlt sie gut dafür, und gibt ihnen Branntwein zu trinken; eine Lokspeise, welche reizend genug ist, sie allen Gefahren trozzen zu machen. Die Schiffskapitäne begegnen ihnen gewöhnlich sehr gut, geben ihnen Branntwein in reichem Maasse, und bedienen sich ihrer, um dem Handelsdirektor die nöthigen Nachrichten zukommen zu lassen.

Da die Landung hier wegen der Barren längs der Küste*) äusserst gefährlich ist, so kann ein Schiff

*) Diese Barre besteht (nach Des Marchais, Th. II. S. 24.) aus einer hohen Bank, oder flachen Anhöhe, welche ungefähr einen Flintenschuß vom Ufer anfängt, und an welcher sich Wellen gewaltsam brechen, so daß immer eine über die andere hinstürzt, und dadurch die Ueberfahrt äusserst gefährlich macht. Vor Zeiten verloren viele Menschen an dieser Küste dadurch ihr Leben; seit aber die Negern, welche ohnehin vortreffliche Schwimmer sind, durch die häufigeren Besuche der Europäer, die Kunst erlernt haben, die Kähne über diese gefahrvolle Barre zu bringen, ist es h. [illegible] selten, daß ein Unglük geschieht.

seine Schaluppe nicht bis ans Land schicken. Des Marchais, welcher in dieser Gegend schon genug bekannt war, ertheilte den an Bord zurükbleibenden Offizieren die nöthigen Verhaltungsbefehle, bestimmte die Signale, um sich vom Lande her dem Schiffe, und von diesem den Europäern auf dem Lande verständlich zu machen, und stieg in die Schaluppe, mit welcher er gegen die Barre hinfuhr. Etwa hundert Schritte von derselben erwartete ihn schon ein Negerkahn, der ihn an's Ufer brachte. Eine gefahrvolle Ueberfahrt! Wer hier nicht seine Kleider verderben will, der zieht nur ein leichtes Leibchen an; denn man wird bis auf die Haut durchnäßt. Die Art, wie man hier in den Negerkähnen über die Barre fährt, ist diese. Sobald man an die Barre kömmt, springen die Negern alle zumal, und im gleichen Augenblikke ins Wasser, halten und stüzzen den Kahn auf beiden Seiten, so daß er weder umschlagen, noch anstossen, noch sich umdrehen kann; so schieben und tragen sie ihn an's Land, lassen die stürmenden Wogen über sich zusammenschlagen, und eilen dann mit Hülfe ihrer Kameraden am Lande die Ladung des Kahns sogleich aufs Trokne zu bringen. Dies ist das Werk eines Augenbliks!

Des Marchais wurde auch tüchtig durchwäs-

(Von der Barre an der Mündung des Senegals ist im III. und IV. B. d. W. gesprochen).

sert; denn mit aller Vorsichtigkeit und Behendigkeit konnten seine Negerschiffer doch nicht verhüten, daß nicht eine hohe Welle über dem Kahne zusammenschlug!

Bei dieser Gelegenheit pflegen die Negern die Europäer zu bestehlen, wenn man nicht äusserst sorgfältig auf sie Acht gibt. Können sie dies nicht thun, während sie die Barre passiren, so wissen sie es doch immer zu bewerkstelligen, wenn sie die Waaren von dem Ufer in's Fort tragen.

Des Marchais, der aus langer Erfahrung die Kniffe und Schelmereien dieser Negern kannte, und eine grosse Menge Waaren nach Xavier (Sabi) zu senden hatte, befahl sechsen von seinen Leuten zu ihrer Bedekkung dabei zu wachen, und die Träger keinen Augenblik aus den Augen zu lassen. Dies geschah; bereits hatte man die Waaren über die drei Flüsse, oder eigentlicher über die drei Arme des Flusses Jaquin gebracht, ohne daß die Negern Gelegenheit gefunden hätten, etwas zu mausen. Plözlich fiengen aber zwei von denselben Streit mit einander an, legten die Waaren nieder die sie trugen, und schlugen sich abscheulich mit einander herum. Die Uebrigen nahmen Antheil daran, umzingelten die Weissen, und baten sie, durch ihr Ansehen Frieden zu gebieten, und Blutvergiessen zn verhüten. Die Franzosen, die den Schelmenstreich nicht merkten, gaben sich grosse

Mühe den Streit beizulegen, worüber beinahe eine Stunde hingieng. Unterdessen hatten die Träger, die bei den Fässern mit Buschis gestanden waren, ihre und ihrer Kameraden Pakke aufgemacht, und kamen bald darauf wieder zu den übrigen, wo sich sogleich der Streit endigte; die Träger aber, welche die Waaren in den Magazinen abgegeben hatten, verschwanden augenbliklich. Man erzählte diesen Vorfall dem Generaldirektor und dem Ritter, und diese kamen sogleich auf die Vermuthung, daß der Zank eine angestellte List der diebischen Negern gewesen sei; sie irrten sich nicht; denn beim Nachsuchen fanden sie, daß verschiedene Fässer mit Buschis waren geöffnet, und viel davon gestohlen worden. Die Klage bei dem Hauptmann Assu kam zu spät; denn die Träger waren mit der Beute fort, und der Verlust fiel auf den Ritter; indem die Gesellschaft die Offiziere nöthigte für alles, was an Branntwein, oder an den Fässern von Kowris oder Buschis fehlt, zu stehen *).

*) Des Marchais hält dies für sehr unbillig, weil es, wie er versichert, beinahe ganz unmöglich ist, diese schelmischen Negern vom Stehlen abzuhalten, so sehr man auch Acht auf sie gibt. Denn, ist Niemand im Kahne, der die Waaren sorgfältig hütet, so halten sie da, wo die Wellen am höchsten gehen, stille, und plündern, so viel sie können, unter dem Vorwande, der Kahn habe einen Lek bekommen, oder sie machen den Kahn umschlagen, damit die schwereren Kisten

Der Ritter Des Marchais blieb vom 12ten Januar bis zum 5ten Mai zu Schudah, oder vielmehr zu Xavier oder Sabi, bei welcher Königsstadt die Europäer ihre Niederlassungen haben *). — Dieses langen Aufenthalts ohngeachtet machte er einen sehr schlechten Handel. Der Krieg zwischen den Königen von Fidah und Ardra hatte die Handlung so sehr unterbrochen, daß beinahe gar keine Sklaven zu bekommen waren; denn der König von Ardra, durch dessen Lande sie passiren mußten, hatte alle Wege versperrt. Daher erhielt auch unser Ritter in den vier Monaten, die er hier auf der Rhede lag, nur hundert acht und dreissig Sklaven, wovon er noch drei und zwanzig am Borde eines französischen Schleichhändlers fand, den er für die Gesellschaft konfiszirte.

---

und Fässer versinken, die sie dann am folgenden Tage hübsch wieder heraufzuholen wissen. Dies thun sie besonders, wenn man die Fässer mit Kauris so verwahrt hat, daß sie dieselben nicht aufbrechen können. Dabei haben sie aber doch die möglichste Sorgfalt für das Leben der Europäer, und wenn man sich ihnen nur ganz anvertraut, so hat man nichts zu befürchten.

*) Die reichen Bemerkungen, welche Des Marchais uns über die Landschaft Fidah auf der Sklavenküste, und ihre Bewohner mitgetheilt hat, werden im XI. B. d. W. zur Beschreibung dieses Küstenstrichs benuzt werden.

Der Preiß der Sklaven war hier zu Des Marchais Zeit folgender:

Ein Sklave galt

180 Pfund Kauris oder Buschis *), oder
4 bis 5 Anker Branntwein =
40 bis 50 St. Platillas =
300 Pf. Schießpulver =
25 bis 30 St. Flinten =
40 bis 45 Eisenstangen =
10 bis 12 St. Chit's **) von Pondichery =
12 St. blaue Guineas =
12 St. weisse Guineas =
12 St. weisse Salampuris =
12 St.

*) Hier ist zu bemerken: vierzig Kauris an eine Schnur gefaßt machen eine Tok (toque). Fünf Tok oder 200 St. Kauris machen eine Galline (Galline). Zwanzig Gallinen oder 4000 St. Kauris machen eine Kabesch (cabeche). Achtzehn bis zwanzig Kabesch oder 70,000 bis 80,000 St. Kauris wägen ungefähr 180 Pfunde, und machen den gewöhnlichen Preiß eines Sklaven aus.

**) Chits sind weisse und buntgemalte baumwollene Nesseltücher, die in verschiedenen Gegenden von Ostindien, vorzüglich in Bengalen und auf der Koromandelküste fabrizirt, und in grosser Menge theils nach Europa, theils nach Afrika und Amerika ausgeführt werden. Man hat verschiedene Gattungen derselben.

12 St. blaue Salampuris =
20 grosse, lange holländische Pfeifen =
16 St. Tapsals =
16 St. Nikanes =
16 St. Baftas =
16 St. Limineas =
16 St. Schnupftücher von Pondichery.

Für eine Sklavinn wird durchaus weniger bezahlt, z. B. 10 St. blaue Guineas, 10 St. Tapsals, u. s. w.

Ausser diesen bestimmten Preissen muß man noch 1310 Pfund Kauris dem Könige und seinen Grossen und Beamten zum Geschenke geben. Auch ist man genöthigt, dem König drei, und jedem seiner drei Hauptleute zwei Sklaven in dem gewöhnlichen Preisse abzukaufen, wofür man denn nur alte Weiber oder Männer erhält, die zusammen kaum Einen guten Sklaven werth sind. Ueberdies giebt es noch allerlei Ausgaben an Branntwein, u. s. w. Kurz, Jeder sucht hier etwas zu pflükken! — Am Ende muß man dann noch eine Art von Zoll entrichten, ehe man von da abreisen darf.

Am 5ten Mai segelte Ritter **Des Marchais** nach der **Prinzeninsel**, um sich daselbst zu seiner Reise nach **Kayenne** *) (wohin er seine Sklaven

*) Eine französische Besizzung in Guiana in Südamerika.

bringen sollte) mit Wasser, Holz und Lebensmittel zu versehen; denn zu Fidah sehen die Leute ihre re Wälder als heilig an, und lassen kein Holz fällen; das Wasser aber ist salzig, und die Lebensmittel selten und theuer.

Die Witterung war dem Ritter so zuwider, daß er zwanzig Tage auf der kurzen Fahrt von der Sklavenküste zu der Prinzeninsel zubrachte, wo er am 29sten Mai ankam. Daselbst begegnete ihm ein seltsames Abentheuer. Als er nämlich sein Boot mit einem Offizier an das Land nach einem Piloten geschikt hatte, so behielt der Statthalter den Offizier als Geisel, weil er befürchtete, das Schiff möchte ein Seeräuber seyn, dem nur ein Pilot fehlte, um eine Landung zu unternehmen. Hier ist diese Vorsicht nöthig, weil oft dergleichen Besuche kommen. — Da unsern Franzosen der Wind fehlte, und die Ströme nordwestlich trieben, so brachten sie bis zum 9ten Junius zu, ehe sie in den Haven an den Ankerplaz kommen konnten, ohngeachtet es nur drei Seemeilen war, und ihnen ein portugiesischer Pilot dabei half.

Das Schiff unsers Ritters — die Fregatte **Unternehmung** — war bei dem langen Aufenthalte auf der Rhede von **Fidah** sehr von Würmern beschädigt, und im ganzen völlig lek geworden, so daß es höchste Zeit war, in einen guten Haven einzulaufen, um diesen Schaden auszubessern.

Es war die erste Sorge des Ritters, das Schiff

genau zu durchsuchen, und zu besichtigen, da unterdessen die Offiziere die Erfrischungen und Lebensmittel einnahmen. Zu St. Antonio traf er zwei englische Schiffe, die ihm zum Umlegen seines Schiffes sehr behülflich waren, und statt seines kranken Zimmermanns, ihm die ihrigen liehen.

So besorgte **Des Marchais** alles, was er zu seiner weitern Fahrt bedurfte, und blieb siebenzehn volle Tage auf dieser Insel. Er mußte sich überdies hier noch einige Tage länger, als er vermuthet hatte, aufhalten, weil ihm sein Oberbootsmann und zwei Matrosen entliefen.

Er hatte Grund genug zu glauben, daß die Portugiesen sie dazu verleitet, und ihnen dabei geholfen hätten; denn sie hatten damals Leute zu ihren Handelsbarken nöthig, die sie auf die gegenüberliegende Küste des vesten Landes von Afrika zu schikken pflegen. Der portugiesische Statthalter stellte sich zwar, als ob er alles anwendete, um sie wieder zu finden; unser Ritter sahe aber seine Häuchelei leicht ein. Statt ihrer nahm derselbe fünf Franzosen und einen Kajütenjungen, die wahrscheinlich zu dem an der Küste gescheiterten Seeräuberschiffe gehört hatten. Auch hatte er noch das Glük, einen französischen Schleichhändler zu erwischen, und ihm viertausend einhundert Krusaden *)

*) Ein Krusado oder portugiesischer Thaler, von 480 Rees, thut 1 fl. 7 1/2 kr. im 20 fl. Fusse.

abzunehmen, welche ihm als Ersaz für die in diesem Haven gehabten Kosten sehr willkommen waren.

Am 27sten Junius 1725 segelte der Ritter **Des Marchais** endlich mit seiner Fregatte von der Prinzeninsel ab, und richtete seinen Lauf nach **Kayenne**. Der Wind war gar nicht günstig, und die Fahrt sehr langweilig.

Am 28sten Julius stieß er auf ein Schiff, das mit vollen Segeln auf ihn zukam; er sah, daß es feindselige Absichten hatte, und da Frankreich damals mit allen Nazionen im Frieden lebte, und kein barbarischer Seeräuber jemals in diese Gegenden kömmt, so mußte er dasselbe für einen kristlichen Korsaren halten. Dies war es auch. Unser Ritter ließ sogleich alle Vorkehrungen zur kräftigsten Gegenwehr treffen, und alles war bereit, als der Korsar herbeikam. Dieser führte weisse Flaggen mit rothen Säbeln, schien sehr stark bemannt zu seyn, und feuerte eine Kanone ohne Kugel auf unsre Fregatte ab, die ihren Weg fortsezte, ohne sich daran zu kehren. Nun schoß der Korsar vier Kugeln auf die Fregatte, und stekte blutrothe Flaggen auf. Der Ritter gab ihm dafür eine volle Lage, und seine Leute machten ein lebhaftes Musketenfeuer. Der Korsar rief, sie sollten sich ergeben, man wolle ihnen gute Bedingungen machen. Die Antwort wurde mit Kanonen gegeben, und unsre Fregatte feuerte so gut und so schnell, daß die Waghälse,

die sich auf das Tauwerk des Korsaren postirt hatten, und mit drohender Mine und gezogenem Säbel in die Fregatte herüber zu springen bereit schienen, nacheinander in das Meer herab purzelten, und daß auf dem feindlichen Schiffe selbst grosse Unordnungen zu entstehen schienen. Der Korsar war über die tapfere Gegenwehr der Fregatte betroffen, doch stekte er schwarze Flaggen auf, um dadurch anzudeuten, daß Niemand verschont bleiben sollte, wenn sie sich nicht sogleich ergäben. Auch diese Drohung wurde nur mit Kanonen und Musketen beantwortet, und das Feuer war so lebhaft und anhaltend, daß der Feind keine Mine machte, entern *) zu wollen. Das Gefecht dauerte schon zwei ganze Stunden, als endlich der Besaansmast **) des Korsaren zerschmettert umschlug, und den Hauptmast mit sich in das Meer riß. Das Schiff war also nicht mehr im Stande sich zu vertheidigen, und würde von unserm Ritter leicht erobert worden seyn, wenn er das Leben seiner Leute in einem Gefechte mit mehr als fünfhundert Verzweifelnden hätte aussezzen, oder sein Schiff der Bosheit dieser Schurken Preiß geben wollen. Er überließ sie ih=

*) D. h. mit dem Säbel in der Hand in das feindliche Schiff überspringen, um es also durch Sturm zu erobern.

**) Der Besaans-Mast ist der Mast auf dem Hintertheile des Schiffs, der Hauptmast steht in der Mitte und der Fokmast auf dem Vordertheile.

rem Schiksal in einem mastlosen Schiffe auf dem weiten Ozean, und sezte seinen Lauf weiter fort. —

Am 26sten August kam **Des Marchais** endlich ziemlich glüklich zu **Kayenne**, dem Ort seiner Bestimmung an, brachte aber von den 138 Negersklaven, die er von Guinea mitgenommen hatte, nur noch 66 Lebende mit sich dahin.

Von da kehrte dann unser Ritter wieder nach Europa zurük.

VIII.

Willhelm Smith's

brittischen Ingenieurs

Reise nach Guinea.

In den Jahren 1726 und 1727.

Von dem brittischen Ingenieur Willhelm Smith, der im Jahre 1726 von der englisch-afrikanischen Gesellschaft nach Guinea geschikt wurde, um Karten von den Küsten, und Plane von den brittischen Forts und Niederlassungen aufzunehmen — und von seiner nachher erschienenen Karten- und Plane-Sammlung ist schon im siebenden Bande dieses Werks das Nöthige vorläufig gesagt worden *).

Auch ist daselbst **) derjenige Theil der Smithschen Reisebeschreibung, welcher die Küste von Sierraleona, und Smith's Abentheuer auf derselben betrifft, schon Auszugsweise eingerükt worden.

*) Nämlich Seite 23, 49 und 170. des VII. Bandes dieses Werks.

**) Seite 170 bis 182 desselben VII. Bandes.

Hier folgt nun, eben so behandelt der grössere, wichtigere Theil derselben, welcher die Beschreibung von Smith's merkwürdiger Reise nach dem eigentlichen Guinea enthält.

Die Leser belieben also, um den abgeschnittenen Faden desto besser wieder anzuknüpfen, die kurze Erzählung von Smith's Reise nach Sierraleona nochmals zu überblikken, und dann hier fort zu lesen.

Willhelm Smith's
brittischen Ingenieurs
Reise nach Guinea.

In den Jahren 1726 und 1727.

Willhelm Smith, den ein gefährliches Fieber zu Sierraleona niedergeworfen hatte, war noch so krank, als er am 18ten Dezember von der Insel Bense (im Sierraleonaflusse) mit der Schaluppe Bonetta unter des Hauptmann Livingstone's Kommando abfuhr, daß er erst am 4ten Januar 1727 auf das Verdek gehen konnte *)

Am 25sten ankerte das Schiff auf der Rhede von Rio das Gallinas (Hünerfluß), wo sie das Schiff die Königinn Elisabeth wieder trafen, welchem sie schon im vorigen Jahre an der Küste von Sierraleona begegnet waren **). — Creighton, Hauptmann dieses Schiffes, lud hier den Hauptmann Livingstone zu sich an Bord auf einen Weihnachtschmaus ein. Bei dieser Gelegenheit

*) Das Datum der Abreise Smith's von Sierraleona ist S. 182. im VII. B. dieses Werks durch einen leicht erklärbaren Irrthum auf diesen 4ten Januar 1727 gesezt worden, da es doch der 18te Dezember 1726 war.

**) M. s. im VII. Bande d. W. am angef. Orte.

wieß er ihm einen Brief, den ihm ein Engländer geschrieben hatte, Namens **Benjamin Croß**, vormals dritter Bootsmann auf dem Schiffe die **Unternehmung**, unter Kommando des Hauptmanns **Meltisse**; dieser Unglükliche war von den Negern am Vorgebirge **Monte** drei Monate vorher gefangen genommen worden *). Dies hatten sie blos zur Wiedervergeltung gethan, um sich für die Wegnahme einiger ihrer Landsleute zu rächen, die ein englischer Kauffahrer ihnen weggeführt hatte. — **Smith** sezt hinzu: Dieses niederträchtige Verfahren ist bei den Sklavenhändlerschiffen von **Bristol** und **Liverpool** sehr gewöhnlich, und thut dem ganzen Handel mit den Negern auf dieser Küste einen ungemein grossen Schaden **).

Jener **Croß** hatte des Schiffs **Königinn Elisabeth** Ankunft zu **Rio das Gallinas** vernommen, und bat nun den Hauptmann desselben sehr flehentlich, ihn, da er von seinem eigenen Schiff zurükgelassen worden war, doch zu lösen. Da aber dieser es nicht wohl thun konnte, weil er nach **Scherbro** bestimmt war, so versprach der Hauptmann **Livingstone**, den armen Kerl loszukaufen, sobald er nach dem Vorgebirge **Monte**

*) Panyaret nennen dies die Negern.

**) Smith bedenkt hiebei nicht, daß auch ihn der Vorwurf eines harten Betragens gegen die Negern treffe! Man erinnere sich an seine Behandlung des Königs von Scherbro! — (VII. B. d. W.)

käme; denn er fuhr die Küste hinunter denselben Weg, den die Unternehmung genommen hatte.

Denselben Tag kam auch die **Freundschaft**, eine Brigantine von Bristol auf der Rhede von Rio das Gallinas vor Anker. Ihr Führer **Barry** speiste auch mit auf der **Königinn Elisabeth**; sobald er aber betrunken war, wurde er grob und brutal, und beleidigte die beiden Hauptleute; diese liessen ihm auch ihre Empfindlichkeit über sein unartiges Betragen merken, und nun ward der Tollkopf **Barry** so aufgebracht, daß er wütend auf sein Schiff zurükkehrte, und ganz nach Art der Seeräuber einen Schuß auf die **Königinn Elisabeth** that, der beinahe den Vordersteven *) weggenommen hätte. **Livingstone** eilte sogleich in seine Schaluppe, um sein Schiff in Vertheidigungsstand zu sezzen; als er nun sah, daß die Brigantine auf ihn zusteuerte, so ließ er einige Kanonen auf sie abbrennen. Dies Kompliment kam dem tollen **Barry**, der wahrscheinlich jezt auch von seinem Rausch erwachte, so unerwartet, daß er sich eilends davon machte. —

Am 26sten darauf verließ auch die **Bonetta** die Rhede von Rio das Gallinas, segelte wei-

---

*) Der Vordersteven eines Schiffes ist ein krummes Stük Holz, das an dem Vordertheile eines Schiffs von dem Kiel hinauf gehet, und diesen mit jenem verbindet.

ter, und kam am 29sten bei dem Vorgebirge **Monte** an, wo unsre Britten sich vier Tage aufhielten. Der Hauptmann **Livingstone** hielt seinen Verspruch, und löste hier den armen **Croß** für fünfzig Pfund Sterling *) aus, und brachte ihn an Bord der **Bonetta**, in welcher er am 26sten Januar 1727 auf der Rhede von **St. Andreas** anlangte. Hier lagen damals verschiedene englische und französische Kauffahrteischiffe, worunter glüklicher Weise auch Hauptmann **Meltisse**, welcher seinen losgekauften Bootsmann **Croß** wieder annahm, und dem Hauptmann **Livingstone** das ausgelegte Lösegeld zurükbezahlte.

Smith macht hiebei die Bemerkung, daß die Negern am Vorgebirge **Monte**, die zum handeln ans Schiff kamen, so äusserst scheu waren, daß sie nicht an Bord gehen wollten, weil sie sich vor dem **Panyaren** (Wegnehmen) fürchteten. Die aber, welche sich dennoch an Bord wagten, sprangen, sobald sie nur einige Waffen erblikten, sogleich in ihre Kähne, und eilten, so schnell sie konnten, dem Lande zu. Ausserdem schienen sie sehr arbeitsam zu seyn, denn sie waren alle in Zeuche von ihrer eigenen Arbeit gekleidet **).

---

*) Ungefähr 500. fl. rheinisch.

**) Des Marchais (Th. I. S. 87.) rühmt die Negern am Vorgebirg Monte gar sehr; er sagt, sie seien sanft, gutartig, gesellig, freundlich, wenig eigennützig und sehr arbeitsam; auch versichert er, daß sie

Am 2ten Januar segelten unsre Britten weiter nach dem Vorgebirge **Mesurado**, wo sie am Tage darauf ankamen, und in acht Faden Wasser hinter dem Vorgebirge ungefähr zwei Seemeilen von der Mündung des **St. Paulsflusses** *) Anker warfen. Hier lagen sie bis zum nächsten Mittag; weil aber keine Negern zu ihnen an Bord kamen **), und sie sich auch nicht getrauten an das Land zu steigen, so fuhren sie weiter und segelten langsam ganz nahe längs dem Ufer hin, um eine Karte von dieser Küste aufzunehmen. Dies hielt sie jedoch sehr auf; denn sie mußten jede Nacht ihre Anker auswerfen.

Am 5ten Januar ankerten sie vor der Mündung des **Rio Junko**, in fünf Faden. **Smith** fuhr mit dem Langboote in den Fluß hinein, um die Tiefen und Strekken desselben zu untersuchen, und aufzuzeichnen. Die Mündung ist so sehr voller Klippen, daß es auch einem kleinen Schiffe unmöglich ist, in dieselbe einzulaufen; aber innerhalb derselben ist der Fluß schiffbar.

---

in ihrem Hauswesen weit reinlicher seien, als andre Negern. (Man wird ein Mehreres von denselben im nächstfolgenden Bande d. W. finden.)

*) So wird auch der Fluß vom Kap Mesurado auf einigen Karten genannt.

**) Dies bestätigt das, was Des Marchais oben sagte.

Abends kehrte Smith wieder an Bord zurük, ohne daß er Gelegenheit gehabt hätte, mit den hierwohnenden Negern zu sprechen, die er doch in grosser Zahl am Ufer gesehen hatte.

Am folgenden Tage lichteten unsre Britten die Anker, fuhren die Küste weiter hinunter, und Smith sezte dabei seine Ausmessungen fort. So kamen sie am 9ten Januar zum Flusse Sestos, wo sie Anker warfen, und sechs Tage in Gesellschaft der Brigantine, die **Vorsicht** von London, unter dem Hauptmann **Cutler** liegen blieben. Smith wußte sich diese Zeit zu Nuz zu machen. Er untersuchte den Fluß und seine Ufer, maß ihn geometrisch aus, und nahm die ganze Gegend auf.

Er fand die Einfahrt des Flusses so voller Klippen und Untiefen, daß bloß ein Langboot hineinkommen kann, ohngeachtet das Bekken innwendig geräumig und breit genug ist. Auf der rechten Seite des Flusses gleich bei der Einfahrt ist eine grosse schöne Negerstadt, die Sestos nach dem Flusse genannt wird.

Unsre Britten nahmen hier Holz und Wasser ein, wogegen sie dem Könige ein kleines Geschenk machten. Die Bewohner dieser Gegend sind gegen alle Fremde sehr höflich, nur gegen die Engländer sind sie äusserst schüchtern*). Die Lebensmittel sind

*) Auch dies gehört zur Bestätigung des Verdachts, daß Engländer und Holländer ehmals den Negern

sind hier zwar nicht theuer, aber selten, ausser dem Reiß, den man in Menge haben kann.

Am 15ten Januar segelten unsre Seefahrer von Rio Sestos wieder ab, und kamen am 20sten darauf zu Sestro Krow an. Ungefähr eine Stunde nach ihrer Ankunft kam ein Kahn zu ihnen herangerudert; sie fragten einen von den Negern, der etwas englisch sprach, ob es Ziegen, Schweine oder Hüner hier auf dem Lande gebe? Der Neger antwortete, sie hätten hier alles im Ueberflusse. Dies verleitete unsre Britten, hier zu verweilen.

Am folgenden Tage nahm Smith die Küste auf, untersuchte die Untiefen, und gieng dann mit dem Hochbootsmanne ans Land, wo sie von einer Menge Einwohner empfangen, und nach der Negerstadt geführt wurden. Die Häuser derselben waren alle fünf Fuß hoch über der Erde, entweder der schädlichen Dünste oder der wilden Thiere wegen auf Pfeiler gebaut *). — Aus dem ausserordentlichen Angaffen der Leute daselbst zog Smith den Schluß, daß sie noch nicht viele Fremde möchten gesehen haben.

auf dieser Küste Anlaß zum Mistrauen in sie gaben — und daraus flossen dann die nachtheiligen Berichte von diesen schüchternen Negern.

*) Eine Bauart, die nicht nur in vielen Theilen von Afrika, sondern auch in andern Erdgegenden bei unkultivirten Völkern sehr üblich ist. (In der Folge noch ein Mehreres davon.)

Da es ihre angelegenste Sorge war, sich mit Lebensmitteln zu versehen, so gieng der Hochbootsmann Carse ohne weiters sogleich zu dem obersten Befehlshaber dieser Stadt, der eine Art von kleinem Könige ist, und bat um die Erlaubniß, hier handeln zu dürfen; diese erhielt er auch auf der Stelle. Es war gerade Mittag, und Carse traf den erwähnten Negermonarch bei der Tafel an — man verzeihe mir diese vielversprechende Benennung einer Bettlersmahlzeit! — Seine negerische Majestät waren so gefällig, daß sie allergnädigst geruhten, den brittischen Hochbootsmann zu ihrem frugalen Imbiß huldreichst einzuladen. Dieser bestand zwar nur aus Reiß mit Palmöl gekocht; dennoch standen hier nakte schwarze Kammerherren zur Aufwartung, deren einer dem Britten, als er die Einladung unterthänigst angenommen hatte, eine Muschel statt eines Löffels überreichte. Nach der Mahlzeit bat ihn der Negerkönig die Muschel einzustekken, welches er auch that; da er aber fortgehen wollte, so gab man ihm nicht undeutlich zu verstehen, er dürfe sich nicht eher entfernen, als bis er ein Geschenk für die Muschel gemacht — und also die Zeche bezahlt hätte. Er war bereit dazu und gab dem Könige ein kleines Geschenk aus seiner Tasche, welches von seiner hungrigen Majestät sehr begierig angenommen wurde, und hierauf ward der Hochbootsmann in Gnaden entlassen.

Wegen der Lebensmittel war alle ihre Bemü-

hung vergeblich. Sie hatten sich in ihrer Hoffnung garstig betrogen; denn es gab hier nichts als Malaghettapfeffer *), und einige Ananas **).

Die Zeit war also verloren, die sie hier zubrachten; was konnte auch ein so armes Land für Reize für sie haben? Was nüzte sie die Bereitwilligkeit des Negerkönigleins, der sich so gern die Gunst der Europäer erworben hätte, und so gierig nach ihren Geschenken haschte ***?) —

Unsre Britten mußten ein gesegneters Land, und reichere Negern suchen; sie lichteten daher am 22sten Januar die Anker, und kamen am 24sten darauf bei dem Vorgebirg das Palmas (oder dem Palmenkap) vorbei. Ungefähr sieben Seemeilen nordöstlich von diesem Vorgebirge liegt die Stadt

*) Die mehrerwähnten Paradieskörner, Amomum grana paradisi. L.

**) Die bekannte köstliche Pflanze, Bromelia Ananas. L. die von den Engländern Pine-apple, Fichtenapfel genannt wird, daher dollmetschte hier der deutsche Uebersezzer im III. B. der allg. Hist. d. R. — Tannapfel! —

***) Dies Land ist sonst an sich gar nicht so arm, wie man aus der im nächsten Bande d. W. folgenden nähern Beschreibung desselben ersehen wird; ich vermuthe daher, daß hier irgend etwas anders Ursache war, daß unsre Britten keine Lebensmittel daselbst bekommen konnten.

Ostende *); hier erzählte man ihnen, daß die Einwohner der benachbarten Stadt **Andreas** **) vor Kurzem die Negerstadt **Druin** bekriegt, und in Asche gelegt, die Männer, Weiber und Kinder aber an die Schiffe, welche zu **Andreas** vor Anker lagen, sehr wolfeil verkauft hätten. Auf diese Nachricht schifften unsre Engländer nach **Druin**, und von da weiter nach dem **Rio St. Andreas** (Andreasflusse) wo sie am 26sten Januar ankamen. Auf der Rhede daselbst trafen sie das englische Kauffahrteischiff die **Unternehmung**, und ausser demselben noch verschiedene andre englische und französische Schiffe, die hier vor Anker lagen.

An der Mündung des **St. Andreasflusses** ist eine vortrefliche Rhede für die Schiffe; auch ist dieser Ort seit der Zerstörung **Druin's** ein guter Handelsplaz geworden.

Smith maß hier die Bai, und nahm die Küste auf; dann fuhren sie, ohne sich weiter zu verweilen, die **Quaquaküste** hinunter. Diese er-

*) Eine Negerstadt dieses Namens findet sich zwar auf der Spezialkarte im III. B. d. Allg. Hist. d. R. N. 29. — aber eine nähere Nachricht davon konnte ich nirgends finden.

**) Dies soll wol nichts anders heissen, als: eine Negerstadt am Flusse St. Andreas; denn eine Stadt dieses Namens findet sich nicht auf den Spezialkarten.

strekt sich von dem Vorgebirge das **Palmas** Ost und gen Nord, etwa hundert Seemeilen nach dem Flusse **Manga**, den einige **Rio Kobra**, andere den **Goldfluß** nennen. Sie ist nicht so stark bewohnt, als die **Pfeffer**= oder **Körnerküste**.

Auch hier hielten sie sich gar nicht lange auf, sondern schifften immer weiter ostwärts an der Küste hin.

Am 4ten Februar warfen sie fünf Meilen westwärts von **Axim** Anker. Dieses ist das erste holländische Fort auf der Goldküste *), eine niedliche dreiekte Vestung mit eilf Kanonen, und einer Batterie in jedem Winkel. Die Batterie nach der See zu hat fünf, und jede von den beiden nach dem Lande zu drei Kanonen. Unter den Kanonen des Forts ist eine grosse ansehnliche Negerstadt erbaut, so wie man dies bei allen europäischen Forts auf der Goldküste findet.

Sieben oder acht (englische) Meilen von **Axim** ist ein anderes grosses, schönes Fort, welches die Brandenburger erbaut haben, jezt aber den Holländern zugehört, und unter dem Namen **Connys Schloß** bekannt ist; welches daher kömmt: Als die Preussen diese Küste verliessen, so übergaben sie dies Fort einem schwarzen **Kaboschir**, Namens **Johann Conny**, mit dem strengsten

*) Wenn man nämlich die Goldküste vom Kap Apollonia an rechnet.

Befehl, es Niemand anders als Preussen zu übergeben. Kurz darauf verkaufte der König von Preussen seinen Antheil an der Küste von Guinea der holländisch = westindischen Gesellschaft, worunter nebst diesem Fort noch ein anderes nicht weit von dem Vorgebirge der **drei Spizzen** begriffen war. Als die Holländer davon Besiz nehmen wollten, widersezte sich **Johann Conny**; woraus ein Krieg entstand, welcher einige Jahre dauerte, und den Holländern viel Blut und Geld kostete. Der Negerfürst **Conny**, auf seine Siege stolz, wurde ein Todfeind der Holländer; er hatte von dem äussern Thore nach der innern Abtheilung seines Schlosses mit den Hirnschädeln der erschlagenen Holländer einen schmalen Weg pflastern lassen, und bediente sich auch eines grossen holländischen, mit Silber eingefaßten Hirnschädels zu seinem Trinkgeschirre *). Dessen ohngeachtet gelang es den aufgebrachten Holländern im Jahre 1724 ihn aus seinem Schlosse zu verjagen, von wo aus er in das Land **Fantin** floh **). —

*) Dies alles wird oben S. 212. u. ff. von Atkins etwas anders erzählt.

**) Atkins (m. s. oben) war früher hier, als der Negerfürst noch im Besizze des Kastells war. Zur Zeit als Des Marchais hier vorbeischiffte, waren die Holländer gerade mit der Belageruug desselben beschäftigt. Die weitere Geschichte der europäischen Niederlassungen in Guinea folgt im X. Bande.

Am 6ten Februar ankerten unsre Britten bei diesem berühmten Schlosse in sechs Faden Wasser. Gegen Abend schikte der holländische Statthalter einen Kahn zu ihnen, und ließ ihnen Holz und Wasser anbieten. **Smith** glaubt aber, daß er ziemlich theuer damit gewesen seyn würde, wenn sie dieses Anerbieten angenommen hätten; weil man ihn versichert hatte, alle holländischen Statthalter in ihren auswärtigen Besizzungen hätten Befehl, kein englisches Schiff mit Holz oder Wasser zu versehen, wenn es nicht einem grossen Kaufmanne gehörte. Durch denselben Kahn, der ihnen jenes Anerbieten brachte, erfuhren sie auch, daß die Holländer an verschiedenen Orten nach einer Küste voll Goldstaub nachgruben, die der erwähnte **Johann Conny** vor seiner Flucht vergraben haben sollte. Ihre desfalls angestellten Versuche waren aber alle vergebens gewesen.

Am 7ten Februar reißten sie von **Friedrichsburg** (dies ist der eigentliche Name des gedachten Forts) ab, und fuhren von da nach **Dixkove**, **Sukenda** und **Kommendo**, und ankerten darauf am 17ten desselben Monats auf der Rhede von **Kap Kors**, wo sie verschiedene andere Schiffe trafen.

Als **Smith** in dem **Kap Kors**=**Kastelle** ankam, lag daselbst ein Brief an den holländischen General=Direktor zu **Mina**, welchen ein holländisches Schiff zurükgelassen hatte. Unser Ingenieur

glaubte, diese Gelegenheit benuzzen zu müssen, um das holländische Hauptkastell in Guinea abzuzeichnen. Er fuhr deswegen mit dem Hauptmann Livingstone in einem Kahne dahin, unter dem Vorwande, dem Generaldirektor den gedachten Brief zu überliefern. Dieser mußte aber gute Spionen haben, denn als Smith seiner Meinung nach ganz unbemerkt und unerkannt in dem Kastelle zu Mina herumgieng, so folgte ihm der Generaldirektor auf dem Fusse nach, faßte ihn plözlich eh' er sich's versah beim Arme, und führte ihn mit sich in die grosse Halle zurük. Hier nannte er ihn sodann bei seinem Namen, und erklärte ihm, daß es ihm nicht gelingen solle, auch von Elmina einen Plan aufzunehmen, ob er gleich ganz Guinea mit sich in seiner Brieftasche zurükzunehmen im Begriffe sei. Diese unerwartete Anrede machte Anfangs den brittischen Ingenieur etwas bestürzt; er faßte sich aber gleich wieder, und antwortete: er hätte dem Herrn Generaldirektor mehr Kenntnisse von der Ingenieurkunst zugetraut; denn er sollte doch wissen, daß man einen Plaz unmöglich ohne Werkzeuge aufnehmen könnte, da er nun keine bei sich hatte, so wunderte er sich, wie man so etwas von ihm vermuthen könnte. Der Generaldirektor schwieg ein wenig; wahrscheinlich sah er jezt seinen Fehler ein; darauf bat er Smithen sowol, als den Hauptmann Livingstone zu Tische. — Er wieß erstern nachher einige unvollendete Abrisse dieses Forts von holländischen Ingenieurs entwor-

sen und angefangen, die von der westindischen Kompagnie in der nämlichen Absicht, wie Smith ausgeschikt, aber durch einen frühen Tod an der Ausführung ihres Auftrags verhindert worden sind.

Am 23sten März segelte Smith mit seiner Reisegesellschaft wieder von Kap Kors ab. Sie verweilten hier nicht länger, weil ihnen die Besazzung kein Wasser abgeben konnte, indem es gerade am Ende der troknen Jahrszeit war, wo man sich an der ganzen Küste von Guinea mit Zisternenwasser behelfen muß, das von den Dächern in Röhren abgeleitet wird.

Sie fuhren darauf weiter nach Tantumquerry *), und am 27sten desselben Monats ankerten sie zu Winnebah **) in fünf Faden. Hier bekamen sie aus der Zisterne des Forts gutes frisches Wasser. Diese Zisterne hat einen felsichten Boden, und scheint auch eine Quelle zu haben; denn ob man gleich einige Tonnen Wassers herausschöpfte, so konnte man doch nicht bemerken, daß die Höhe des Wassers um einige Zolle sank.

Am 28sten darauf lichteten sie wieder die Anker, und kamen am 30sten nach Akra †). Der Landungsplaz ist hier sehr sicher, weil ihn einige Klip-

*) Eine brittische Niederlassung.

**) Ebenfalls.

†) Hier ist ein holländisches, englisches und dänisches Fort — ihre Beschreibung in der Folge.

pen dekken, die davor liegen, und die Gewalt der Wellen brechen.

Während unsre Britten sich hier aufhielten, gieng einst **Smith** mit einem englischen Faktor durch das Thor des holländischen Forts, wo einige holländische Herren standen. Man nahm ihn aber wider seine Vermuthung ganz frostig auf, man lud ihn gar nicht, wie es doch sonst gewöhnlich ist, zur Tafel, ja man dachte nicht einmal daran, ihn in das Fort hinein gehen zu heissen, auch erhielt er die ganze Zeit seiner Anwesenheit dahier keinen Besuch von einem Holländer. Vielleicht hatten sie errathen, wer er war, oder gar von ihrem Generaldirektor zu **Elmina** Befehl bekommen, ihn nicht zu sich zu lassen.

Am 3ten April segelten sie dann weiter, und kamen am 5ten darauf an der Mündung des grossen Flusses **Volta** vorbei, den die Portugiesen seines reissenden Stroms wegen so nennen, welcher auf acht Seemeilen vom Ufer Wellen erregt, und die Farbe des Wassers verändert. Er scheidet die Goldküste von der Sklavenküste.

Am 7ten desselben Monats kamen sie mit Tagesanbruch auf der Rhede von **Fidah** vor Anker, und begrüßten das über eine Meile vom Ufer entfernte Fort mit Kanonenschüssen. Diese Rhede ist der gefährlichste Ankerplaz auf der ganzen Küste von Guinea, weil die See hier so weit vom Lande Wellen wirft, und so ungestümm ist, daß kein euro-

päisches Boot auf 200 Ellen hinankommen kann, sondern auf Negerkähne warten muß, welche die Leute und Waaren ans Land führen *).

Smith erstaunte, als er hier sah, mit welcher Geschiklichkeit die Negern sie durch die grossen Wellen führten, und ihren Kahn auf einer von den Wellen ein gut Stük auf das Land hinauf laufen liessen. Nun sprangen sie alle heraus, und schleppten es etliche Ellen mit sich ans Land hinauf, damit es die nächstkommende Welle nicht erreichen konnte. Es ist zwar möglich, aber gar nicht wahrscheinlich, daß ein Mensch, dessen Kahn in diesen Wellen umgeworfen wird, sich durch schwimmen rette; denn wenn er auch Kraft und Geschiklichkeit hätte, den tobenden Wellen zu entgehen, so könnte er es doch nicht leicht vermeiden, von den gefrässigen Haifischen verschlungen zu werden, die den Kähnen immer, in Hoffnung eines Raubs, nachfolgen **).

*) Diese Barre, und die Art über sie zu sezzen, ist schon oben nach Des Marchais beschrieben worden.

**) Zwar spricht Des Marchais nichts von dieser Gefahr auf der Küste von Fidah, dennoch erwähnt er auch der Haifische in dieser Gegend, welche den Sklavenschiffen nachzufolgen pflegen, um die Negern zu erhaschen, die etwa als Todte ins Meer geworfen werden, oder die aus Verzweiflung selbst hineinspringen.

Die Schiffe, welche hieher handeln, haben keine Waarenhäuser am Ufer, sondern schlagen statt derselben jedes Mal Zelte auf. Smith gieng, als er hier ans Land gestiegen war, zu einem französischen Zelte, wo ihm der Bootsmann, welcher die Aufsicht über die Waaren hatte, und welcher ein Irländer war, auf englisch einen Trunk anbot, den er auch annahm. Er sah daselbst viele Anker Branntwein im Zelte liegen, die alle von aussen naß waren. Smith wunderte sich darüber, und fragte nach der Ursache; der Bootsmann berichtete ihm darauf, sie wären alle bei der Ueberfahrt aus dem Langboote geworfen, und nachher wieder aufgefischt worden; dabei erzählte er ihm, daß sich einer von den Negern zu weit in die See nach einem Anker Branntwein gewagt hätte, und von einem kleinen Haifische angepakt worden wäre, von dem er aber, mit Hülfe seines Messers wieder glüklich los kam; die nächste Welle aber habe zwei andere Haifische mit sich gebracht, die den armen Menschen vor ihren Augen in Stükken zerrissen.

Smith schauderte bei dieser traurigen Erzählung, und der Gedanke an die verwünschten Haifische, die so leicht und so gierig einen Menschen wegschnappen, flößte ihm einen heftigen Widerwillen gegen diese Küste ein.

Sobald die Tragmatten, welche unsern Ingenieur mit seiner Gesellschaft in das Fort bringen

sollten, in Ordnung waren, sezten sie sich hinein, und wurden so über drei Arme eines Flusses getragen *). Von hier aus giengen sie zu Fusse, weil die Gegend ausnehmend schön war; ja **Smith** versichert, er habe nie eine angenehmere gesehen.

Sie kamen endlich bei den Forts an. Das französische steht nur einen Musketenschuß von dem englischen; beide sind mit einem dikken Lehmwalle umgeben, um welchen her ein tiefer Graben gezogen ist **). Das englische Fort ist groß und hat vier Batterien, auf welchen 17 schwere Kanonen stehen. Diesem Fort ist die Faktorei **Jakquin** ***), etwa zwölf Meilen östlicher, und die zu **Sabi**, ungefähr fünf Meilen nördlicher, untergeordnet. Leztere Niederlassung war vor wenig Jahren durch die siegreiche Armee des grossen und berühmten Königs von **Dahome** in die Asche gelegt worden ****). Die erste Beute dieses Eroberers war im J. 1724 **Groß Ardrah**, 50 (englische) Meilen nordwestlich von Sabi. Der König von **Ardrah** stand mit dem brittischen Statthalter **Baldwin** zu **Fidah**

*) Dies ist der Fluß Jakin, der hier zwei Inseln hat, welche die gedachten drei Arme bilden.

**) Auch ein portugiesisches Fort war hier. Alle drei bei dem Dorfe Gregoi oder Gregue; diese Niederlassung wird auch nach dem Namen des Landes Fidah genannt.

***) Im Königreich Ardra, am Flusse Jakin.

****) Wovon in dem hierunten folgenden Briefe, und im XI. B. d. W. noch ein Mehreres.

in Geschäften; da sie wegen ihrer Rechnung nicht miteinander in Richtigkeit waren, so behielt der König den englischen Faktor **Lambe** als Geisel zurük, um den Statthalter **Baldwin** dadurch zu nöthigen, seine Rechnung desto schleuniger zu berichtigen. Zu derselben Zeit wurde **Ardrah** durch des Königs von **Dahome's** Heer belagert, und nach einem tapfern Widerstande eingenommen, wobei der König von **Ardrah** am Thore seines Pallasts umkam. **Lambe** wurde aber als Gefangener vor den feindlichen General gebracht, der aus Verwunderung über ein so seltsames Geschöpf, als ein weisser Mensch ist, ihm das Leben schenkte, und ihn zu dem Könige seinem Herrn führte. Dieser befand sich damals zweihundert (englische) Meilen weit im Innern des Landes, wohin zuvor noch nie ein Weisser gekommen war. Von da aus schrieb **Lambe** an den Statthalter **Tinker**, welcher dem **Baldwin** in der Statthalterschaft zu Fidah nachgefolgt war. Dieser theilte unserm **Smith** eine Abschrift von jenem Briefe mit. *)

Nach dieser glüklich gelungenen Eroberung unternahm der König von **Dahome** eine Landung zu **Fidah** und belagerte im Jahre 1726 die Haupt-

*) Smith nahm diese Abschrift in sein Tagebuch auf, und daraus entlehnt folgt dieser gewiß merkwürdige Brief hier als Beilage am Schlusse von Smith's Reisebeschreibung.

stadt Sabi, wo der König seinen Siz, und die Engländer, Franzosen und Portugiesen Faktoreien hatten. Nach wenig Stunden hatte dieser Plaz das nämliche Schiksal wie Ardrah. Seine Majestät der König von Fidah entrann; er war ein sehr grosser und fetter Mann, und ließ sich in einer Tragematte wegschleppen. Die europäischen Faktoreien wurden geplündert, und die Weissen gefangen in das Lager zu Ardrah zu dem Könige von Dahome geführt. Der Statthalter Tinker, welcher auch vor den Eroberer gebracht wurde, erklärte ihm freimüthig: es würde ihm in den eroberten Ländern keinen Vortheil bringen, wenn er die Weissen mishandelte; im Gegentheil würde dieses die Schiffe abschrökken an seinen Besizzungen zu landen und dadurch würde aller Handel aufhören und mit demselben auch seine eigne Größe abnehmen. Der König gab ihm Recht, und sagte, sein General hätte es wirklich ohne seinen Befehl gethan. Er sollte nur wieder mit den übrigen Engländern nach dem Forte zurükkehren, welches sie auch einige Tage darauf thaten. Als sie aber durch Sabi nach Fidah reisten, ließ der General ohne königlichen Befehl ihre Faktoreihäuser vor ihren Augen in Brand stekken. Ein trauriger Anblik für diese guten Leute, besonders für den französischen Handelsdirektor, der nicht wie Tinker, nach Europa zurükkehren wollte, sondern sich schmeichelte Sabi und die dortige Handlung wieder hergestellt zu sehen! — Dieser barbarische General benahm ihnen aber gar bald al-

le Hoffnung dazu; worauf sie ihren Weg nach den Forts nahmen.

Nur Ein Beispiel von der Grausamkeit dieses schwarzen Heerführers. Um die Jugend schon frühe an das Blutvergiessen zu gewöhnen, ließ dieser Tyrann allen verwundeten und alten Gefangenen, die nicht zum Verkaufe tauglich waren, durch Kinder von sieben bis acht Jahren die Köpfe abschlagen. — *)

Die Stadt **Sabi** (oder **Xavier**) hatte ohngefähr fünf Meilen im Umkreise, die Häuser waren artig, obgleich nur aus Lehmwänden gebaut, denn im ganzen Lande giebt es keinen Stein, der nur so groß wie eine wälsche Nuß wäre. Die Faktoreien waren dennoch nach europäischer Art luftig und geräumig mit vielen artigen und bequemen Zimmern gebaut. Jede hatte eine grosse offene Halle mit kühlen Gängen, die alle auf gleicher Erde waren, und unter denselben befanden sich die Waarenhäuser. Diese angenehmen Wohnungen fanden die Europäer ihrer Gesundheit sehr zuträglich. — Die Stadt überhaupt war so volkreich daß man sich bei dem Volksgewimmel nur mit Mühe durch die wirklich sehr breiten Strassen drängen konnte. Täglich

*) Von der unmenschlichsten Grausamkeit des schwarzen Tyrannen von Dahome und seiner Knechte, werden wir in der Folge noch mehrere, noch schröklichere Beispiele auffinden.

lich war Markt, wo man ausser den Lebensmitteln auch noch allerhand europäische und afrikanische Waaren feil hatte. In einiger Entfernung von den europäischen Faktoreien war ein grosser von Bäumen beschatteter Plaz, auf welchem die europäischen Kaufleute und Kapitäne wie auf einer Börse handelten. Alles dieses war aber wenige Tage vor Smiths Ankunft in Graus und Asche verwandelt worden *). —

Der 20ste April war ein windstiller Tag, diesen benuzte **Smith** und seine Gesellschaft, um sich von **Fidah** aus nach ihren Schiffen bringen zu lassen. Ihr Kahn lag auf dem Ufer mit dem Vordertheile nach der See gekehrt, die Reisenden mußten sich ins Vordertheil sezzen, weil die Kahnführer hinten gemeiniglich zu eilf oder dreizehn an ihren Rudern stehen. Als sie sich festgesezt hatten, nahmen die Negern die Gelegenheit in Acht mit dem Kahne auf den Rükken einer Welle zuzulaufen; hierauf sprangen sie hinein, und brauchten ihre Ruder so geschikt, daß ehe die nächste Welle wieder kam, sie vor denen, die sich am Ufer brechen, sicher waren. Die Gefahr war aber noch nicht ganz vorüber, denn einige dreissig Ellen weiter hinaus ist eine Barre, wo die See noch ungestümmer als am Ufer ist. Sie kamen aber auch glüklich über diese und noch über eine dritte, welche die allergefährlichste ist. Zwischen diesen

*) M. s. den nachfolgenden Brief.

beiden sich brechenden Wellen, die wie der rollende Donner brüllten, ruderten sie beinahe eine Viertelstunde fort. Als sie aber endlich eine grosse Welle brechen sahen, thaten sie einen Stoß gegen dieselbe, und fuhren sogleich durch die nachfolgende, die gewöhnlich sehr klein zu seyn pflegt, und kamen so zum größten Verdrusse der lauernden Haifische glüklich an Bord.

Am folgenden Morgen lichteten sie die Anker, segelten von dieser unglüklichen Küste weg, und kamen am 8ten Mai auf der Prinzeninsel an, wo sie frische Lebensmittel, Holz und Wasser einnahmen, und ihr Schiff kielten.

Am 16ten darauf fuhren sie von da wieder ab, und passirten am 20sten die Linie. Am 23sten entdekten sie das Vorgebirge **Lopez** *), welches der lezte Ort war, den sie an der afrikanischen Küste besuchten. Hier hatte Herr **Chaloner Ogle** den berühmten Seeräuber **Roberts** überwunden, wofür er zum Ritter ernannt wurde **). Unsre Reisenden hatten noch viele von den Gesellen jenes Seeräubers auf **Kap Rors** in Ketten hängen gesehen.

Da sie ungefähr vier Grade südwärts die Linie herunter gesegelt waren, kamen sie in den bestän-

---

*) Oder Kap Lobo Gonsalvo.

**) M. s. oben den Bericht des Augenzeugen Atkins hierüber.

digen Südostwind, und steuerten fast vier hundert Seemeilen in südlicher Breite westwärts ab, worauf sie sich nordnordwestlich wendeten, und die Linie wieder am 3ten Junius durchsegelten. Am folgenden Tage kamen sie in Windstillen, die immer um diese Jahrszeit, besonders den nordöstlichen und südöstlichen beständigen Winden nahe bei der Linie sind. Das Wetter war so trüb, düster und regnicht, daß die englischen Seeleute, die auf dem Verdekke bleiben mußten, nicht Kleider genug zu wechseln hatten, und selbst unter der Linie war es kalt und rauh. Gewöhnlich konnten sie sich tagtäglich auf einen **Tornado** *) gefaßt machen; mit Hülfe dieser Sturmwinde kamen sie aber in den wahren Nordostwind, und konnten dann mit gutem, günstigem und starkem Winde ihren Lauf nordnordwestlich bis zum ersten Julius halten. Sie befanden sich da in 13 Grad 19 Minuten Norder Breite. Auf einmal fanden sie, daß ihr Schiff ganz lek war, und daß mehr Wasser eindrang, als sie wegzupumpen im Stande waren; sie geriethen daher in eine grosse Angst, weil sie so weit von Lande entfernt waren, und kein Schiff zur Gesellschaft hatten. Nach fleissigem Nachsuchen entdekte der Hauptmann im Hintertheile etwa einen Fuß unter dem Wasser ein kleines Lek. Sogleich ließ er einen Theil der Ladung anderswohin bringen, wodurch das Hintertheil leichter, und

---

*) Siehe oben S. 131.

die Oeffnung aus dem Wasser gebracht wurde. Dessen ohngeachtet nahm das Wasser immermehr zu; sie wendeten daher das Schiff vor den Winde, wodurch es auch ungleich leichter wurde, so daß sie gerade mit beiden Pumpen eben so viel Wasser herausbrachten, als hineindrang. Nun beschlossen sie auf des Hauptmanns Vorschlag ihren Lauf nach Westindien zu nehmen, denn sie waren in dem beständigen Winde von Nordost, so daß in erwähnter Breite ein westlicher Lauf sie gerade nach Barbados bringen mußte. Die Entfernung betrug nach ihrer Berechnung siebenhundert Seemeilen. Warlich ein weiter Weg für ein Schiff, das bis zum Sinken lek ist!

Indessen beschlossen sie doch den Muth nicht zu verlieren, und sich so gut als möglich über dem Wasser zu erhalten. Zu dem Ende wurde Jedem seine Verrichtung angewiesen. Der Hauptmann sollte mit dem Hochbootsmann von vier zu vier Stunden am Steuerruder abwechseln; Wheeler und Smith sollten einander im Kochen ablösen, und für die Leute an der Pumpe warmen Punsch machen, wovon jeder alle vier Stunden, oder jede Wache anderthalb Pinten zur Erhaltung seiner Kräfte bekam. Die Bootsleute wurden ebenfalls in zwei Wachen zu den Pumpen vertheilt. Zwei kleine Neger-Jungen mußten Küchenjungen Dienste versehen u. s. w.

Nach Verlauf von zehn Tagen waren die Leute

des Schiffs alle durch die ausserordentlich strenge Arbeit schon sehr abgemattet, und fiengen an zu murren, ob ihnen gleich täglich frisches Vieh geschlachtet wurde, und man sich aufs eifrigste bemühete, sie mit der Hoffnung aufzumuntern, daß sie Barbados bald sehen würden. Ihr **Yawl** *) ein gutes breites Boot, das fünf Leute erforderte, war auf dem Verdekke, aber ihr Langboot wurde zwischen den Verdekken verwahrt, es verlangten daher verschiedene, daß es heraufgebracht, und nebst dem **Yawl** mit allen Nothwendigkeiten zum Lebensunterhalt, und zur Schiffahrt versehen würde, damit sie auf jeden Fall die Boote zur Zuflucht hätten. Dies wollten aber die übrigen nicht zugeben, aus Furcht, die Muthlosen möchten sich einmal bei Nacht in das Langboot werfen, und die übrigen verlassen, welches unvermeidlich das Verderben des Schiffs gewesen wäre, weil man alle Leute zum Pumpen nöthig hatte. — Unterdessen starben ihnen alle ihre seltenen fremden Thiere, aus Mangel an Wartung.

Am 16ten Julius wurden drei von den Leuten an der Pumpe ohnmächtig, und für todt vom Verdek getragen; weil man aber deßwegen, die von der folgenden Wache früher herbei rufen mußte, so konnte man Schrekken und Verwirrung auf allen Gesichtern lesen. Smith stellte aber die Ordnung

*) Dies englische Wort, das der Uebersezzer beibehalten hat, bedeutet nichts anders, als ein kleines Boot.

durch ein gutes Frühstük wieder her; während des Essens sprang einer von den Leuten an der Pumpe auf, lief im Freudentaumel wie ein Rasender umher, und schrie aus allen Leibeskräften: **Land! Land!** Jeder wollte es nun mit eignen Augen sehen. Man ließ daher das Essen stehen, und alle sahen mit wonnetrunkenem Blik nach der Gegend hin, wo der Erste Land entdekt hatte; die Augen eines Jeden bestätigten die erwünschte Nachricht. Es war wirklich die Insel **Barbados**.

An demselben Tage, nämlich am 16ten Julius Nachmittags um 4 Uhr ankerten sie glüklich in der Carlislebay, die damals voller Schiffe war. Noch in derselben Nacht kam **Thomas Leake, Esquire**, Agent der königlichen Gesellschaft, ihre ermüdeten Leute von der Pumpe abzulösen, und am folgenden Morgen gieng Smith in Herrn **Leakes** Wohnung. Hier traf er seinen Freund **D. Warren**, der ihn zu dem Statthalter **Worsley** führte, wo er zur Tafel geladen wurde; ihr Vergnügen ward aber durch die Ankunft der Nachricht von dem Tode seiner Majestät gar sehr gestört.

Unterdessen arbeitete man mit der größten Eilfertigkeit an der Wiederherstellung des Schiffs. Als nun einst der Hauptmann **Livingstone**, mit Herrn **Leake** und einigen anderen Herren am Borde war, pumpten die Leute einen kleinen halb

verfaulten Delphin heraus, der weder Kopf noch Schwanz hatte, und ungefähr zwei und dreissig Zoll lang war. Diesem Fische hatten die Britten aller Wahrscheinlichkeit ihr Leben zu danken; denn da er im Lek gelegen war, so hatte er dasselbe so weit verstopft, daß das Wasser nicht noch stärker eindringen konnte. Um deßwillen nahm ihn der Hauptmann, und bewahrte ihn sogleich in Weingeist auf, um ihn als Denkmal dieser höchst wunderbaren Rettung mit sich zu nehmen.

Nachdem das Schiff gehörig ausgebessert, gekielt und verpicht war, segelten unsre Britten am 18ten August 1727 wieder von Barbados ab. Sie hatten guten Wind, und eine glükliche Fahrt. Alle ihre Trübsale schienen nun überstanden zu seyn, und sie sahen nun täglich dem erwünschten Haven entgegen, indem sie ihre vaterländische Erde wieder betreten sollten.

Am 22sten September erreichten sie das Vorgebirge Lizard *), und kamen mit einem mittelmässigen Südwestwinde in den Kanal. Am 26sten waren sie der Insel **Wight** gegen über, von wo sie sich aber wegen des widrigen Windes nach **Portsmouth** wenden mußten. Sie liessen zwar

*) Südlich vom Vorgebirge The Land's End — des Landes Ende — welches die südwestlichste Spizze von England ist.

ihre Wimpeln wehen, und thaten drei Nothschüsse, aber kein Lotse wollte sich zu ihnen hinauswagen; endlich gelang es ihnen in Portsmouth noch denselben Tag glüklich einzulaufen, und Smith reiste dann von da nach London.

Beilage
zu Smith's Reise nach Guinea.

Bullfinch Lambe's,
vormaligen brittischen Faktors zu Sabi,
Brief an den brittischen Statthalter Tinker, zu Fidah *).

Aus Truro Audatis, Königs von Dahome **),
Palaste zu Abomeh, den 27sten November 1724.

Mein Herr!

Vor ungefähr fünf Tagen gab mir der König Ihren Brief vom 1sten jezt laufenden, und verlangte sogleich, daß ich solchen in seiner Gegenwart beantworten sollte, welches ich that. Aus der lezten Unterredung, die ich mit seiner Majestät gehalten,

---

*) Da dieser Brief zu Smith's Reisebeschreibung gehört, so füge ich ihn derselben unverändert bei, ob er gleich ein Beitrag zur Geschichte des grossen Negerkönigreichs Dahome ist, dessen nähere historisch-geographische Beschreibung erst im XI. B. d. W. folgen kann. Norris hat uns mit guten Nachrichten davon versehen. (M. s. die Einleitung im VII. B. d. W.)

**) Norris nennt diesen König: Guadscha Trudo.

als ich Ihren Brief bekommen, urtheile ich, daß er nicht sehr darnach verlangt, einen Preis zu meiner Loskaufung zu bestimmen; denn da ich ihm sehr anlag, mir zu sagen, unter was für Bedingungen ich loskommen sollte, so antwortete er immer, er verlangte nicht, mich zu verkaufen, ich sei kein Neger. Als ich weiter in ihn drang, so forderte er im Scherze siebenhundert Sklaven, welches Einen zu vierzehn Pfund gerechnet, auf zehn tausend Pfund Sterling käme. Diese ironische Art zu reden, machte, daß mir, wie ichs ihm auch sagte, das Blut in den Adern erstarrte. Als ich mich erholt hatte, fragte ich ihn, ob er mich für den König meines Landes hielte? Ich sezte hinzu, Sie und die Gesellschaft würden glauben, wir hätten beide den Verstand verloren, wenn ich schreiben sollte, was er mir sagte. Darauf lachte er, und sagte, ich sollte nichts dergleichen in den Brief sezzen; denn er wollte seinen vornehmsten Handelshauptmann schikken, mit ihnen darüber zu sprechen, und wenn Sie nicht was recht Schönes für ihn hätten, so müßten Sie seinetwegen an die Gesellschaft schreiben.

Zur Antwort sagte ich ihm, ich sähe wohl, ich sollte in seinem Lande sterben, und bäte nur, einige von seinen Leuten nach Kleidern und Nothwendigkeiten für mich zu schikken, welches er bewilligte. Ich sehe also, daß kein anderer Weg ist, mich loszumachen, als wenn ihm die Gesellschaft eine

Krone und Zepter zum Geschenke sendet, welches von dem, was man noch dem lezten Könige von Ardrah schuldig ist, kann bezahlt werden. Sonst glaube ich, wird ihm alles zu schlecht seyn, weil er mit Silber, gearbeitetem Golde, und andern Kostbarkeiten reichlich versehen ist, auch mit allen Arten von Rökken, Kleidungen, Hüten u. s. f. Er hat auch alle Arten gemeine Güter, ohne Maaß, und giebt Buschis, wie Koth weg, und Branntwein wie Wasser, denn er ist ungemein eitel und stolz. Bei dem allem ist er der größte Krieger und reichste König in diesem Welttheile, und wird sicherlich mit der Zeit alle Länder um ihn herum unter sich bringen. Er hat schon seine beiden vornehmsten Paläste rund herum mit Menschenschädeln belegt, so dikke sie an den Mauern an einander liegen können. Alle diese hat er im Kriege umgebracht. Jeder von diesen Palästen ist im Umkreisse grösser, als St. Jamespark, etwa anderthalbe Meilen in der Rundung.

Er spricht viel von Aufrichtung eines Vergleichs mit der Gesellschaft, und daß weisse Leute herkommen sollten. Sie müssen ihn dazu anfrischen, und melden, das Mittel dazu sey, mich loszugeben; denn er spricht, er wollte gern, daß Schiffe an einen Ort kämen, nur seiner Sklaven wegen, und ihm solche Dinge zu bringen, die sich für so einen König, wie er, schikten. Dieß alles höre ich willig von ihm an, und wenn Sie ihn in diesen Ge-

danken erhalten, so kann es ein wirksames Mittel seyn, mir aus diesen elenden Umständen zu helfen. Ich hoffe, meine gütigen Herren werden meinen Zustand in Betrachtung ziehen, und an das gedenken, was ich ihrentwegen so lange und so häufig ausgestanden, und in was für Elend ich noch bin. Ich bin von allen Ergözzungen des Lebens, nicht nur von meiner Frau und meinen Freunden, sondern von allem Umgange überhaupt abgesondert, gleichsam lebendig begraben, und glaube, nichts gleicht meinem Unglükke, da ich meine Jugend so umsonst an so einem verwünschten Orte zubringen muß.

Er hat es gern, wenn Briefe oder sonst etwas an mich kömmt, und es würde ihm zu verächtlich seyn, mir etwas vorzuenthalten, wenn es auch zwanzig Sklaven wären. Ich glaube auch nicht, daß er einen andern Weissen, welcher hieher käme, aufhalten würde; denn mich sieht er als einen Kriegsgefangnen an. Er schäzt mich sehr hoch, weil er nie einen Weissen hier gehabt hat, als einen alten portugiesischen Mulatten, den er, so viel ich rechnen kann, für fünfhundert Pfund von den Popoern gekauft. Ob dieser Weisse gleich sein Sklave ist, so hält ihn doch der König wie einen Kaboschir, und hat ihm zwei Häuser, und eine Menge Weiber und Bedienten gegeben. Vielleicht bessert er, (als ein Schneider) etwa alle zwei oder drei Monate eine Kleinigkeit für Seine

Majestät aus, aber sehr schlecht; so, daß wenn ein Schneider, Zimmermann, Schmidt, oder anderer Weisse, welcher frei wäre, herkommen wollte, er viel Verdienst haben, und grosse Gewogenheit geniessen würde, wenn er sich nur dieses Leben eine Zeitlang könnte gefallen lassen; denn Seine Majestät bezahlen Jeden, der für sie arbeitet, ausschweifend.

Vielleicht wäre dies auch ein Mittel, daß er mich gehen liesse, unter dem Versprechen, daß ich wiederkommen, und mit ihm handeln wollte. Jezt aber spricht er, wenn ich fortgienge, so wüßte er nicht, ob er jemals wieder Weisse zu sehen bekäme; denn er glaubet, sie vermehren seine Pracht. Wenn also einer, es möchte seyn wer es wollte, herkömmt, und wieder abreißt; so wird er auf die Gedanken gerathen, daß mehr Weisse kommen werden, und also mich gehen lassen, um sie dazu anzufrischen. Wenn mein Bedienter, Heinrich Tench, zu Whidah ist, und zu mir kommen will, so kann es ihm wohl mit der Zeit viel Vortheil bringen; denn weil es ein Knabe ist, wird ihm der König ganz und gar gewogen werden.

Ob ich gleich nichts für ihn thue, so hat er mir doch ein Haus und ein halb Duzend Sklaven und Sklavinnen gegeben, nebst beständigen Einkünften mich und selbige zu unterhalten. Wenn ich den Branntwein liebte, so könnte ich mich bald zu Tode saufen, weil genug davon da ist, wie auch von

Zukker u. dgl. Wenn er, wie oft geschieht, Ochsen schlachtet, so bekomme ich sicher mein Viertheil, und manchmal ein lebendig Schwein, Schaf oder eine Ziege, so daß ich nicht verhungern werde. Wenn er öffentlich ausgeht, so werden der Portugiese und ich gerufen, den ganzen Tag in der Sonne zu sizzen; nur dürfen uns unsere Jungen alsdann die **Rideysols** oder Sonnenschirme über die Köpfe halten. Aber er bezahlet uns gut dafür, zu Zeiten mit zwei, drei und vier **Grand Rabes**, und einer grossen Flasche Branntwein, daselbst zu trinken, nebst noch zwei oder drei mitzunehmen.

Auf diese Art leben also der Portugiese und ich, so gut wir können, und sind zufrieden, wenn wir uns nur noch gesezt erhalten. Weil ich meines elenden Lebens überdrüssig war, so bat ich Seine Majestät vor einiger Zeit, mich seinem Generale zuzugeben, daß ich zu Pferde mit in den Krieg gienge. Darein wollte er aber gar nicht willigen, und sagte, er verlangte nicht, daß ich umkommen sollte; denn er wollte mir bald was anders auftragen; daher sollte ich ruhig zusehen, was er thäte. Dieß verstehe ich jezt noch nicht. Der General war auch dawider, daß ich nicht in den Krieg gehen sollte; denn wenn ich umkäme, so möchte der König auf ihn, als ob er die Gelegenheit dazu gewesen, zornig werden. Indessen befahlen Seine Majestät, mir ein Pferd zu geben, und sagte, wenn er ausgienge, sollte ich bei ihm seyn. Er

läßt sich oft in einem schönen Tragesessel mit vergoldeten Aermen und Vorhängen austragen. Er hält sich auch oft in einigen seiner andern Paläste auf, die etliche Meilen von hier, und wie mir berichtet worden, eilfe an der Zahl sind.

Da es sehr beschwerlich ist, ein ungesattelt Pferd zu reuten, so bitte ich Sie, mir gewiß ein altes Pferdezeug, mit Spornen und Peitsche zu senden. Der König hat mir gleichfalls aufgetragen, Sie um das beste Pferdezeug, welches zu Whidah zu haben ist, zu schreiben, wofür er bezahlen will, was verlangt wird, auch um ein paar Schuhschnallen, und einen englischen Hund. Wenn Sie es für gut finden, so können Sie es an mich senden, mit der Versicherung, daß auch ein schlechtes Geschenk von mir nicht nur angenehm seyn, sondern auch mich beliebter machen wird, ich mag nun bleiben oder abreisen. Ich bitte also, schikken Sie mir dasjenige unfehlbar, was von diesen Sachen zu erhalten ist, wodurch nicht nur mein elender Zustand kann verbessert werden, sondern Seine Majestät auch auf die Gedanken kommen werden, daß man gar nicht daran denket, mich loszukaufen, und mich also, wenn sie einmal bei guter Laune sind, fortschikken dürften.

Ich hoffe, Sie werden kein Bedenken tragen, alles zu schikken, warum ich schreibe, da ich seit meines Aufenthalts in Guinea weder Besoldung, noch Kostgeld bekommen habe. Sie dürften sich

auch nicht wundern, daß ich um so viel schreibe, denn Seine Majestät haben befohlen, ein ander Haus für mich in einer Stadt zu bauen, wo er meistens hingeht, wenn er Kriegsanstalten machet. Dieß erfüllet mich mit betrübten Gedanken; denn es scheint, als dürfte ich sobald noch nicht aus der Gefangenschaft kommen.

Wenn Sie wollen, daß ich mit dem Könige um einige Sklaven handeln soll, so müssen Sie seinen Leuten davon sagen, und mir einen Aufsaz schikken; denn so lange ich hier bin, will ich gern der Gesellschaft alle mögliche Gefälligkeit erweisen. Ich muß aber alsdann ein Verzeichniß von allen Arten von Gütern mit Zeichen und Zahlen, auch den Preisen, zu Vermeidung des Irrthums erhalten.

Seine Majestät haben mir den größten Theil des Papiers abgenommen. Er hat jezt einen fliegenden Drachen im Kopfe, und ob ich ihm wohl gesagt habe, daß dieses nur ein Kinderspiel wäre, so spricht er doch, ich müßte einen für ihn und mich machen, damit zu spielen. Ich ersuche Sie also um zwei Buch ordentlich Papier, und etwas Gepaptes dazu, auch um ein Stük Lunte, denn Seine Majestät verlangen bisweilen von mir, ich solle seine grossen Stükke losbrennen, und ich fürchte, durch die Funken um meine Augen zu kommen. Er hat fünf und zwanzig Kanonen, von denen einige über tausend Pfund wiegen; man sollte denken, der Teufel hätte ihm geholfen, sie hieher

zu schaffen, da dieser Ort über zwei hundert Meilen von Whidah, und wenigstens hundert und sechzig von Ardrah ist. Seine Majestät vergnügen sich sehr, sie jeden Marktage zweimal rund herum abfeuern zu lassen, ausgenommen jezt, da seine Leute Lafetten dazu machen.

Ob er gleich ein Herr von grossen Gaben zu sein scheint, so findet er doch ein besonderes Vergnügen an Spielwerken, und seltsamen Einfällen. Wenn Sie Etwas dergleichen haben, so bitte ich, mir solches, wie auch Bücher und Gemälde zu schikken; denn er sieht gerne in Bücher, und trägt ordentlich ein lateinisches Meßbuch in seiner Tasche, welches er von einem Mulatten bekommen hat. Wenn er jemanden eine Bitte versagen will, so sieht er so aufmerksam in dieses Buch, als ob er es verstände.

Er schmattert gern auf Papier, und schikket mir oft Briefe, aber auch allemal einen Dollmetscher, mit einer guten Flasche Branntwein, und einen oder ein paar grossen Kabes. Wenn etwa dort eine abgesezte Beischläferinn ist, sie mag eine Weisse oder Mulattinn seyn, die nach diesem Lande kommen will, seine Frau zu werden, oder ihre alte Handthierung fortzusezzen; so würde ich durch sie seiner Majestät Herz gewinnen, und er würde alles glauben, was ich ihm vorsagte, z. E. daß ich fortgehen, und mit mehr Weissen von der Gesellschaft zurükkommen wollte. Kein Weibsbild,

das herkommt, hat sich etwa eines Zwanges zu befürchten; denn er hat wenigstens zwei tausend Weiber, die er besser, als sonst ein schwarzer König hält, und nichts, als für ihn selbst, in seinem Hause oder Palaste thun läßt, der einer kleinen Stadt gleicht. Wenn hundert und sechzig, oder zwei hundert von ihnen mit kleinen Gefässen nach Wasser gehen, so tragen sie den einen Tag reiche seidene, den andern scharlachene Kleider, mit drei oder vier breiten Korallenschnüren um den Hals, und ihre Führer haben bisweilen karmosine, grüne oder blaue Sammtkleider, mit silbernen vergoldeten Stäben in den Händen.

Als ich erst herkam, so hatte der Portugiese eine Mulattinn, mit welcher der König sehr wohl umgieng, und ihr viele Geschenke gab. Sie hatte zwei Weiber, und ein Mädchen zur Bedienung. Da sie aber an den Pokken gestorben, so will er gerne mehrere haben, und sagt, kein weisser Körper sollte etwas vergebens verlangen, das er für Gold zu erkaufen wüßte. Er muntert auch schwarze Fremde sehr auf, und ist einigen Malayen, (Mullahs) die jezt hier sind, sehr gnädig.

Das Land ist wegen seiner Höhe, da es beständig schöne kühle Winde hat, sehr gesund. Es ist auch sehr angenehm. Man hat das grosse Popo im Gesichte, ob gleich weit entfernt. Auch plagen uns die Mükken nicht.

Ich hoffe, ich werde noch bessere Gelegenheit

haben, die Macht und Grösse dieses Siegers zu beschreiben, die mich oft erstaunt gemacht hat, weil ich nicht vermuthete, so was in diesem Welttheile zu finden. Ich will daher meinen Brief mit einer kurzen Erzählung von dem Kriege beschliessen, den ich selbst mit angesehen, und aus dem ich nichts auf der Welt gerettet, als was ich auf dem Leibe gehabt, und darinn beinahe im Feuer umgekommen wäre. Dieses würde mir mit hundert andern wiederfahren seyn, wenn mir nicht ein Mann über die Mauer des alten Blankos Hause geholfen hätte, in das ich eingeschlossen war, sobald das Kriegsgeschrei kam. Ohne dieses Unglük würde ich vielleicht entronnen seyn. Ich vermuthe, daß der König von Ardrah und der alte Blanko dieß befürchtet haben, weil sie mich eingesperrt hatten.

Da dieses Haus das erste war, welches die Dahomeier anstekten, so kam ich zeitig genug heraus, um ein betrübter Zuschauer der folgenden Verwüstung zu seyn. Gleich darauf führten sie mich durch die Stadt zu des Königs Haus, wo der General von Dahome war. Ob er gleich sehr beschäftigt, und auf seinen Sieg stolz war, so nahm er mich doch gütig bei der Hand, und gab mir einen Trunk, welches ein Trost für mich war, ob ich ihn gleich nicht kannte. Zuerst hielt ich ihn für des Königs von Ardrah Bruder, ob ich mich alsdann wohl verwunderte, daß sein Gesicht so zerfezt war, und das Haus in Flammen stand. Ich erfuhr aber bald, wer er war.

Als wir ausgiengen, so konnten wir vor enthaupteten Leichnamen kaum fortkommen, und wenn es Blut geregnet hätte, so würde solches nicht dikker auf dem Boden liegen können. Beim Einbruche der Nacht gieng ich unter einem Haufen Volks mit dem Generale nach dem Lager. Nachdem er mir hier zwei bis drei Trünke gegeben, so ließ er mich bei einem von den kleinen Kriegshauptleuten, der sehr gütig und sorgfältig mit mir umgieng. Am Tag darauf brachten sie mir einen von meinen Jungen, welcher des Hauptmann Blankos Sohn war, aber weil selbiger so tödlich in den Kopf verwundet war, daß man das Gehirn sah, so war er nicht im Stande, mir zu melden, was sie sagten.

Zwei Tage darauf ließ mich der General bei sich und seinem Hauptmann sizzen, weil sie die Sklaven durchzählten; indem sie jedem ein Buschi gaben. Die Zahl stieg auf zwei grosse Kabes, welche achthundert Sklaven ausmachten. Ich sah unter selbigen noch zwei von meinen Jungen, von denen einer ins Knie, der andere ins dikke Bein verwundet war. Dieser Zufall gab mir Gelegenheit, etwas mehr mit dem Generale zu sprechen, der sich bemühte, mir ein Herz zu machen, eine Flasche Branntwein forderte, mir zutrank, und das übrige mich behalten ließ. Er bot mir auch einige Stükke Sletias u. s. f. an, welches ich aber, weil sie mir nichts nüz waren, ausschlug, und

meldete, wenn sie unter der Beute Hemden oder Kleider fänden, so wollte ich ihnen dafür danken, weil ich, wie ihr selbst errathen könnet, sehr beschmuzt aussah.

Die Leute, deren Gefangene meine Bedienten waren, wollten sie, ohne dabei zu seyn, nicht zu mir kommen lassen. Indessen sagte der General, ich sollte darüber im geringsten nicht unruhig seyn; denn Niemand sollte mir etwas thun, bis ich den König, seinen Herrn, gesehen, der mich, wie in der That geschah, gütig aufnehmen würde. Der General gab mir ein **Rideysol**, oder Sonnenschirm, und einen Tragsessel, um mich das Land hinaufzuschaffen, welches ich freudig annahm.

Weil ich gesehen hatte, wie viel Grausamkeiten an den Leichnamen alter Männer und Weiber begangen wurden, auch an denen, welche wegen ihrer Wunden, und weil sie verbrannt waren, u. s. f. nicht fortkommen konnten; so war es natürlich, daß ich mich fürchtete, besonders den ersten Morgen, da sie mich, nach meiner Einbildung, zum Opfer ausführten. Eine Trommel schlug einen Todtenmarsch vor mir her, und viele hundert versammelten sich um mich, welche sprangen und schrieen, daß es gen Himmel schallte. Viele hatten blosse Schwerter und Messer in den Händen, welche sie um mich, als ob es auf die Hinrichtung losgienge, herumschwangen. Weil ich indessen Gott um Barmherzigkeit anflehte, so schikte

der General meinem Hauptmann Befehl, mich zu ihm zu bringen, da er sich zwei Meilen vom Lager befand. Sein Befehl ward sogleich erfüllt, und ich zu ihm gebracht. Womit sich meine Furcht endigte.

Ich sollte auch einige Nächricht von meiner Vorführung beim Könige ertheilt haben, wenn Seine Majestät nicht diesen Augenblik eilfertig nach gegenwärtigem Briefe schikten, so daß ich ihn weder auszubessern noch abzuschreiben Zeit hatte. Ich hoffe daher, Sie werden die Wiederholungen und andere Fehler verzeihen, und bin

Ihr ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Bullfinch Lambe.

Unser Reisebeschreiber Smith fügt diesem Briefe die Nachricht bei, daß Bullfinch Lambe, nachdem er ungefähr zwei Jahre an dem Hofe des Königs von Dahome gewesen, endlich auf das Versprechen mit mehreren Europäern wieder zu kommen, von dem Negermonarchen losgelassen, und bei der Abreise reichlich beschenkt worden sei, so daß er mit einem baaren Vermögen von etwa 2000 Pfund Sterling *) am Werthe nach Fidah kam, wo er sich aber nur kurze Zeit aufhielt, und

*) Folglich ungefähr 20,000 Gulden rheinisch!

dann nach Barbados reiste. Daselbst traf ihn Smith auf seiner Rükreise.

Hier enden sich die Reiseberichte des brittischen Ingenieurs Smith, und mit denselben würden wir diesen Band schliessen, wenn nicht auch Snelgrave in seiner Reise nach Fidah und Dahome*) uns einige bemerkenswerthe Nachrichten von jenem Bullfinch Lambe mittheilte, die hier am beßten ihre Stelle finden.

Snelgrave kam im März 1727 wieder nach Fidah**), wohin er schon vorher verschiedene Reisen gethan hatte, und traf daselbst alles in schröklichster Zerstörung an; denn etwa drei Wochen vorher hatten die Dahomeer das Königreich Fidah angefallen, erobert und verwüstet***). Die Europäer waren aus ihren Faktoreien weg in die Gefangenschaft geschleppt, doch bald wieder losgelassen worden; das Feuer hatte alles weit

---

*) Welche Reisebeschreibung mit Weglassung dessen, was hier schon daraus entlehnt wird, im XI. B. d. W. ibre gebührende Stelle erhält.

**) Snelgrave kam also kurz vor Smith (m. s. oben) hier an, und blieb länger im Lande, als dieser. Er war gerade während Smith's Aufenthalt auf dieser Küste, am Hofe des Königs von Dahome.

***) Dasselbe sagt auch Smith. (M. s. oben.)

umher vertilgt, und die Felder waren mit Leichnamen ermordeter Negern wie übersäet.

Die hier wohnenden Britten erzählten nun ihrem Landsmann **Snelgrave** die ganze Geschichte dieses Kriegs, und so erfuhr derselbe auch die Schiksale des Faktors **Lambe**, von welchen er uns folgendes berichtet, das zur Ergänzung der Nachrichten, welche **Smith** mitgetheilt hat, dienen kann:

Der Statthalter der brittischen Niederlassung zu **Jaquin** schikte (um's Jahr 1722) den Faktor **Bullfinch Lambe** nach **Ardrah**, um gewisse Handelsgeschäfte mit dem Könige von **Ardrah** in Ordnung zu bringen. Dieser Negermonarch machte eine Forderung an die Britten von hundert Sklaven am Werthe, die er ihnen nach **Jaquin** geliefert zu haben behauptete. Unter diesem Vorwande behielt er den genannten Faktor in seiner Residenz zurük, und ließ dem brittischen Statthalter melden, er würde denselben zum Sklaven machen, wenn er ihm nicht sogleich den Werth von den besagten hundert Sklaven bezahlte. Der Statthalter weigerte sich dessen, und **Lambe** mußte in der Gefangenschaft zurükbleiben; doch wurde ihm sehr gut begegnet; auch wurde er nicht als Sklave behandelt.

Lambe war schon gegen zwei Jahre in dieser Gefangenschaft, als **Ardrah** von den Dahomeern erobert wurde, in deren Gewalt er jezt fiel. Diese

brachten ihn vor ihren König, welcher vorher noch nie einen Weissen gesehen hatte, und diesen ersten daher sehr gütig aufnahm. Der schwarze Eroberer ließ ihm eine eigene Haushaltung einrichten, schenkte ihm mehrere Negern zu Bedienten, und gab ihm selbst einige seiner nahen Anverwandtinnen zu Weibern. So lebte **Bullfinch Lambe** gegen drei Jahre an dem Hofe des Königs von Dahome, und würde wahrscheinlich vergnügt gewesen seyn, wenn er sich nicht so sehr nach seinem Vaterlande zurükgesehnt hätte. Voll von dieser Sehnsucht lag er dem Könige immer mit Bitten an, ihn doch zurükreisen zu lassen. Endlich willigte dieser darein, beschenkte ihn königlich bei der Abreise *), und schikte sogar auf dem ganzen Wege, den er auf seiner Rükreise bis zur Küste nehmen mußte, Boten vor ihm her, welche in allen Städten und Dörfern, durch die er ziehen mußte, den Befehl ertheilten, diesem Weissen nicht nur mit Hochachtung zu begegnen, sondern ihn auch mit allem Nöthigen beßtens zu versorgen.

Nach **Lambe's** Abreise fiel der König von Dahome auch das Königreich Fidah an und eroberte es. **Lambe** hatte ihm während seiner Anwesenheit immer davon abgerathen, theils wegen

*) Nämlich, das Geschenk bestand in 320 Unzen oder 20 Pfund Gold (gegen 9,000 fl. am Werthe) und acht Sklaven. (M. s. oben.)

des Widerstandes den ihm die mit Feuergewehr gut versehenen Fidaher leisten würden, theils wegen der Europäer, die wohl gezwungen wären, den Fidahern beizustehen. — Diese Hindernisse hielten den Eroberer nicht davon ab; er erfuhr durch Kundschafter, daß der König von Fidah ganz in Wollüsten versunken ein Weichling geworden war, und die Regierung seinen Vornehmen überlassen hatte, daß diese unter sich uneins, und daß die Unterthanen mit ihrer Regierung höchst unzufrieden waren. Diese günstigen Umstände benuzte der Monarch von Dahome auf's beßte, überfiel Fidah, trozte dem Aberglauben, den die Fidaher ihm statt der Waffen entgegensezten *), eroberte die Hauptstadt, wo sich damals die europäischen Statthalter aufhielten, welche mit ihrem ganzen Gefolge gefangen genommen wurden, und bemeisterte sich des ganzen Landes.

Unter diesen Europäern befand sich auch der abgehende brittische Statthalter **Tinker** **), welcher so eben im Begriffe war, nach Europa zurükzukehren, und sein Nachfolger **Duport**. Der portugiesische Statthalter war glüklich entwischt. Die-

*) Nämlich sie stellten ihnen ihre heiligen Schlangen entgegen, welche aber ihrer Heiligkeit oder Göttlichkeit ohngeachtet von den Dahomeern in Stükken gehauen wurden.

**) Von welchem oben.

se Europäer wurden vor den König gebracht, welcher sich wegen der ihnen wiederfahrnen Mißhandlungen entschuldigte, und sie ohne Lösegeld wieder entließ; aber das, was ihnen bei der Eroberung von Sabi geraubt worden war, das wurde ihnen nicht ersezt; doch schenkte der König den vornehmsten unter ihnen einige Sklaven, und versprach ihnen, nach vollbrachter Eroberung der Küstenländer für das höhere Aufblühen der Handlung besorgt zu seyn.

Er hielt auch darin Wort; denn als Snelgrave bald darauf hieher kam, so berief er ihn zu sich, behandelte ihn sehr gütig, und ließ sich wegen der Zölle äusserst billig finden. In seinen Unterredungen mit diesem Britten beklagte sich der Negermonarch gar sehr über den Faktor **Bullfinch Lambe.** Er sagte, er habe ihn doch so gut behandelt, habe ihn nicht nur frei losgegeben, sondern ihn auch noch ansehnlich beschenkt, und doch halte ihm dieser Weisse seine eidlich gegebene Versicherung wieder zu kommen gar nicht, denn nun seien schon seit seiner Abreise zwölf Monden verflossen. — Snelgrave entschuldigte seinen Landsmann so gut er konnte; er antwortete dem König, er kenne zwar den **Lambe** nicht weiter, da er aber gehört habe, derselbe sei von **Fidah** nach **Barbados** gereiset, welche Insel weit von England entfernt liegt, so glaube er doch, er werde seinem Eide getreu wieder kommen; denn die Zeit sei noch

zu kurz, als daß er in derselben die Reise von Fidah nach Barbados, von da nach England, und von da zurük nach Guinea hätte machen können.

Der Negerkönig bezeugte dem Snelgrave seine grosse Sehnsucht, den Lambe wieder zu sehen, und erzählte ihm, er habe diesem einen jungen Neger Namens Tom, der in Diensten der brittischen Faktorei zu Jaquin stand, daselbst die englische Sprache erlernt hatte, und nachher mit Lambe zu Ardrah gefangen worden war, auf die Reise nach Europa mitgegeben, damit dieser Neger nach seiner Rükkunft ihm das Gesehene berichten und sagen könnte, ob das Alles wahr wäre, was ihm Lambe während seines Aufenthalts an seinem Hofe von dem Könige von England, und von den Sitten und Gebräuchen der Britten erzählt habe.

Am Ende sezte der Monarch von Dahome noch hinzu: „Sollte aber auch Lambe seinen Eid brechen, und nicht wieder kommen, so werde ich doch seine Niederträchtigkeit die andern Europäer nicht entgelten lassen; was ich ihm geschenkt habe, ist eine Kleinigkeit, die ich nicht achte; käme er nur bald wieder, so wollte ich ihm gerne noch obendrein das größte Schiff voll Sklaven schenken!„ —

Snelgrave kam nachher wieder nach Fidah. Lambe war aber noch nicht zurükgekommen, endlich traf er ihn im Jahr 1731 in London, wohin

er in demselben Jahre, nach einem langen Aufenthalte in Amerika mit seinem Tom gekommen war. Lambe hatte dem Könige von Großbritannien einen Brief im Namen des Königs von Dahome überreicht; als er aber darüber befragt wurde, gestand er, daß dieser Negerkönig nichts davon wisse. Dennoch wurde beschlossen, den schwarzen Tom seinem Herrn wieder zu schikken.

Unterdessen mußte dieser Tom für einen Negerprinzen, für einen Abgesandten des Königs von Dahome gelten; denn dazu hatte ihn das lügenhafte Gerücht in London schon gemacht. Ja, die Sache gieng so weit, daß die Schauspieler — aus Spekulazion! — mehrere Male auf ihre Anschlagzettel sezten: „Zum Vergnügen des Negerprinzen Adomo Oroonoko Tomo„.

Snelgrave lachte über den Schwank, und hatte Mühe genug, das Publikum eines bessern zu belehren. Dem Lambe rieth er, nicht wieder nach Dahome zurükzukehren, indem der König wahrscheinlich über sein langes Ausbleiben sehr aufgebracht über ihn seyn mußte.

Tom wurde darauf mit kostbaren Geschenken für den König von Dahome beladen von dem Herzog von Richmont auf dem Kriegsschiffe der Tiger, unter Hauptmann Berkeley nach Fidah zurükgeschikt. Sein Monarch nahm ihn sehr gnädig auf, und wollte den Hauptmann Berkeley aus Dankbarkeit reichlich beschenken. Dieser war

aber schon wieder abgesegelt, weil er nicht so lange auf der Rhede liegen bleiben wollte, bis der Neger aus dem Innern des Landes, wo er den König aufsuchen mußte, wieder zurückkäme. —

So weit geht Snelgrave's Erzählung. — Die so interessante Geschichte des Negerkönigreichs Dahome auf der Sklavenküste folgt im eilften Bande dieses Werks, welcher der nähern Beschreibung dieses Theils von Guinea bestimmt ist.

Ende des achten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Um die nachfolgende Unterabtheilung von Guinea nicht zu zerreissen, wurde dieser Band um zwei Bogen schwächer, als er seyn sollte; diese sollen aber bei dem folgenden reichhaltigern Bande den Lesern wieder eingebracht werden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrmann, Theophil Friedrich, 1762-1811

Geschichte der merkwürdigsten Reisen welche seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser und zu Land unternommen worden sind

Bd.: 8

Frankfurt am Main (1793)

It.coll. 26-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10465355-1
VD18 80339069